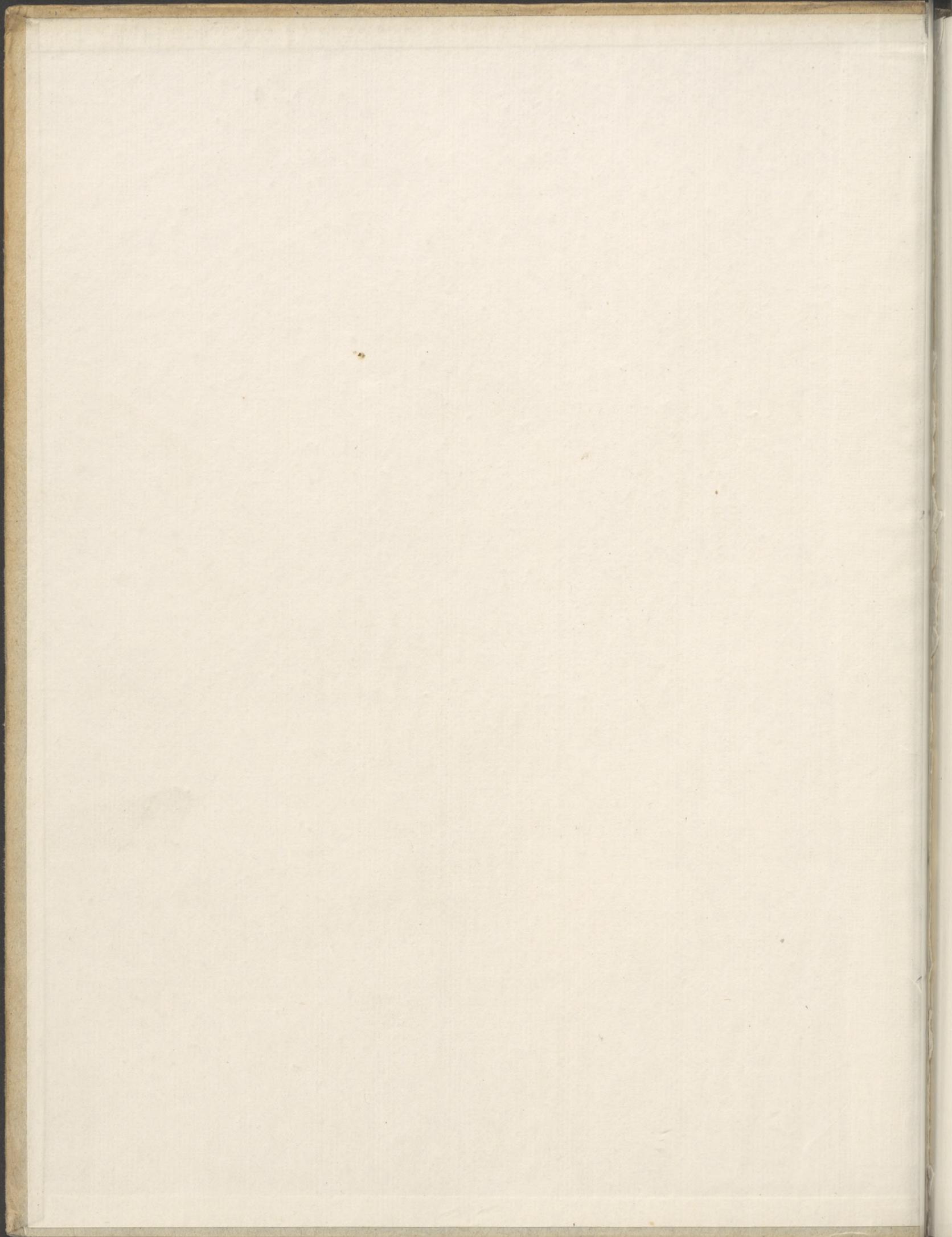


Biblioteka
U. M. K.
Toruń

52044

Paul Weiglin
Berliner Biedermeier

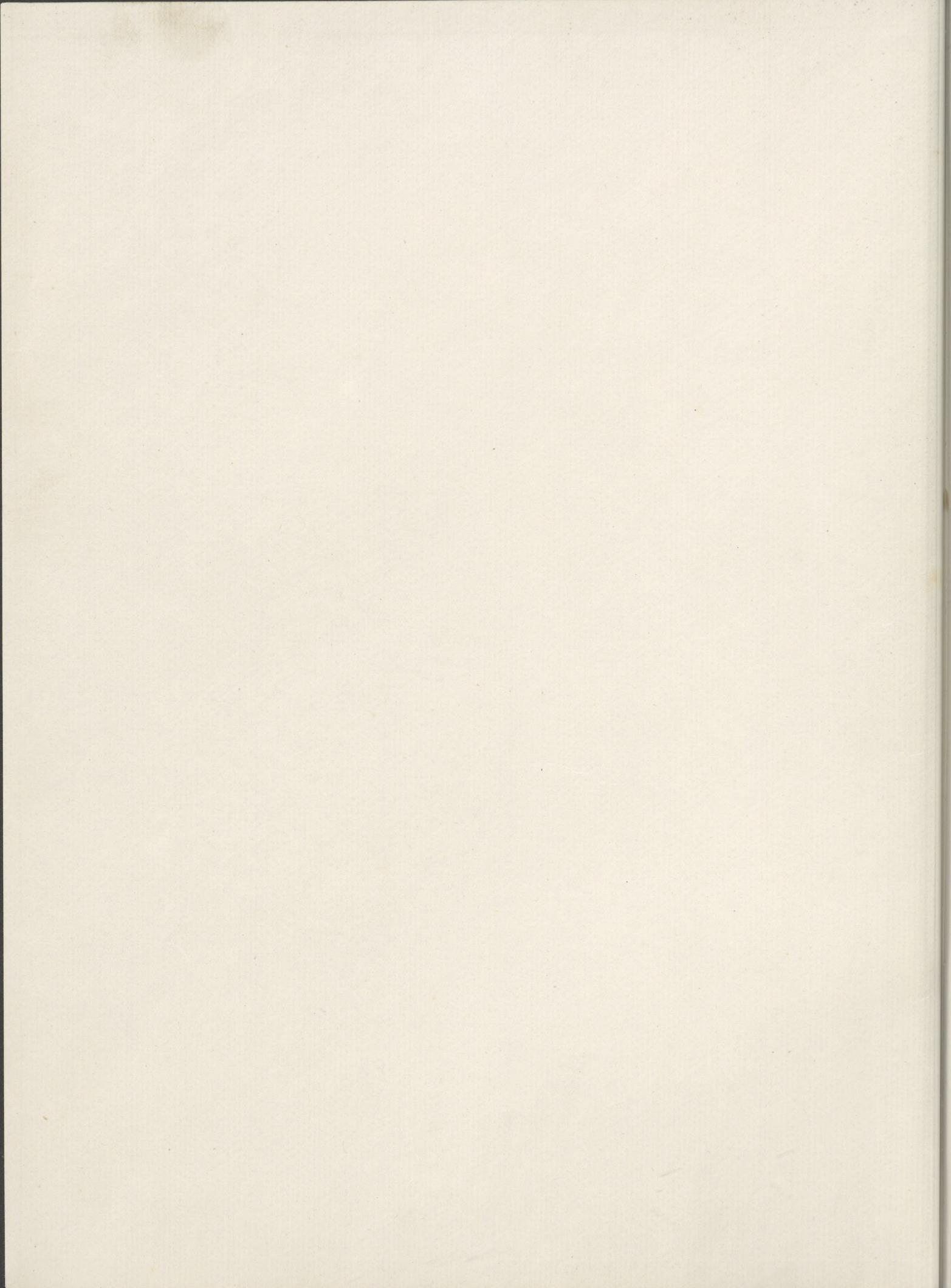


Papier

Verhanden 42

von Alessi









Ausritt der Fürstin Liegnitz im Park des Charlottenburger Schlosses
Gemälde von Franz Krüger. Berlin, Hohenzollern-Museum



Paul Weiglin

Berliner Biedermeier

Leben, Kunst und Kultur
in Alt-Berlin
zwischen 1815 und 1848



Mit 194 Abbildungen
darunter 44 farbigen Wiedergaben

Belhagen & Klasing
in Bielefeld und Leipzig



Entwurf für Einband, Schutzumschlag und Innentitel von Kurt Gundermann, Leipzig

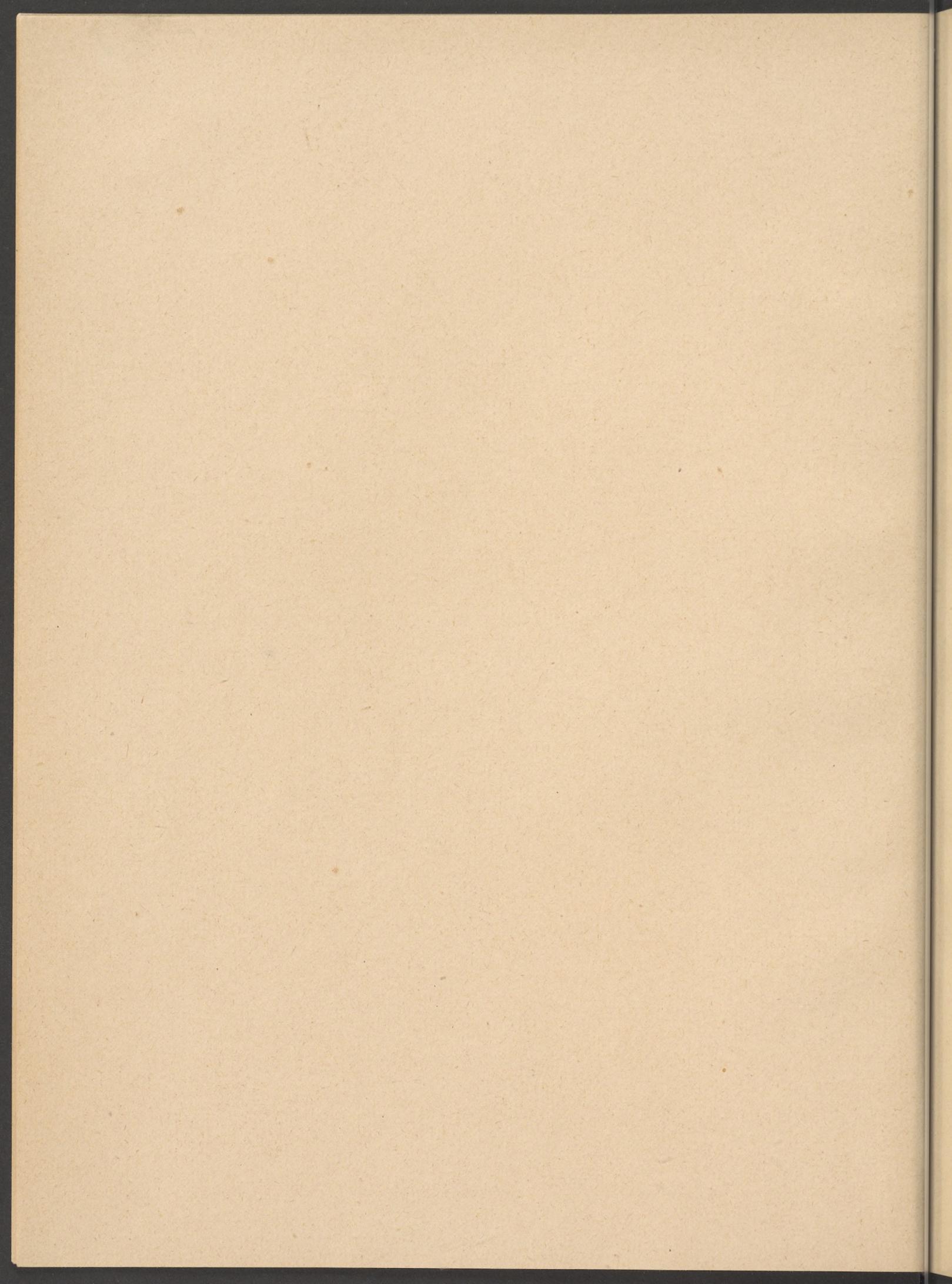
52044



Alle Rechte, besonders das der Übersetzung, vom Verlag vorbehalten
Copyright 1942 by Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig
Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld

Inhaltsübersicht

Der Stil und die Stadt	1
Der Hof und der Staat	17
Das neue Berlin und seine Künstler	46
Religiöses, wissenschaftliches und literarisches Leben	88
Theater und Musik	125
Das Vergnügen der Einwohner.	155
Bürger, Bourgeois, Proletarier	198
Namenverzeichnis	225



Der Stil und die Stadt

Niemand würde sie heute noch in einem Atem zu nennen wagen, das behagliche Biedermeier und die gehezte Millionenstadt, aber in der Zeit zwischen dem Sturz Napoleons und der achtundvierziger Revolution paßten Stil und Stadt vortrefflich zusammen. Wenigstens scheint es allen denen so, die in dem frommen Glauben leben, daß es die Großeltern oder Urgroßeltern unendlich viel besser und namentlich ruhiger gehabt haben als sie. Die Ferne macht alles schön. Nur weil man die Plagen auch jener Jahre verschmerzt und vergessen hatte, konnte ein heiterer literarischer Einfall zur Bezeichnung einer Lebens- und Wohnkultur werden. Seit Anfang unseres Jahrhunderts begann der Ausdruck Biedermeier den Vormärz zu verdrängen, der der politischen Betrachtung von Menschen und Ereignissen vorbehalten blieb. Geschaffen haben Wort und Begriff zwei lustige Badener, der später weltberühmt gewordene Arzt Adolf Rußmann und der humorgesegnete Schriftsteller und Oberamtsrichter Ludwig Sichrodt. Rußmann war es, der an einem milden Vorfrühlingstage des Jahres 1853 in der Bücherei eines Karlsruher Bekannten die auf Kosten des Verfassers gedruckten „Sämtlichen Gedichte des alten Dorfschulmeisters Samuel Friedrich Cauter“ entdeckte. Er erkannte sofort die Kostbarkeit dieses an unwillkürlicher Komik reichen Schatzes. Sein Freund Sichrodt teilte seine Freude, und beide beschloßen, die Perlen der Cauterschen Sammlung herauszugeben und eine Anzahl eigener Verse im gleichen Ton hinzuzufügen. Als sie nach einem Decknamen für ihr vergnüglichen Unternehmen suchten, versielen sie, wohl im Anklang an Friedrich Theodor Vischers Volks- und Bänkelsänger Echartemeyer, auf den Namen Biedermeier und ahnten nicht, wie erobertüchtig und süchtig das Wort nach einem halben Jahrhundert werden würde.

Man wehrt sich neuerdings dagegen. In dem Bestreben nach sauberer Scheidung der Begriffe weisen gelehrte Kenner darauf hin, daß die Erscheinungen zwischen 1815 und 1848 viel zu mannigfaltig und häufig auch zu groß seien, um in das mit Biedermeier bezeichnete Fach eingeordnet zu werden. Man möchte das Wort nur für das Kleinleben des Alltags verwendet wissen und faßt es genau so wie der durchschnittliche Betrachter, der nur die bürgerliche Welt mit ihrem bescheidenen Glück vor Augen hat. Selbstverständlich fallen die Großen auch dieser Jahre aus den Begriffen des Üblichen. Allein weder das gebändigte Genie Goethes noch das aller Fesseln spottende Grabbes ist frei von biedermeierlichen Zügen. Man darf den Biedermeier nur nicht mit dem Philister oder dem Spießher zusammenwerfen. Er kann es sein, und oft genug ist er es, jedoch er braucht es nicht zu

sein. Wir meinen, daß der Stil des Biedermeiers die Zeit in allen ihren Äußerungen umfaßt, daß sich in ihm die letzte Blüte einer bewußt bürgerlichen Kultur entfaltet. Es war eine kurze Blüte. Der Bürger hat nicht das Glück und die Fähigkeit gehabt, die Geschicke Deutschlands zu leiten. Der im Biedermeier unternommene Versuch, gestützt auf Lehren und Irrlehren der Französischen Revolution, ist 1848 gescheitert. Das Bürgertum fand sich ab und flüchtete in die Wirtschaft, ins Geldverdienen. Was in der Erinnerung als rühmlich und fruchtbar blieb, waren seine kulturellen Leistungen. Es wäre falsch, sich vorzustellen, daß das ganze Volk daran Anteil gehabt hätte. Es gab sehr zahlreiche Schichten, die ausgeschlossen blieben, und nur wenige hatten die Einsicht, das Herz und den Mut, diesen Zustand für unwürdig und verderblich zu erklären und auf Abhilfe zu sinnen. Jedoch ist es immer nützlich, hinter die Kulissen zu sehen. Die Bühne, auf der sich das Biedermeier in voller Festbeleuchtung abspielte, war allerliebste ausgestattet, und wer auftrat, wußte sich angemessen zu geben. Es liegt ein Schimmer von Wohlstand und Tüchtigkeit über dieser bürgerlichen Welt, für die die angenehmen Dinge des Lebens, sogar die künstlerischen, ein weitverbreitetes Bedürfnis waren. Vieles war verfehlt, manches lächerlich, wie die Gedichte des Landschulmeisters Gaunter zu Flehingen. Allein es wirkt wie eine Mahnung, auch solches Bemühen nicht zu verachten, wenn wir bei ihm unter ärmlichen Reimereien und untertänigen Lobgesängen auf das Lied vom Wachtelschlag stoßen: „Horch, wie schallt's dorten so lieblich hervor: Fürchte Gott! Fürchte Gott!“ Die frommen Verse haben zwei andere, zwei unsterbliche Biedermeier aufs Herz getroffen, so daß sie dem Lied ihre Weisen schenkten: Beethoven und Schubert.



Die immer gutbesetzte Bank Unter den Linden. Lithographie von Weindauer um 1820. Sammlung Handke



Die Straße Unter den Linden im Jahre 1838. Ganz im Hintergrunde das Schloß
Gemälde von Wilhelm Brücke d. J. im Berliner Schloß
Phot. F. Bruckmann, München



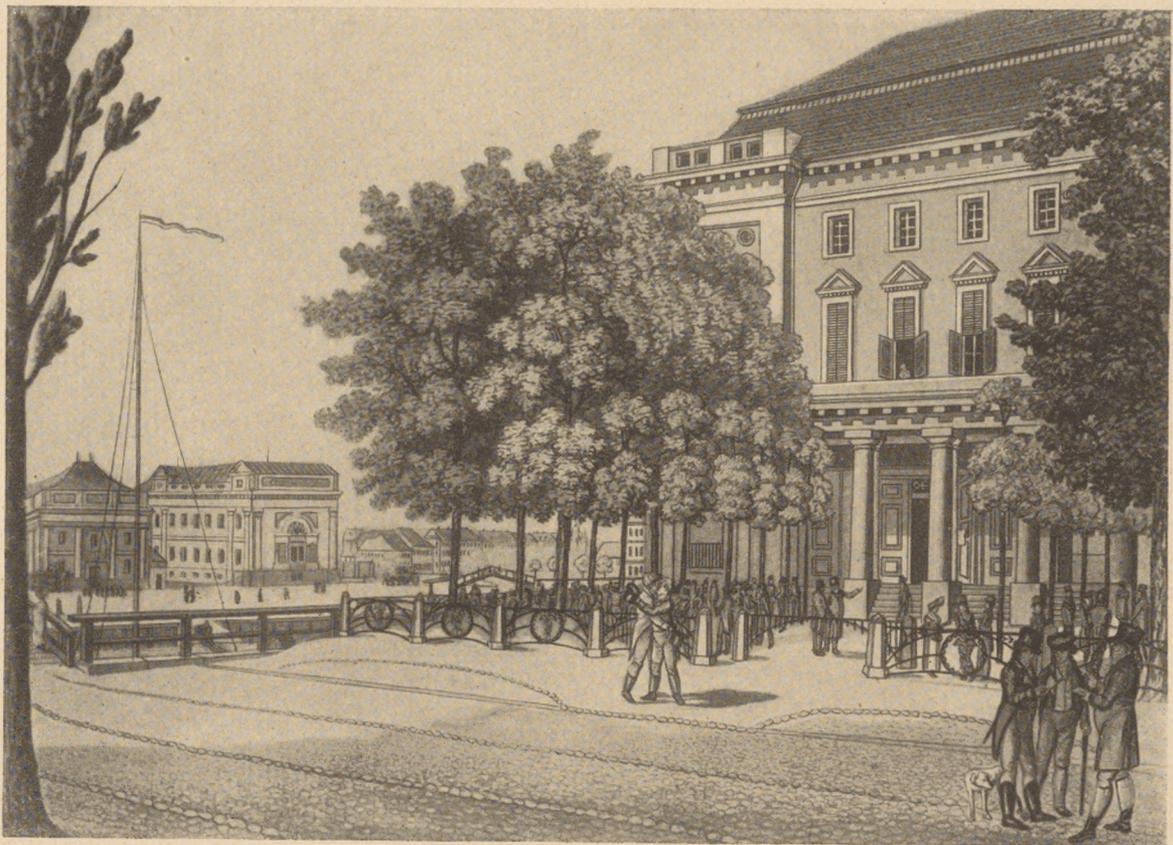
Gemeinschaftliche Laube. Gemälde von Theodor Hosemann

Die Menschen von damals würden sich dagegen verwahrt haben, hätte man sie als Biedermeier bezeichnet. Keinem Geschlecht ist es erspart geblieben, sich als Übergang zu fühlen, und man muß sich nur wundern, daß diese alte Erfahrung immer wieder als eine neue Entdeckung ausgesprochen wird. So meinte Wilhelm von Humboldt in merkwürdiger Übertreibung, es hätte noch nie eine Epoche gegeben, wo überall und auf allen Punkten die alte und neue Zeit in so schneidenden Kontrast getreten wären. Wir glauben, jedes Geschlecht wird so urteilen, muß so urteilen, denn wie könnte es sonst wagen, sich wichtig zu nehmen? Ob die Biedermeier getaugt haben, darüber waren die Zeitgenossen verschiedener Ansicht. Fontane, der in seinem Vater sowie in seinem Onkel August sehr leichtfertige und leichtfertige Biedermeier kennengelernt hatte und selbst nur mit Mühe zu einem bescheidenen Wohlstand gelangt war, schrieb das strenge, sicher überstrenge Urteil: „Die Scheidung in echt und unecht, in reell und unrell, in anständig und unanständig hatte damals noch nicht stattgefunden; alles, mit verschwindenden Ausnahmen, war angesteckt und angekränkelt.“ Es ging in Berlin vielleicht nicht so liebenswürdig, aber ganz



Regelgesellschaft. 1834. Gemälde von Friedrich Eduard Meyerheim in der Nationalgalerie zu Berlin
Phot. F. Bruckmann, München

gewiß nicht schlechter zu als später, und namentlich in der Jugend regte sich ein besserer Geist als in den Alten. Sie war noch erfüllt von dem Erlebnis und der Überlieferung der Freiheitskriege und hing an Religion, Vaterland, Eltern als an den höchsten und zugleich menschlich natürlichsten Dingen. Die harte Zeit der Fremdherrschaft hatte ihren Segen gehabt. Die Liederlichkeit, die namentlich den Adel unter der laschen Regierung Friedrich Wilhelms II. befallen hatte, war geschwunden, und mochte es mancher als pedantisch empfinden, daß Tugend Mode wurde: es war die schlechteste Mode nicht. Die Einfachheit und die Sauberkeit der Sitten wurden durch das Vorbild Friedrich Wilhelms III. gefördert, der den Untergang und die Wiedergeburt Preußens erduldet hatte. Als er im August 1814 als Sieger einziehen sollte, fand er die geplanten Empfangsfeierlichkeiten zwar als Ausdruck guter Gesinnung vortrefflich, jedoch zu prächtig. Er wollte nichts wissen von Siegestrophäen, die den überwundenen Feind mit elender Prahlerei verhöhten. Er trug aus bitterem Erleben das biedermeierliche Sprichwort im Herzen: „Hochmut kommt vor dem Fall“ und wollte ihn nicht wieder ins Kraut schießen lassen. Allen in Ehrerbietung vorgebrachten Einwänden zum Trotz mußte Unter den Linden und



Die Börse mit der Aussicht nach dem neuen Packhof, dem Badehaus und der Friedrichsbrücke
Zeichnung von F. A. Calau

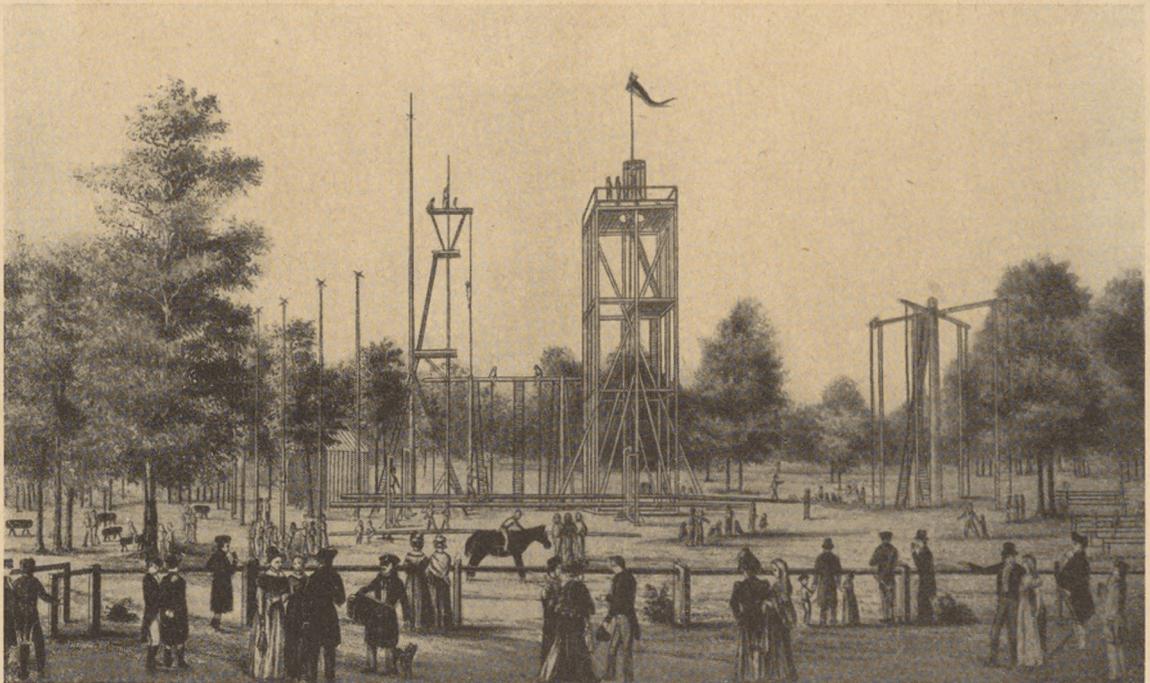


Das erste Dampfschiff in Berlin. Blick auf Schloß Bellevue. Aquatintastich um 1818
Staatliche Kunstbibliothek Berlin

am Zeughaus abgerüstet werden, und wir dürfen sicher sein, daß die noch in der Nacht vor dem Einzug entfernte Herrlichkeit nicht geschmacklos-pompös gewesen ist, denn Schinkel hatte sie entworfen. Ein nüchterner Sinn setzte sich gegen die künstlerische Phantasie durch, doch es war kein unromantisches Gefühl, das hier befahl. Dem Demütigen hatte Gott geholfen, und alles mußte vermieden werden, was den Schlaf der bösen Mächte hätte stören können. Das Beste, so schien es nach den Erschütterungen furchtbarer Jahrzehnte voll Krieg und Schrecken, war ein gewisses Mittelmaß, und auch Goethe hielt es für ein Zeichen der Zeit, daß eine mittlere Kultur sich auszubreiten beginne. Mit dieser mittleren Kultur meint er die bürgerliche, das Biedermeier.

Wer ein rüstiger Fußgänger war, konnte die Stadt Berlin in knapp vier Stunden umwandern. Ihre Einwohnerzahl wuchs zwischen 1820 und 1840 von 200 000 auf 330 000, 1850 waren es 400 000, und 1861 wurde eine halbe Million erreicht. Das Biedermeierberlin war nach unsern gegenwärtigen Maßstäben eine bescheidene Großstadt, die freilich den Zeitgenossen als gewaltig und aufregend erschien. Der alte Schadow klagte, Berlin dehne sich so aus, daß man

so entfernt voneinander wohnte, als lebte man in zwei Städten. Im Innern, in der Königsstraße zumal, drängte sich die Menge vor den Geschäften. Um das alte Rathaus wehte noch mittelalterliche Luft; hier stand noch der Pranger mit dem Halseisen und drohte, freilich ohne rechten Erfolg, betrügerischen Bankrottierern. Gutzkow zeichnet in seinen Lebenserinnerungen ein sehr liebevolles Bild seiner Heimatstadt. Er vergißt nicht die düstere Stadtvogtei und den Mühlendamm mit seinen mehlbestreuten Kolonnaden, die ehrwürdigen Kirchen St. Nikolai und St. Marien. Auf dem freundlich-heiteren Spittelmarkt, dessen Gertraudenkirche noch stand, saßen Obsthändler und Fischweiber. Auf dem Dönhofsplatz exerzierten Soldaten. In der Hasenheide trieben die Turner ihr nicht immer mit höherem Wohlwollen betrachtetes Wesen. Die Lindenstraße war totenstill; an ihr lag das mit heiliger Scheu als Hort preußischer Gerechtigkeit verehrte Kammergericht. Es gab damals noch Luft und Licht in der Stadt, auch in ihrem Kern, den noch vor kurzem die Mauer umschlossen hatte; sie war gefallen, weil man in dem neuen Volksheer nicht mehr wie ehemals mit der Lust zu desertieren zu rechnen brauchte. Die Dorotheenstraße hieß die letzte Straße und war es auch. Hinter ihr, wo jetzt der Bahnhof Friedrichstraße als eine der wichtigsten Stellen weltstädtischen Verkehrs liegt, dehnten sich Zimmerplätze und Gärten. Einer der größten Gärten gehörte dem Branntweinbrenner George, und die Straße, die nun schon seit vielen Jahrzehnten über den Garten führt, trägt noch jetzt den Namen des ehemaligen Besitzers. Die Linden waren auch in der Biedermeierzeit die Prachtstraße Berlins. Hier



Der Turnplatz in der Hasenheide während der zwanziger Jahre

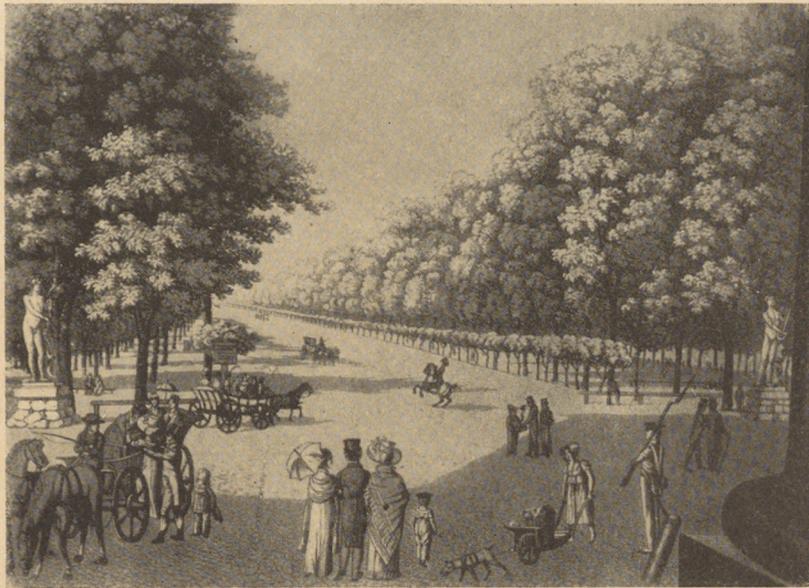


Blick von den Königlichen Mühlen am Mühlendamm nach der Langen Brücke
hinten die Schlosskuppel. Gemälde von Albert Schwendy



Blick vom Dach der Werderschen Kirche auf das Schloß, den alten Dom, den Lustgarten und die Marienkirche
Ausschnitt aus einem Gemälde von Eduard Gärtner

Blick vom
Brandenburger Tor auf die
Charlottenburger Chaussee.
Zeichnung von
Johann Daniel Laurens



reiheten sich die Paläste, auch die des reich gewordenen Bürgertums, aneinander. Hier gab es eine Anzahl glänzender Geschäfte, doch waren es so wenige, daß die abgeschlossene Vornehmheit des Gesamteindrucks nicht gestört wurde. In die

Neue Wilhelmstraße führte ein Portal, das mit feinstem Gefühl in ein Haus eingebaut worden war; es ist heute noch schade, daß diese Schinkelsche Kostbarkeit dem Verkehr hat fallen müssen.

Man war schnell draußen in Berlin. Schon die Charité, in knapp zehn Minuten von jenem Portal aus zu erreichen, stand mitten in freiem Feld. Hier konnte die Jugend ungestört Ball spielen und Drachen steigen lassen. Das Häusermeer zwischen dem Potsdamer und dem Hallischen Tor war noch nicht vorhanden. Das Geheimratsviertel, das allmählich vor dem Potsdamer Tor entstand und mit der wachsenden Stadt immer weiter nach Westen wich, lag im Biedermeierberlin hauptsächlich in der Friedrichsstadt, zwischen den Linden und dem ehemals Rondell genannten Belle-Alliance-Platz. Der Pariser Platz, das alte Quarré, beherbergte seit 1791 die Wache am Brandenburger Tor, und noch bis 1840 hielt man es für geraten, die Durchfahrten des Nachts mit Gittern zu schließen. Paul de Lagarde, der in Berlin aufgewachsen war und in der Stadt bis 1856 als Gymnasiallehrer wirkte, preist sie als poetisch. Namentlich Neukölln am Wasser hatte es ihm angetan. Er liebte die langen Kähne, aus deren Kajüten Torfranch aufstieg, auf deren Deck Windeln und Hemden getrocknet wurden, so daß selbst der Fluß wohllich erschien. Diese und andere Idyllen in der Großstadt, etwa die Milchwirtschaften, die Gärtnereien und selbst das Quaken der Frösche aus dem 1841 zugeschütteten Schafgraben, waren reizvoll. Jedoch schon damals begann eine für viele unerfreuliche Entwicklung im Wohnungsbau. Zwischen 1797 und 1840 wurden 1000 neue Vorderhäuser errichtet, während es 7000 bewohnte Hinterhäuser gab. Es war der bauende Biedermeier, der das scheußliche Berliner Zimmer erfand, jenes immer dunkle Gemach, das die Ecke von Vorder- und Seitenflügel einnahm, mit dem Ausblick auf einen meist wenig erfreulichen Hof. Man konnte Berlin weder die sauberste noch die hellste Stadt der Welt oder auch nur in den Grenzen des durchlauchtigsten Deutschen Bundes



Die Klosterstraße 1829. Gemälde von Eduard Gärtner



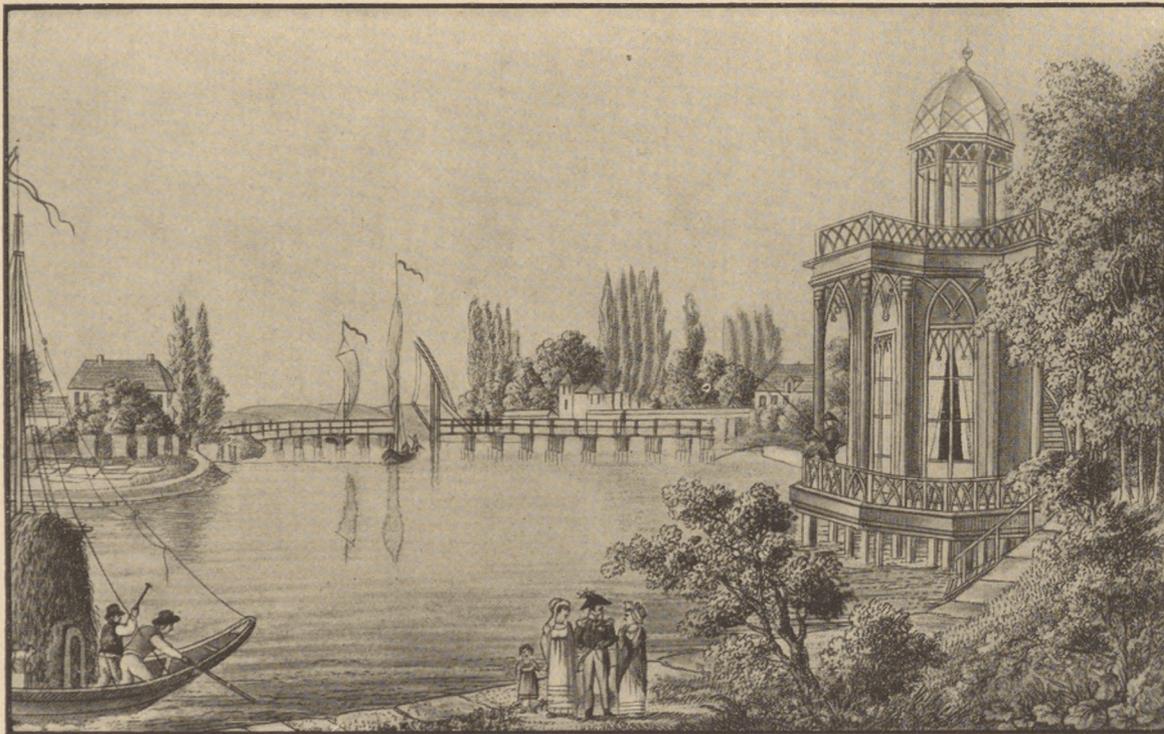
Spottbild auf die ersten Gaslaternen. (Einem Laternenanzünder, dem es nicht gleich gelingt, die Gaslaterne mit einer Öllampe in Brand zu stecken, rufen die Straßenjungen zu: „Männchen, soll ich Ihn'n nich vorn Groschen Öl besorgen?“ Blatt um 1830

nennen. Die Straßen waren z. T. auffallend schmutzig. In die Kinnsteine kam der Unrat, und übler Geruch machte auch vor den Nasen Königlicher Hoheiten nicht halt; der Kronprinz, später Friedrich Wilhelm IV., schrieb an seine Schwester im Prinzessinnenpalais: „An Prinzessin Luise, wohnhaft am stinkerigen Graben“, womit der Festungsgraben gemeint war. Zwar wurde 1826 die Gasbeleuchtung in den Straßen eingeführt, wobei sich zum Gaudium der Berliner ereignete, daß am ersten Abend die Lampen platzten; jedoch vom 1. Mai bis zum 31. August verließ man sich auf die langen Tage und den guten Mond und brannte keine Laterne an. Es war auch nicht nötig; denn um 10 Uhr pflegte jedermann nach Hause zu gehen, es sei denn der Nachtwächter, der mit Spieß und Hund seinen Dienst tat, die Stunden pfiß und bei Feuer ins Horn

stieß. Ein großer Fortschritt für den Verkehr auf den erst unter Friedrich Wilhelm III. gepflasterten und durchweg ordentlich benannten Straßen war die Einrichtung des Bürgersteigs oder, wie es heute heißt, der Gehbahn. Im Jahre 1824 legten die berühmten Weinhändler Lutter und Wegner vor ihr Haus an der Ecke der Französischen und der Charlottenstraße Granitplatten. Man fand das auch von allerhöchster Stelle sehr löblich und ordnete an, zur Belohnung die Namen aller derer öffentlich bekanntzumachen, die dem nachahmenswerten Beispiel folgten. Es waren und blieben jedoch nur wenige, und so mußte 1828 eine Kabinettsordre die allgemeine Anlage von Bürgersteigen befehlen. Auch mit Asphalt machte man 1833 Unter den Linden, vor dem Rathaus und vor dem Gewerbehaufe in der Klosterstraße Versuche.



Omnibus nach dem Sinkenkrug. Federlithographie aus „Berlin und die Berliner“. 1842. Staatliche Kunstbibliothek Berlin



Ansicht des Angelhauses im Königlichen Garten zu Charlottenburg
Kolorierter Aquatintastich von F. A. Schmidt nach H. A. Forst. Staatliche Kunstbibliothek Berlin



Alte Berliner Droschke. „Ein andermal spann' Er die Uhr vor'n Wagen, und steck' Er das Pferd in die Tasche.“ Historia-Photo

Die Stadt war nicht so imposant wie London oder Paris. Sie war nicht so schön wie Wien oder Dresden, allein sie hatte ihre gemütlichen Reize, wie wir noch spüren, wenn wir Wilhelm Raabe in seine „Eperlingsgasse“ folgen. Sie hatte noch enge Beziehungen zum märkischen Lande, wenn auch die Freundschaft des Städters zum Bauern nicht besonders herzlich erwidert wurde. Eine halbe Meile von der Stadt war man mitten in der Mark

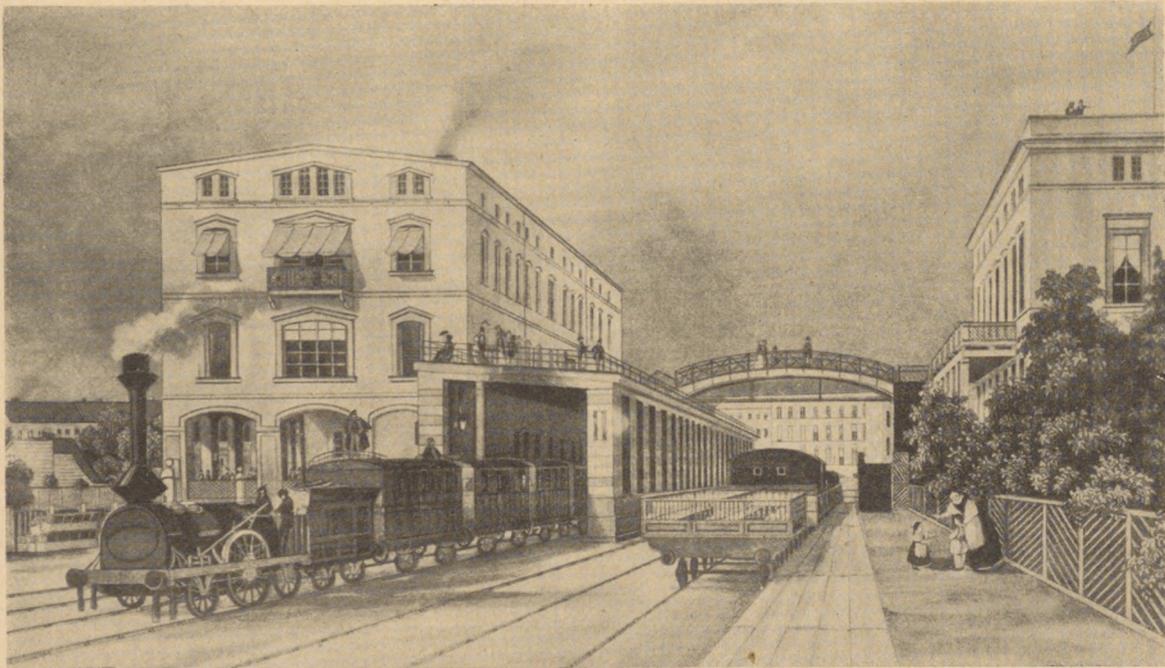
Brandenburg. Hier standen wie in alten Zeiten die kleinen niedrigen Lehmhäuser mit den dichten Strohdächern und der Linde vor dem Tor. Hier trugen die Bauern noch kurze Jacken und lederne Hosen und sprachen ihre unverfälschte niederdeutsche Mundart. Doch schon begann die große Residenz sich zu recken und ihre Eroberungszüge zu machen. Charlottenburg, Schöneberg, Lichtenberg – es war alles sehr weit draußen, und ein Ausflug dorthin war ein Unternehmen. Aber als Sommerfrischen waren einige der späteren Vororte vortrefflich zu gebrauchen, und es wurde die Klage laut, daß die Bauern den leichten und reichlichen Verdienst mit Vergnügen einstrichen und darüber ihre Wirtschaft zu vernachlässigen begannen. Freilich die großen und oft so verderblichen Geschäfte, die sie zu Millionären machten und sie entwurzelten, waren noch nicht zu ahnen. Die mangelhafte Entwicklung der Verkehrsmittel riet jedem, sich in der Stadt und in erreichbarer Nähe seiner Arbeitsstätte zu halten. Droschken gab es seit 1815; es waren 32 an der Zahl, und die Kutscher trugen einen grauen Mantel mit gelben Aufschlägen. Nach fünfzehn Jahren wurde das Droschkenfuhrwesen in eine privilegierte



Landpartie im Kremser.
Zeichnung von Ludwig Löffler.
Sammlung Handke

Gesellschaft zusammengefaßt, und wer einen Wagen benutzen wollte, war nicht mehr der Willkür des Kutschers ausgeliefert. Die Tour von 15 bis 20 Minuten kostete 5 Groschen die Person; eine solche Tour reichte z. B. vom Alexanderplatz bis zum Potsdamer Tor, das heißt, man konnte für 5 Groschen Berlin durchqueren. Den Droschken waren Halteplätze angewiesen, unter anderem auch am Kammergericht, denn die Herren Richter und Anwälte hatten es eilig. Nach 11 Uhr brauchte kein Kutscher eine Fuhre mehr anzunehmen. Man konnte sich eine Droschke auch für einen ganzen Tag mieten und profitierte dabei 6 Stunden; denn der Berliner Wiß meinte, eine richtige Droschke fahre so langsam, daß sie 30 Stunden für den Tag brauche. Für Ausflüge nach Charlottenburg standen am Brandenburger Tor die sogenannten Torwagen bereit; sie fuhren aber nur, wenn auch der letzte Platz von der „letzten lumpichten Person“ besetzt war. Der erste Omnibus, der nach einem festen Plan verkehrte, lief seit 1839. Er war eine wohlthätige Folge der Berlin-Potsdamer Eisenbahn und fuhr vom Potsdamer Bahnhof nach dem Alexanderplatz. Nach sieben Jahren waren bereits fünf weitere Linien eingerichtet.

Die erste preussische Bahn von Berlin nach Potsdam wurde am 29. Oktober 1838 eingeweiht; sie war mit 26 Kilometern die längste Strecke im Bundesgebiet und hatte eine Million Taler, die durch Ausgabe von 5000 Aktien zu je 200 Talern aufgebracht worden waren, gekostet. Man hatte wie allerorten gerade auch unter den gescheiterten Leuten ein tiefes Mißtrauen gegen die neue Erfindung, und oft ist belächelt worden, daß Friedrich Wilhelm III. äußerte: „Unser



Der Potsdamer Bahnhof in Berlin 1838. Zeichnung von Julius Henning



„Die Postkutsche ist doch
zuverlässiger!“
Echerz bild um 1820

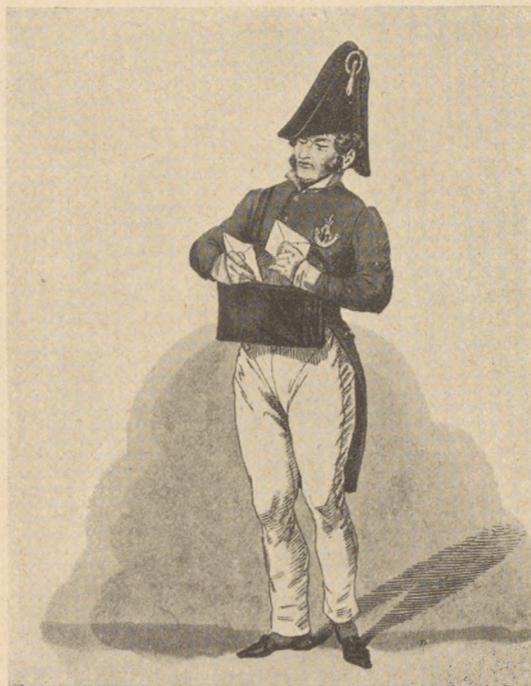
Zeitalter liebt den Dampf. Alles soll Karriere gehen. Die Ruhe und Gemütlichkeit leidet aber darunter. Kann mir keine große Seligkeit davon versprechen, ein paar Stunden früher in Berlin oder Potsdam zu sein. Zeit wird's lehren.“ Die Zeit hat auch diesen Biedermeier gelehrt, daß neue Erfindungen selbst den Unwilligen

überwältigen. Lange hat er sich gesträubt. Endlich fuhr er mit der Bahn, und als er es einmal probiert hatte, gab er es auf, seine wackeren Säule die lange und staubige Landstraße traben zu lassen. Man war auch von Unbeginn auf den allerhöchsten Benutzer eingerichtet. Zwei Staatswagen standen für ihn bereit. Im übrigen setzte sich der Wagenpark aus fünf erster, neun zweiter und achtundzwanzig dritter Klasse zusammen. Wer dritter Güte fuhr und Pech hatte, erwischte einen offenen Wagen und tat wohl daran, einen Regenschirm mitzunehmen. Die sechs Lokomotiven, die Schienen, die Achsen, die Räder waren aus England bezogen. Bald war die junge Berliner Industrie auch für den Eisenbahnbau in jeder Hinsicht gerüstet.

Wenn der König von der Bahn nicht viel hielt, so konnte er sich dabei auf seinen Minister, den aus Ansbach stammenden und von Hardenbergs Gunst getragenen Herrn Karl von Nagler, berufen, der die Post unter sich hatte, einen vortrefflichen Verwaltungsbeamten und nebenbei hervorragenden Kunstsammler; er schätzte die neue Erfindung gar nicht, weil er seine Post eifersüchtig liebte. Wo waren die Zeiten, da Chamisso (1812) spotten konnte, die Postwagen wären eigentlich für Botaniker eingerichtet, denn sie ließen seinem Sammeltriebe gut Muße, und auch in der Nacht versäumte der Gelehrte nichts, denn am Morgen fände er sich ungefähr auf derselben Stelle wie am Abend vorher. Seitdem Nagler Präsident der Postverwaltung geworden war (1821), ging die Post von und nach Westen und Osten, zwischen Köln und Königsberg, täglich von Berlin. In drei Tagen und vier Nächten kam der Reisende mit der Schnellpost von Berlin nach Köln. Ein Brief nach Bonn kostete 9, nach Paris 17 1/2 Silbergroschen. Freilich mußten die Schreiber jeden Brief in einem selbstverfertigten Umschlag auf dem Generalpostamt in der Königsstraße abgeben, damit die Gebühr dort berechnet und bezahlt werden konnte. Diese Einrichtung hatte auch noch andere, politische Gründe, über die Nagler nicht gern sprach, denn in einem geordneten Staat durfte man die Möglichkeit, auch das private Geschreibsel mancher

Untertanen zu beaufsichtigen, nicht aus der Hand geben. Im übrigen erwies sich die Post den Anforderungen des großstädtischen Verkehrs höchst gefällig. Sie beförderte Stadtbriefe für einen Silbergroschen auch in die Umgebung der Stadt. Innerhalb weniger Stunden wurden sie bestellt. Täglich sechsmal wurden solche Stadtbriefe angenommen, und man brauchte sich nicht in die Königsstraße zu bemühen, sondern 61 Kaufleute in allen Vierteln der Residenz waren pünktliche Helfer des Herrn Generalpostmeisters. Während sich sonst die preussischen Beamten auch in Berlin nicht durch ausnehmende Liebenswürdigkeit im Verkehr mit dem Publikum auszeichneten – der junge Bismarck nannte z. B. die Berliner Polizei die größte in Europa –, erzog Nagler seine Untergebenen außer zur Pünktlichkeit auch zur Höflichkeit. Seine Fürsorge für die Postverbindungen Berlins mit der Welt hatte für die Berliner Zeitungen die Folge, daß sie, seit Neujahr 1824, täglich mit Ausnahme der Sonntage erscheinen konnten und durften. Doch sollte es noch lange dauern, bis sie sich einbildeten und beanspruchten, Ausdruck der öffentlichen Meinung zu sein. Immerhin stand schon der Journalismus des jungen Deutschlands auf dem Sprunge, um die wehrhafte Feder anzusetzen, sobald es soweit war.

Mitten zwischen 1815 und 1848, in dem auch politisch erregten und für den Berliner Biedermeier bedeutenden Jahr 1830, zog durch die Stadt die Cholera. Wer irgend konnte, verließ Berlin, u. a. der junge Privatdozent für Philosophie Dr. Arthur Schopenhauer. Man hat darüber gespottet, daß der Pessimist so am Leben hing, und nicht bedacht, daß auch dieser Große ein Biedermeier war, der sich das zweifelhafte Vergnügen des Daseins so behaglich wie möglich zu machen suchte. Sein von ihm mit so bitterem Spott verfolgter Gegner Hegel ist der Krankheit zum Opfer gefallen. Auch Sneisenau ist ihr erlegen. Von 250 000 Einwohnern starben 1426. Das war gewiß sehr traurig und aufregend, allein die Furcht war auch hier wieder einmal größer als das Übel. Man war, selbstverständlich, nicht genügend vorbereitet. Man hatte kein Choleralazarett, wenigstens zunächst nicht, weil Staat und Stadt einander die Kosten zuschieben wollten, und als man eins hatte, das alte Pockenhaus in der Kirschallee vor dem Dranienburger Thor, verfügte man über dreizehn Betten. Zunächst war es schrecklich. Eine alte Frau erhängte sich



Briefträger
 Kolorierte Lithographie von F. B. Dörbeck
 Aus: „Berliner Ausrüfer, Costüme und locale Gebräuche“
 Berlin um 1830. Staatliche Kunstbibliothek Berlin

vor Angst, die Cholera zu bekommen, und man ging gegen die rätselhafte Krankheit mit den abenteuerlichsten Mitteln an, mit Dampfapparaten und allen möglichen teuren und nutzlosen Dingen. Eine Freude für die Raucher war, daß sie, was sonst peinlich verfolgt wurde, auch auf der Straße ihre Pfeife glimmen lassen durften. Die vernünftige Maßnahme des königlichen Leibarztes Rust, der die Stadt absperren wollte, wurde als zu teuer gescholten, als lächerlich verspottet; man nannte ihn *passer rusticus*, d. h. den „Sperrling“. Furchtbar anzusehen waren die sargähnlichen Körbe, in denen die der Seuche zum Opfer Gefallenen durch schwarze Männer in Masken weggetragen wurden; aber der Berliner Humor starb nicht. Ein Schusterjunge schlug Rad neben einem solchen Zug und rief dem ihn mit der warnenden Klingel eröffnenden Mann zu: „Man nich jraulich machen! Ich krieje keene Cholera!“ Und gelehrte Männer rieten, dem „kollrigen Mops“ mit Mut und Heiterkeit zu Leibe zu gehen und die Abwehr nicht allzu wichtig und aufregend zu nehmen. Böse war, daß die Armen meinten, die Reichen würden von der Krankheit verschont. Ein unerfreulicher Biedermeier stellte den Antrag auf Erhebung in den Adelsstand, da die Krankheit ja nur das gemeine Pack hinraffe; er fügte hinzu, er wolle für das Diplom gern die übliche Gebühr verdoppeln. Er wurde selbstverständlich abgewiesen; aber es ist uns nicht überliefert, ob auch nur einer am Hofe des Königs ahnte, wie dieses Unsinnen dem bürgerlichen Zeitalter das Urteil sprach.



Die Königsbrücke im Jahre 1832. Gemälde von Eduard Gärtner im Märkischen Museum zu Berlin
Phot. F. Bruckmann, München

Der Hof und der Staat

König Friedrich Wilhelm III. hat über vierzig Jahre, von 1797 bis 1840, in Preußen regiert. In der landläufigen Geschichtsschreibung wird nicht viel Rühmens von ihm gemacht. Man schildert ihn schwunglos. Er gilt als ein pedantischer Samaschenknoß, der alles Große, was in seiner Zeit geschah, nicht begriff und sogar die Volkserhebung von 1813 nur widerwillig über sich ergehen ließ. Wer in der Einführung demokratischer Formen das Heil erblickte, warf ihm Wortbruch vor. Kurz gesagt: er war keine Zierde auf dem Thron Friedrichs des Großen und ein rechter Beweis dafür, wie ein völlig unbedeutender Mann kraft seiner Geburt und seines Erbrechts die Entwicklung durch Jahrzehnte zu hemmen imstande ist. Wer ihn näher kennenlernt, wird zu einem andern und günstigeren Urteil kommen und den Berlinern beispflichten, die diesen ihren Biedermeierkönig um so höher schätzten, je älter er wurde. Gewiß, er war kein starker Politiker und am allerwenigsten ein fortschrittlicher. Jedoch man hatte an der Französischen Revolution und an Napoleon erlebt, was es mit der Freiheit und dem Ruhm auf sich hatte. Es waren sehr zweifelhafte Güter, und am Ende war die Geduld, war die Gerechtigkeit stärker. Mochte Friedrich Wilhelm als Staatsmann und als Soldat den weltgeschichtlichen Ansprüchen, die seine Zeit an ihn stellte, nicht genügt haben: er hatte das Unglück, das 1806 über ihn hereinbrach, mit Anstand und Haltung getragen und war nach sieben Jahren des Leidens dafür belohnt worden. Aus den Freiheitskriegen und aus den gefährlichen Verhandlungen des Wiener Kongresses war Preußen größer hervorgegangen, als es je zuvor gewesen war. Bedeutende Soldaten und Staatsmänner hatten die Bedingungen für eine neue Blüte geschaffen. Die Namen Stein und Hardenberg, Scharnhorst und Sneyenau, denen die Bauernbefreiung, die Städteordnung, die Allgemeine Wehrpflicht zu danken waren, blieben mit dem des Königs verbunden, auch als er ihr Werk nicht weiterführte, weil ihm im tiefsten Herzen alle revolutionären und insbesondere demokratischen Einrichtungen zuwider waren. Wer politisch fühlte und dachte, litt darunter. Der Biedermeier war im großen und ganzen zufrieden. Dienstwillig nahm er den nur durch einige freiheitliche Einrichtungen gemilderten Absolutismus des Herrschers als gottgegeben hin, und das wurde ihm leicht gemacht, weil der König viele löbliche und liebenswürdige Eigenschaften hatte, die ihn dem Bürger als seinesgleichen erscheinen ließen.

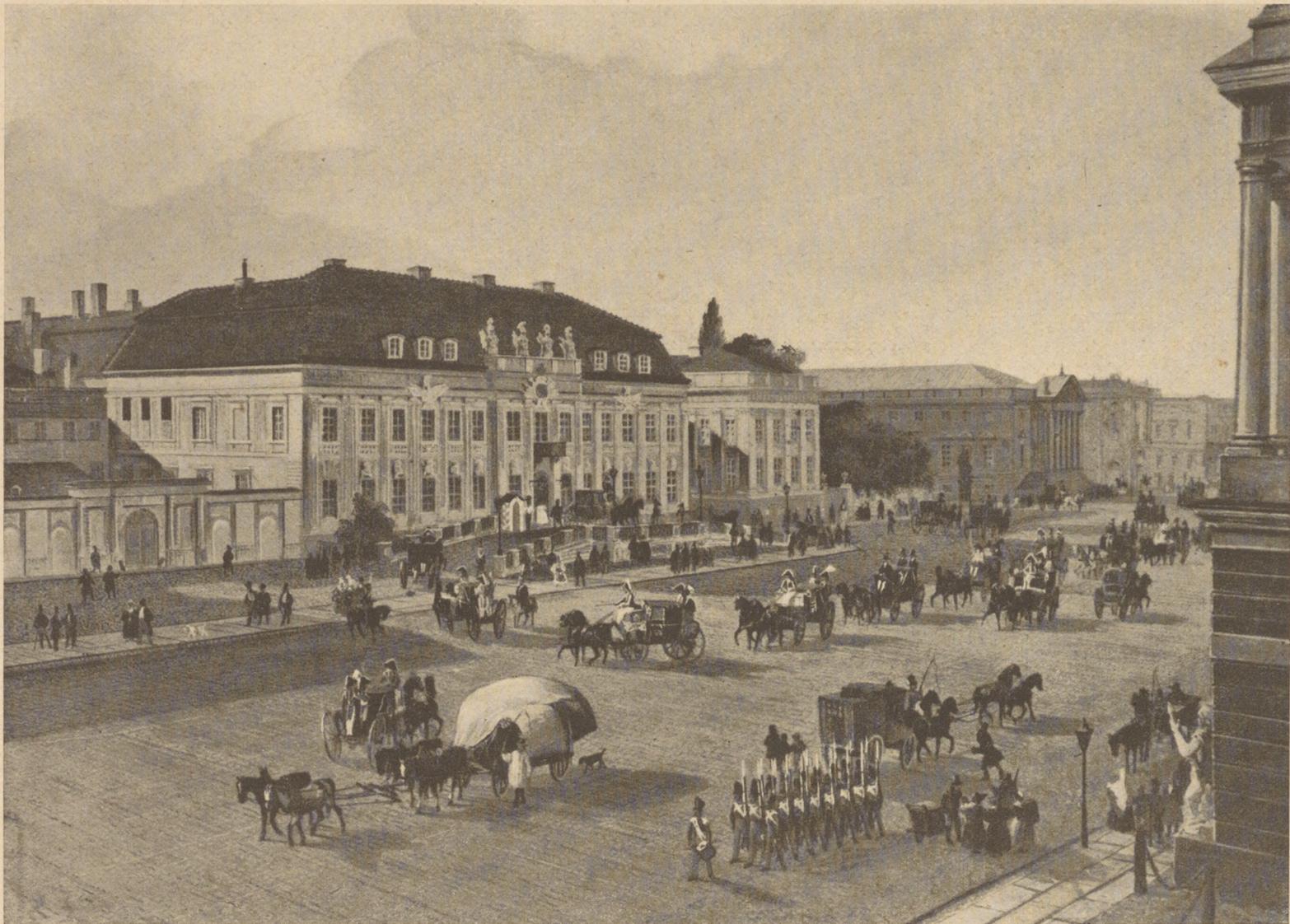
Bei dem Antritt seiner Regierung hatte er den verkommenen Hof seines Vaters gesäubert, und wenn er die Geliebte Friedrich Wilhelms II., die Gräfin Lichtenau, zu hart behandelte, so



verdachte ihm das niemand, denn es war für ihn eine böse Zumutung gewesen, als ein seine Mutter liebender Sohn der Favoritin des Vaters gesellschaftlich begegnen zu müssen. Der Berliner Biedermeier schätzte das glückliche Familienleben, das er nun endlich, nach dem junggesellenhaften des Alten Fritz und dem liederlichen des „dicken Wilhelm“, bei Hofe wieder beobachten konnte. Es freute ihn, wenn der König mit seinen Kindern spielte und selbst die Lichte an seinem Weihnachtsbaum anbrannte. Sein Mitleid galt dem Gerechten, der viel leiden mußte, der die Hälfte seines Reichs und wenige Jahre danach auch die Hälfte seines Herzens, Luise, verlor und dennoch nicht verzweifelte, weil ihm sein Glaube Stab und Stütze war. Dieser Glaube war weder von Vernünftelei noch von Mystik angekränfelt, sondern von einer Einfachheit, die jedermann begriff und die dem Gebildeten genau so ehrwürdig erschien wie dem Mann aus dem Volk. Nicht jeder war mit allem einverstanden, was unter seinem Szepter geschah und versäumt wurde. Doch der gute Wille des Königs, seine Untertanen so glücklich wie möglich zu machen, war offenbar. Man konnte es für wünschenswert, ja dringend notwendig halten, das System zu ändern; solange es in Kraft blieb, konnte nicht besser nach ihm verfahren werden, als hier geschah. Friedrich Wilhelm III. war kein Herrscher, den die gesammelte Kraft der



Friedrich Wilhelm III.
Gezeichnet und gestochen von
E. Mandel

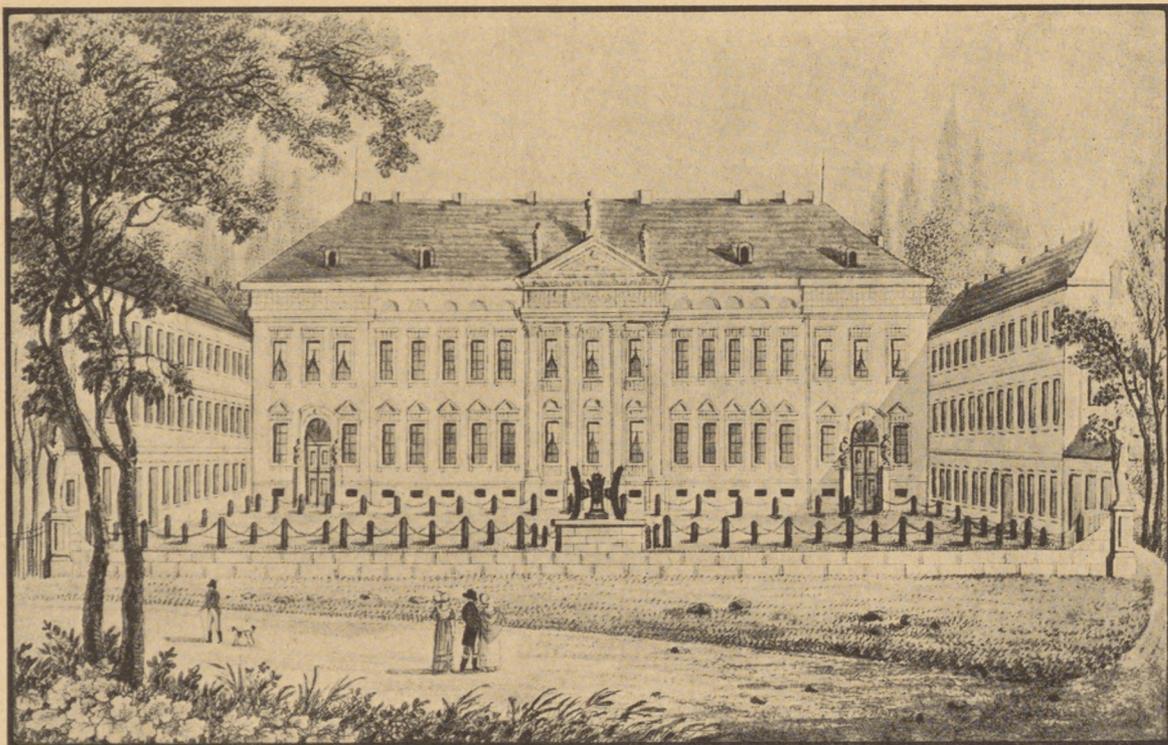


Palais Friedrich Wilhelms-III. Auschnitt aus einem Gemälde von G. Schwarz. Berlin, Hohenzollernmuseum

Nation zu gewaltigen Leistungen befähigte; er war ein väterlicher Regent, dem die Zufriedenheit höher stand als der Ruhm, der den Wert der kleinen Freuden als ein echter Biedermeier zu schätzen gelernt hatte. Das Neue, was in kriegerischen Wirren, in geistigen Umwälzungen zu seiner Zeit geschah, war ihm höchst unheimlich.

Friedrich Wilhelm war ein hochgewachsener, ansehnlicher Mann. Das Sprechen war nicht seine Stärke; es gebrach der Stimme an Helle und Klarheit, und mancher, der ihn zum erstenmal hörte, hatte Mühe, ihn zu verstehen. Er näselte und hatte jenen preussischen Leutnantston, der noch viele Jahrzehnte beliebt blieb und der in der Armee gepflegt wurde, als man den, der das Muster geboten, schon lange vergessen hatte. Seine mündlichen Entscheidungen waren kurz abgefaßt, und auch die Grundsätze seines Lebens und Regierens kleidete er in die merkwürdige Form von Infinitiven: „Gott fürchten; Recht tun; keinen Menschen scheuen; Recht muß doch Recht bleiben und bleibt zuletzt immer oben.“ Schmeichler redeten von der *brevitas imperatoria*, von der Knappheit des Herrschers; in Wahrheit offenbarte sich hier eine gewisse Ungewandtheit. Er war ein Biedermann, doch ohne gefällige Umgangsformen, und nur, wenn er einen Gesprächspartner fand, der die Kräfte seines Geistes weckte und spannte, wie z. B. Alexander von Humboldt, wurde er beredt. Er blendete nicht wie sein Vorfahr und begriff Gneisenau nicht, wenn dieser ihm sagte, daß die Throne auf Poesie gegründet wären. Ihm fehlte die Phantasie, die der Herrscher braucht, um die Zukunft zu gestalten. Aber er hatte, auch hier ein Biedermeier, gesunden Menschenverstand, und mit seiner Hilfe gelang es ihm, über vierzig Jahre lang das Schicksal zu meistern. Auch im kleinen Alltag treu dem Stil seiner Zeit, verschmähte er, in dem großen Schloß an der Spree zu wohnen, sondern blieb auch als König in dem verhältnismäßig bescheidenen Palais, das später das Kronprinzliche genannt wurde, seit der künftige Kaiser Friedrich dort eingezogen war. Als er König geworden war, bemerkte er, daß die Tafel üppiger bestellt wurde, und lehnte das mit der trockenen Bemerkung ab, sein Magen wäre nicht größer geworden. Wie sein zweiter Sohn Wilhelm, der als alter Kaiser ihm in vielen Stücken gleich und der namentlich seine Schlichtheit, seine Gewissenhaftigkeit, seine Frömmigkeit von ihm geerbt hatte, hing er am Alten, Bewährten, selbst an den lange getragenen Kleidungsstücken. Man sah ihn, außer auf Reisen, immer in Uniform, doch meist ohne die Abzeichen seines hohen Ranges als Obersten Kriegsherrn, und wenn der einfache blaue Rock unansehnlich wurde, bedurfte es geschickter Diplomatie, um ihm einen neuen annehmbar erscheinen zu lassen. Ihm mangelte, und oft in einem durchaus löblichen und immer sehr berlinischen Sinn, die Feierlichkeit. Als die Landwehr eingerichtet wurde und man vorschlug, ihr die Losung „Wehrlos – ehrlos“ mit auf den Weg zu geben, erschien ihm das viel zu geschwollen. Er setzte dafür: „Mit Gott für König und Vaterland“, und es war kein schlechter Spruch. Die Berliner liebten ihren König, zumal seit er der alte Herr geworden war, und er erwiderte solche Neigung mit freundlichen Taten. Er duldete, daß die Leierkastenmänner im Schloßhof musizierten, und als die Orgelei

überhand nahm und man sie verjagte, ordnete er an, sie sollten allesamt an einem Tage allmonatlich spielen, damit sie ihrer königlichen Einnahmen nicht verlustig gingen. Als er sich im Frühjahr 1827 das Bein brach, nahm ganz Berlin an diesem Unfall teil. Wie froh war jeder gute Bürger, als der Schaden behoben war, und als der König sich zum erstenmal am Fenster zeigte, sangen die Gassenjungen: „Heil dir im Siegerkranz, unserm König sind die Beene wieder ganz!“ Er war nicht verstimmt, daß eine feierliche Hymne so vertraulich abgewandelt wurde, sondern ließ die Jugend mit Kuchen und Obst beschenken. Er war auch nicht, wie oft behauptet wird, künstsüchtig ohne Verständnis, nur machte er von seinem Mäzenatentum nicht viel her. Insbesondere haben sich die Baumeister, Bildhauer, Maler Berlins seiner fördernden Gunst erfreut, und für das von ihm gegründete und für das Volk zugänglich gemachte Museum hat er viele Millionen ausgegeben. Was die Dichtung und das Theater angeht, so mied er nach dem Biedermeiergeschmack seiner wie jeder Zeit das allzu Aufregende, das wahrhaft Tragische. Gleich einem vielbeschäftigten Mann von heute pflegte er zu sagen, das Leben habe ohnehin Tragödien genug, und durch das Spiel der Bühne wolle er sich entspannen, unterhalten, erheitern lassen. Daher besuchte er mit Vorliebe lustige Stücke aus dem Leben des Alltags und ließ sich so selten eine Vorstellung entgehen, daß er den Muckern ein Ärgernis wurde. So



Ansicht von Schloß Bellevue im Tiergarten. Kolorierter Aquatintastich von F. A. Schmidt nach H. A. Forst. Um 1820. Staatliche Kunstbibliothek Berlin



Blick auf das Schloß, von der Königstraße aus gesehen
Gemälde von Albert Conrad. Historia-Photo



Parade in Potsdam: Kaiser Nikolaus führt sein Garde-Kavallerieregiment dem König Friedrich Wilhelm III. vor
1849. Gemälde von Franz Krüger. Phot. F. Bruckmann, München

beschwor ihn ein frommer Mann aus Elberfeld, doch um Gottes willen von dieser sträflichen Gewohnheit zu lassen, und auch sein Bischof und Beichtvater, Eylert, mußte sich große Mühe vor sich selbst und der Welt geben, um seinen geliebten Herrn und König in dieser Hinsicht zu rechtfertigen; denn es waren ja nicht bloß die Komödien, die Friedrich Wilhelm mit einer allzu großen Aufmerksamkeit beehrte, sondern, viel bedenklicher, das Ballett. Zwar konnte ihm niemand etwas Böses nachsagen, im Gegenteil war er auf die Tugend seiner Künstlerinnen bedacht, sogar im Teplitzer Bade, wo er eine schöne junge Schauspielerin vor den Nachstellungen einer gewissenlosen Durchlaucht warnte; aber es konnte doch mißdeutet werden, wenn er die Ballettkinder mit Kuchen fütterte und mitten unter ihnen als ein guter alter Onkel saß. Er ließ sich sein Vergnügen nicht stören und erwiderte nur: „Berlin ist kein Krähwinkel.“ Er hielt das Theater für einen besseren Erholungsort als Tabagien und Kaffeehäuser und war in einem oft überraschenden Freisinn für Leben und Lebenlassen. Als z. B. die Geistlichkeit darauf hinwies, daß die in Tiergartenwirthschaften aufkommenden sonntäglichen Frühkonzerte viele Leute vom Kirchgang abhielten, erwiderte Friedrich Wilhelm knapp und knurrig: „Gehen so nicht hin! Man kann sie nicht zwingen, zur Kirche zu gehen, und gezwungen hätte es keinen Wert.“ So sah er sich weiter und wiederholt Possen wie „Sieben Mädchen in Uniform“ an und stärkte sein Berlinertum durch manche Redensart, die er aus dem Theater mit nach Hause brachte. Auch in den Bädern zu Karlsbad und Teplitz gehörte der Theaterbesuch mit zur Kur, und selbst die Bühne im Neuen Palais zu Potsdam wurde im Sommer benützt, ein Bühnenbau, in dessen spätem Rokokoprunk der bürgerliche König mit seinem Biedermeiergeschmack gar nicht paßte. Hier ließ er auch an einem Sonntag um Pfingsten alljährlich dem Lehrinfanteriebataillon das Lustspiel „Der Militärbefehl“ oder das Ballett „Geburtstag“ vorführen, und das Ballett fand immer ganz besonderen Beifall; denn die Mädels waren lauter reizende friderizianische Grenadiere. Dieses Fest, das mit Gottesdienst und mit Parade begann und in einer im Freien gedeckten Tafel mit Braten, Wein und Musik seine Höhe erreichte, war recht nach dem Herzen des Königs. Freundlich begrüßte er seine Gäste und freute sich mit ihnen an vielen Belustigungen, an Seiltänzern und Kunstreitern, an Tanz und Karussell, an Drehorgel und Harfenspiel, vor allem aber am Kasperle, den er innig liebte, was ganz gewiß für sein gutes Herz und für sein natürliches Gefühl spricht.

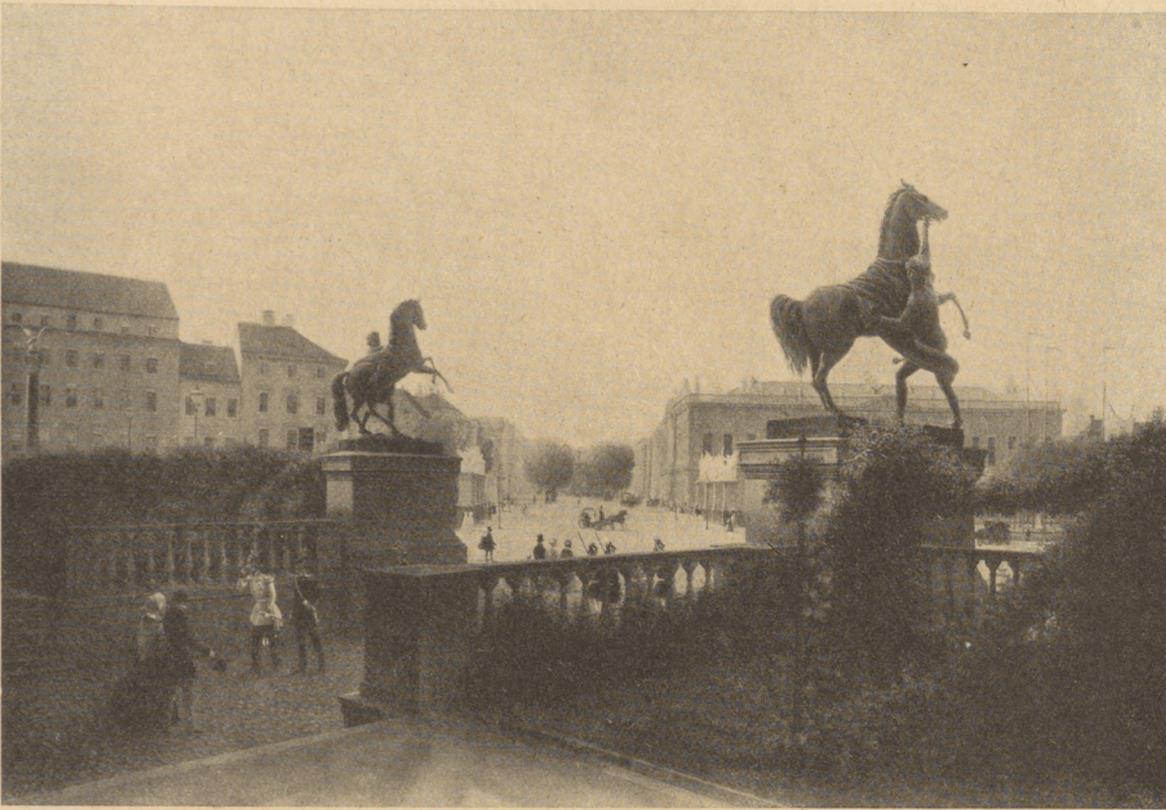
Er war ein Mann der Ordnung auch in Herzensangelegenheiten, den eigenen wie denen seiner Angehörigen. Als er Witwer geworden war, zählte er vierzig Jahre. Das Volk rühmte ihn als einen Mann, der seine Frau liebt, ehrt und ihr Bild in seiner Seele mit einer Treue und Ausdauer festhält, wie es unter Millionen selten ist; aber das Leben als Witwer ist nicht leicht. Insbesondere die Töchter, die die Mutter in ihrer Fürsorge ersetzen wollten, haben ihn allein gelassen. Charlotte, der Liebling, ist an den künftigen Zaren, den Großfürsten Nikolaus, verheiratet. Alexandrine ist die Gemahlin des Schweriner Großherzogs Paul Friedrich



König Friedrich Wilhelm III.
Gemälde von Franz Krüger. Sammlung Zoellner, Berlin



Bildnis des Prinzen August von Preußen
an der Wand das Bildnis der Madame Récamier von François Gérard
Gemälde von Franz Krüger. Berlin, Nationalgalerie



Blick vom Berliner Schloß nach den Linden. 1839. Links die Häuser der Schloßfreiheit
Gemälde von Wilhelm Brücke d. J. Phot. F. Bruckmann, München

geworden. Es wird nicht mehr lange dauern, und die jüngste Tochter, Luise, folgt ihrem Verlobten, dem Prinzen Friedrich der Niederlande. Der Umgang mit einem sanften, verständigen, gemüthlichen weiblichen Wesen ist ihm durch Frau und Töchter zum Bedürfnis, zur anderen Natur geworden – so biedermeierlich drückt sich der König aus, und sein altes Herz hat in Teplitz ein Mädchen gefunden, welches mehr als väterlich-zärtliche Gefühle weckt: Auguste von Harrach. Wie gewöhnlich, ahnen gerade die nächsten Angehörigen nichts. Der Kronprinz, Prinz Wilhelm tanzen mit der liebenswürdigen Gräfin, die mit ihren Eltern an dem gesellschaftlichen Leben des Kurorts teilnimmt. Man macht gemeinsame Ausflüge in die böhmischen und sächsischen Berge und feiert am 3. August des Königs Geburtstag. Er gewinnt die junge Gräfin, deren Vater er den Jahren nach sein könnte – sie wurde 1800 geboren – und versichert sich des Einverständnisses seiner Kinder, bevor er den Entschluß zur Heirat faßt. Der alternde Bräutigam betreibt seinen Plan besonnen und entschieden. Seines Glückes ist er gewiß; denn er folgt wie bei seiner ersten Ehe der Stimme des Herzens. Kein Vernünftiger kann ihn tadeln, daß er von einer Freiheit Gebrauch macht, die jedermann zusteht. Seine Wahl erscheint ihm auch praktisch. Eine Königin als Nachfolgerin Luise's mag er nicht; sie würde ihn genieren und kostet Geld.

Eine junge Fürstin würde ihn zudem nicht nehmen, und auf Hagebutten hat er keinen Appetit. Die Gräfin stammt aus einem guten böhmischen Hause. Sie ist fröhlichen Gemüths und wird den Einsamen aufheitern. Beide Familien sind einverstanden, daß sie seine ihm zur linken Hand angetraute Gemahlin wird. Die Eheschließung fand in tiefster Stille statt, aber sie wurde dennoch vorzeitig in Berlin bekannt. Ein Dienstmädchen, der Schatz eines Lafaien, plauderte das Geheimnis aus, ohne zunächst Glauben zu finden. Bald erschien eine königliche Bekanntmachung, die die Erhebung der Gräfin zur Fürstin Liegnitz verkündete. Die Trauung fand am 9. November 1824 in der Kapelle des Charlottenburger Schlosses statt; außer den Eltern der Braut waren der Kronprinz sowie der Großherzog Georg von Mecklenburg-Strelitz, der Bruder der Königin Luise, zugegen. Der König empfahl seine junge Frau an diesem Tage, wie namentlich auch in seinem letzten Willen, der Liebe und Sorge seines Ältesten, und die Fürstin Liegnitz hat die Genugthuung gehabt, daß sie im Königshause freundlich und ehrebetig aufgenommen wurde. Sie wohnte im Winter im Prinzessinnenpalais, das mit dem Palais des Königs durch einen Gang verbunden ist, im Sommer in der noch heute ihren Namen tragenden Villa am Eingang des Parkes von Sanssouci. Sie ist 1873 gestorben und hat somit den Aufstieg Preußens zur deutschen Großmacht und den Untergang des Biedermeiers erlebt. Auch die Berliner billigten die Wahl ihres Königs. Zunächst natürlich wunderten sie sich und machten ihre Einwände. Wenn er schon eine nicht Ebenbürtige nehmen wollte, so hätte er auch im Lande bleiben können, hieß es. Und noch dazu eine Katholische! Was dieses letzte Bedenken angeht, so räumte es die Fürstin Liegnitz bald hinweg, indem sie evangelisch wurde.

Die Ordnung, auf die er in einem ausgesprochen bürgerlichen Sinn in seinem eigenen Leben hielt, wollte er auch in seinem Hause gewahrt wissen, und im allgemeinen gelang es ihm; denn es sollte noch eine ganze Weile dauern, bis der Biedermeier gegen herkömmliche Gesetze und Bräuche sich empörte. Einige Anzeichen waren allerdings auch bei den Hohenzollern zu spüren. Daß ein Prinz eine Längerin heiratete, hat Friedrich Wilhelm III. nicht mehr erlebt; 1850 führte sein Nefte, Adalbert, der spätere Admiral, der Begründer der preussisch-deutschen Marine, Theresie Elßler, die berühmte Schwester der berühmteren Fanny, heim. Viel Ärger machte ihm Prinz August, der Bruder des genialen Louis Ferdinand, der 1806 bei Saalfeld gefallen war, und wie dieser ein kühner Soldat und der Liebling schöner Frauen. Bei Prenzlau war er in französische Gefangenschaft geraten und wäre fast der Gatte der geistvollen und liebenswürdigen Madame Récamier geworden. Jetzt waren seine Ruhmestage von Kulm und Leipzig vorbei, und er widmete sich mit Eifer und Geschick der Neuordnung seiner Lieblingswaffe, der Artillerie. Doch wie es in seinem Schloß Bellevue zuging, war nicht löblich. Der Held, der mit der Fahne in der Hand gerufen hatte: „Wer ein preussisches Herz hat, der folge mir!“, und sie waren ihm gefolgt, hatte standeswidrige Neigungen. Daß er seinen Park, in dem er nur einheimische Pflanzen sehen wollte, dem Herrn Biedermeier und seinen Angehörigen – selbstverständlich:

Rauchen verboten und Handwerksburschen ausgeschlossen – wie dem hohen Adel und den Herren Offizieren von 1/2 2 Uhr bis abends öffnete, war gewiß übertrieben volksfreundlich, mochte jedoch hingehen. Daß er sich aber mit Friederike Wichmann einließ und mit Auguste Urend sogar neun Kinder in die Welt setzte, war peinlich, und es nutzte nicht viel, daß der König die eine zur Frau von Waldenburg, die andere zur Frau von Prillwitz machte; es war und blieb eine Unregelmäßigkeit, die das Ansehen des Prinzen im königlichen Hause stark schädigte. Als man



Denkmal des
Fürsten Leopold von
Dessau
Gemälde von
August Wilhelm
Julius Ahlborn
im Berliner Schloß
Phot. F. Bruckmann
München

z. B. daran dachte, die Prinzessin Elisa Radziwill adoptieren zu lassen und so ihre standesgemäße Ehe mit dem Prinzen Wilhelm zu ermöglichen, tauchte der Gedanke auf, den Prinzen August um diese Gefälligkeit zu bemühen, nachdem der Zar seine Mitwirkung versagt hatte. Jedoch kam man von dem Gedanken schnell wieder ab. August war unter keinen Umständen für die Beseitigung ständischer Schwierigkeiten der richtige Mann; sein eigenes Leben bewies, daß er solche Dinge verlachte und verachtete. Wilhelm, der Sohn eines in den Vorurteilen seines Standes befangenen Vaters, hatte nicht die Kraft, gegen die heilig gehaltenen Gesetze der Sitte zu verstoßen. Es ist eine Art bürgerliches Trauerspiel, das sich zwischen 1817 und 1826 am Berliner Hof abspielte. Elisa, die Tochter des 1813 gefürsteten Prinzen Radziwill, der 1815 als Statthalter nach Posen berufen wurde, und der Prinzessin Luise, der Schwester Louis Ferdinands, war mit den königlichen Kindern aufgewachsen. Diese verehrten die Gattin des Fürsten als ihre zweite Mutter, und die zarte und lebenswürdige Elisa zählte vierzehn Jahre, als sie das Herz des Prinzen Wilhelm gewann. Schon 1820 sah sich Friedrich Wilhelm III. veranlaßt, den Sohn zur Vorsicht sowie zum Verzicht auf unerfüllbare Wünsche mahnen zu lassen. Der Prinz versprach, zu gehorchen, doch fand er nicht die Kraft dazu, und im Februar 1821 begann das sich durch viele Jahre hinziehende Spiel von Gutachten und Gegengutachten über die Frage, ob eine Prinzessin Radziwill ebenbürtig sei. Die ungünstigen überwogen, doch ist es verständlich, daß sich die Zuversicht des Paares stärkte, wenn so berühmte Juristen wie der Rechtshistoriker Karl von Savigny und der Staatsrechtslehrer Karl Wilhelm von Lancizolle für seine Wünsche eintraten. Aber es half nichts. Das Staatsministerium sprach sich gegen die Ehe aus; umsonst, daß ein freier Geist wie der des Generalfeldmarschalls von Sneysenau sich in Gegensatz zu diesem letzten Gutachten stellte. Die streitischen Verwandten des hohenzollernschen Hauses, insbesondere Großherzog Georg, des Königs Schwager, waren selbstverständlich gegen einen so revolutionären Bruch mit fürstlichen Überlieferungen, und als sich auch der Ausweg einer Adoption der Prinzessin durch ein hohes Haupt als ungangbar erwies, überwand sich der Prinz und verzichtete auf seine Jugendliebe. Man hat darin mit Recht die Kräftigung und die Bewährung eines Pflichtbewußtseins gesehen, das den späteren König und Kaiser bis zum letzten Atemzuge befeelte. Der Grundsatz, der hier siegte, war derselbe, der die Politik der Biedermeierzeit auch am Berliner Hof bestimmte: nur keine Revolution. Es war im Juni 1826, als Prinz Wilhelm seine Hoffnungen begrub. Im Juni 1829 zog er mit Augusta, der weimarischen Prinzessin, bei schönstem Wetter und dem Jubel einer unglaublichen Menge ein. Im Jahre 1834 erlosch das Leben Elisas. Sie starb an der Schwindsucht.

Die Berliner liebten „ihre“ Prinzen und Prinzessinnen. Nie sind die Hohenzollern so volkstümlich gewesen wie in der Biedermeierzeit. Man nahm an allen Begebenheiten bei Hofe den innigsten Anteil, und es wäre falsch, darin eine tadelnswerte Knechtseligkeit zu erblicken. Es war nur gemächlich und konnte es sein, denn man lebte eben doch in einer kleinen Residenz. Auch machte



Parade auf dem Opernplatz. 1829. Gemälde von Franz Krüger
Phot. F. Bruckmann, München

man Unterschiede, und nicht jeder, der zum Hause des Königs gehörte, war beliebt. Der mecklenburgische Großherzog Georg 3. B., ein geistig reger und kunstsinniger Herr, der zu Goethe Beziehungen unterhielt und seinem Hoftheaterchen zu einem erstaunlichen Aufstiege verhalf, wurde nicht für ganz voll angesehen. Dem Berliner Biedermeier, der in seine Wirtschaft wie der König in die des Staates unter Mühsal und Entbehrung wieder Ordnung brachte, erschien es höchst bedenklich, ja unwürdig, als man sich erzählte, die Königliche Hoheit aus Neustrelitz hätte seinen Schwager gebeten, das strelitzsche Land durch Preußen verwalten zu lassen, damit er seine Schulden loswürde; was ihn selbst anginge, so wolle er sich in Berlin niederlassen. Aus dem 1826 auftauchenden Plan ist nichts geworden, und bald redete man in Berlin nicht mehr davon. Genauer kannten, härter verurteilten viele Berliner seinen Halbbruder, den Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz, Kommandeur des Gardekorps und Präsidenten des Staatsrats. Er galt als der verstockteste Konservative, und manche meinten, er wäre des Königs böser Geist, und fanden es höchst passend, daß er bei der Aufführung von Szenen aus Goethes „Faust“, die von der lange geschätzten Musik des Prinzen Radziwill umrahmt wurde, den Mephisto gesprochen hatte. Er war bei Dorek in Ungnade gefallen, weil er nach Auerstädt als Sekondeleutnant im 1. Garde-Bataillon aus eigener Nachvollkommenheit sich nach Neustrelitz beurlaubt hatte und bei dieser Gelegenheit in Kriegsgefangenschaft geraten war. In den Befreiungskämpfen hatte er die Ehre seiner Unbesonnenheit ausgewetzt und war bei Möckern schwer verwundet worden. Er war ein großer Herr von seltener Vielseitigkeit und Arbeitskraft. Als er 1837, erst 52 Jahre alt, gestorben war, schimpften die Berliner hinter seinem Sarge her. Im Staatsrat entbehrte man noch lange die feste Hand, die das Hin und Her der Meinungen im Zügel hielt. Man warf ihm in seiner militärischen Eigenschaft vor, daß er das Selbstbewußtsein der Gardeoffiziere zu unerträglichem Hochmut steigerte, doch sind seine Vorschriften zur Ausbildung der Truppe lange und mit Nutzen in Kraft geblieben. Wie so viele echte Biedermeier, dilettierte er in den schönen Künsten und entfaltete hier seine liebenswürdigen Eigenschaften. Mit Begeisterung entwarf er höfische Festslichkeiten, studierte Theateraufführungen ein, ja spielte mit und schrieb sogar selber Stücke, als Weißhaupt oder J. G. Mand, heitere Kleinigkeiten, die so harmlos waren, wie wir uns die Biedermeierzeit vorstellen. Mit der Gattin Fouqués zusammen schrieb er einen Roman, und die Berliner Schriftsteller, die ihn aus politischen Gründen haßten, fühlten sich doch geschmeichelt, daß er ihr Handwerk nicht zu gering hielt, um sich darin zu versuchen. Er war Junggeselle geblieben, und man munkelte, daß die bei Möckern erlittene Verwundung ihn zu Ehelosigkeit verurteilt habe. Um so grausamer war der Berliner Wisz, der 1830 aufkam, als die Franzosen die Bourbonen wegjagten und Herzog Karl zum Schutz der Legitimität am liebsten in Frankreich eingerückt wäre. Die bösen Berliner spotteten, er litte an den Franzosen. Viel verkehrte er im Hause des Herzogs Ernst August von Cumberland, späteren Königs von Hannover. Dieser zum Engländer gewordene Welfe, der die abenteuerlich veranlagte Schwester der Königin

Schildwache im ersten Stock
des Schlosses
1837
Gemälde von Eduard Gärtner
Phot. F. Bruckmann
München



Luise, die Prinzessin Friederike, geheiratet hatte – es war ihre dritte Ehe –, galt als unendlich neugierig und indiscret. Bei ihm verkehrten die bedeutendsten Klatschmäuler der Berliner Gesellschaft, und was er erfuhr, behielt er auch und brachte es in taktlosester Weise an. Mit den Fremdwörtern stand er wie mit der deutschen Sprache auf gespanntem Fuß. Als der italienische Komponist Spontini als Generalmusikdirektor nach Berlin berufen wurde, beauftragte der König den General von Witzleben, sich des berühmten Fremden als Cicerone anzunehmen, woraus Ernst August einen Cicisbeo machte. Ein Haus der großen Welt und echter Kultur war das des Fürsten Radziwill in der Wilhelmstraße. Er sang Tenor und spielte Cello. Seine Musik zum „Faust“ wurde 1810 in der Singakademie aufgeführt. Im Mai 1820 beschäftigte sich der Hof in Schloß Mondijou nicht nur mit der Musik des Fürsten, sondern auch mit der Dichtung. Prinzen des

königlichen Hauses wirkten mit. Das Gretchen war die berühmte Schauspielerin Madame Strich. Die musikalische Leitung hatte Zelter. Die Dekorationen stammten von Schinkel. Man sieht, es war alles mögliche getan, doch scheint das Bruchstück, das gezeigt wurde, die Zuschauer nicht zu näherer Beschäftigung mit der Dichtung veranlaßt zu haben; denn als man später den ersten Teil des „Faust“ auf der Bühne sah, waren der König und sein Hof über gewisse Verhheiten entsetzt. Das Lied vom Floh war geradezu unanständig.

Als Kriegssentschädigung waren hundert Millionen Taler nach Preußen geflossen, eine Menge Geld; dennoch mußte man nach 1815 sparsam wirtschaften, um die Schäden der Vergangenheit gutzumachen und insbesondere die Bedürfnisse, die der größere Staat hatte, zu befriedigen. Es war für Preußen ein Glück, daß ein hausväterlicher Biedermeier auf dem Thron saß. Friedrich Wilhelm III. pflegte zu sagen, von sechzehn weggeworfenen Groschen könne sich eine hungrige Familie sättigen, und indem er von seinen Untertanen ein schlichtes Leben als zeitgemäß forderte, ging er ihnen mit gutem Beispiel voran. Er war bedürfnislos, und in seinem Hause wurde nicht verschwendet. Man irrte jedoch, wenn man meinte, daß es knauserig zuging, ja gelegentlich hatte der König sogar üppige Anwandlungen, namentlich wenn aus Rußland Besuch kam. Er war dem Hof in Petersburg besonders innig verbunden, seit die alte Freundschaft mit Alexander I. durch die Heirat von Charlotte und Nikolaus bekräftigt worden war. Er hatte dem Bruder und Nachfolger des Zaren seine Lieblingstochter anvertraut, und so stark dabei, zum Kummer aller, die die Freiheit liebten und ein aus eigener Kraft mächtiges Preußen wünschten, politische Erwägungen mitgesprochen hatten: Friedrich Wilhelm III. glaubte fest daran, daß die Familie nicht bloß die Grundlage des Staates, sondern auch die jener Heiligen Allianz war, die alle gutgesinnten Fürsten



Char-à-bancs, eleganter Wagen mit sechs Rädern, der 1838 viel bewundert wurde
Zeichnung von Emil Richter. Historia-Photo



Friedrich Wilhelm IV. in seinem Arbeitskabinett
Gemälde von Franz Krüger. Potsdam, Schloß Sanssouci



Prinzessin Karl von Preußen
Gemälde von Julius Schöppe



Huldigung vor Friedrich Wilhelm IV. am 15. Oktober 1840. Gemälde von Franz Krüger im Berliner Schloß

umschloß und ihnen gebot, ihr Volk nach den Lehren Christi zu leiten. Er hatte erlebt, wie an Rußland der Weltherrscher gescheitert war. Er sah im Bunde mit dem Zaren das Heil Preußens, und wenn die fremden Gäste, mit kostbaren Geschenken beladen, nach Berlin kamen, so fühlte er mit Recht das unabweisliche Bedürfnis, auch seinen Hof in Glanz und Herrlichkeit zu zeigen. Bei einem längeren Besuch, den Nikolaus mit seiner jungen Frau bei seinem Schwiegervater abstattete, wurden selbst diesem die sich immer wiederholenden geläufigen gesellschaftlichen Veranstaltungen langweilig, und er sehnte sich nach einer Abwechslung. Herzog Karl hatte den glücklichen Einfall, die damals vielgelesene, nach dem Muster der Tausendundeinen Nacht in einen Rahmen gefügte Erzählung „Lalla Rookh“ des irischen Dichters Thomas Moore in lebenden Bildern und Aufzügen darzustellen. Die im fernen Indien spielende Geschichte, die unter anderem erzählt, wie die Prinzessin Lalla Rookh ihr Herz an einen Sänger verliert, der natürlich der ihr längst bestimmte Prinz ist, eignete sich vortrefflich für ein höfisches Fest. Charlotte und Nikolaus, der Kronprinz und Prinz Wilhelm, die Radziwills und Herzog Karl an der Spitze glänzender preußischer Adelsnamen wirkten mit. Die Dekorationen hatte Schinkel entworfen, die Musik Spontini komponiert; die Leitung des Ganzen hatte Graf Brühl, der Generalintendant der Königlichen Schauspiele. Es waren alle Bedingungen für einen großen Erfolg erfüllt. Der Festzug bestand aus 186 Personen. Er wurde von indischen und bucharischen Tänzern und Tänzerinnen eröffnet in kostbaren Kostümen; besonders die Bucharen zeichneten sich durch Reichtum und Schmuck aus. Lalla Rookh selber wurde unter einem Baldachin von gefesselten Sklaven im Triumph getragen und schwebte gleich einem rosigen Gewölk über dem Volke. Bezeichnend für das bürgerlich gestimmte Zeitalter des Biedermeiers war, daß der Anblick des sich durch die Säle des Schlosses bewegenden Zuges dreitausend geladenen Personen gegönnt wurde. Es war über alle Erwartungen schön, und wer das bezaubernde Schauspiel nicht selbst gesehen hatte und durch die begeisterten Schilderungen in der Zeitung nicht befriedigt war, konnte eine Vorstellung beim Hofkonditor Fuchs Unter den Linden gewinnen. Hier waren die fürstlichen Töchter und Bucharen mit ihrem bunten Gefolge als zierliche Tragantfiguren zu sehen. Ebenfalls zu Ehren des Besuches der inzwischen Kaiserin gewordenen Charlotte fand im Juli 1829 ein ritterliches Fest hinter dem Neuen Palais zu Potsdam statt. Es hieß „Der Zauber der weißen Rose“ und huldigte der schönen Frau, die sich in der Jugend die weiße Rose zur Lieblingsblume erwählt hatte und seit dieser Zeit in der Familie den Namen Blanchefleur führte.

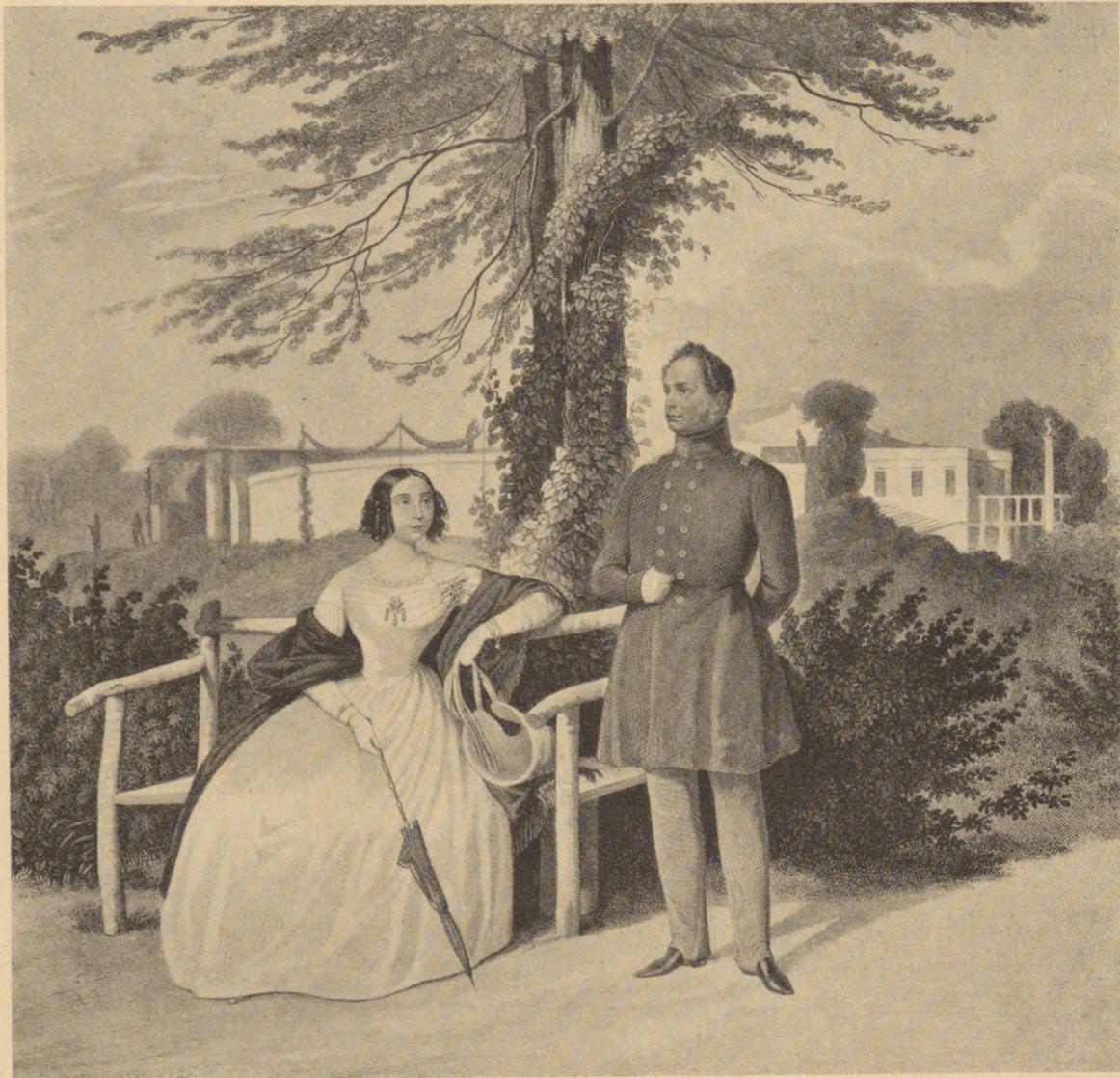
Die Berliner übertrugen ihre Liebe zum königlichen Hause auch auf den Zaren Nikolaus, der Mühe hatte, sich allzu lärmenden Huldigungen zu entziehen und sich, taktvoll wie er war, vor allen Dingen niemals in der Nähe des schwiegerväterlichen Palais sehen ließ. Gern hummelte er mit wenigen Gefährten als unbekannter Fremder durch die Stadt, wo er sich sicherer wähnen durfte als in Petersburg, obwohl ihn auch in Berlin besorgte Briefe vor einem Mordanschlag warnten. Es geschah ihm aber nichts, und die Berliner erzählten sich beglückt, er hätte bei einem

Zinngießer Soldaten gekauft. Im Winter 1834 waren außer ihm noch viele andere Fürstlichkeiten in Berlin. Man konnte wirklich stolz sein, wie beliebt der alte Herr im In- und Ausland war. Er fühlte sich auch sehr glücklich darüber und schwang sich sogar zu einer Tischrede auf seine Kinder und Enkel auf. Der Berliner Magistrat wollte auch etwas tun und ernannte 1837 den Zaren Nikolaus zum Ehrenbürger der Stadt. Den Brief hatte Gymnasiallehrer Schulz in dreizehn verschiedenen Farben ausgeführt, und 30000 Menschen besahen sich die im Rathaus ausgestellte schillernde Urkunde, bevor sie Oberbürgermeister Krausnick dem russischen Botschafter übergab. Der Zar dankte aufs herzlichste und betonte, wie glücklich er sich schätze, in Berlin einen Monarchen wiederzusehen, in dem auch er einen geliebten Vater verehere.

Für den bürgerlichen Biedermeier schwebte der Hof bei aller Volkstümlichkeit noch immer in einer höheren Welt, und bei Hofe vorgestellt zu werden, war für die jungen Mädchen von Adel eines der aufregendsten Erlebnisse. Sie kamen sich anfangs schrecklich verlassen vor und waren aufs freudigste überrascht, daß die hohen Herrschaften auch Menschen waren und daß es den Kopf nicht kostete, selbst wenn man nicht ganz so geschickt war wie die Glücklichen, die sich auf dem Parkett im Schloß wie zu Hause fühlten. Nach dem Tode des Staatskanzlers Fürsten Hardenberg (1822), der mit den Jahren immer willensschwächer geworden war und dem Wilhelm von Humboldt vorwarf, daß er die schwer errungenen Reformen preisgebe, übte starken Einfluß auf den König sein Generaladjutant von Wisleben aus. Ihm ist es zu danken, daß die Allgemeine Wehrpflicht, in der der Minister des Innern, Fürst Wittgenstein, die Organisierung des Aufruhrs sah, erhalten blieb. Wisleben, der sich mit Hilfe eines königlichen Geschenks von 30000 Talern ein großes Grundstück zwischen dem Halensee und dem Charlottenburger Schloß kaufte und hier einen großen Park anlegte, war ein frommer, praktischer und fleißiger Mann. Neben ihm stand der Geheime Kabinettsrat Albrecht im Vertrauen des Königs, ein klarer und besonnener Jurist. Die großen Männer der Befreiung rückten in den Hintergrund. Boyen trat 1819 von seinem Posten als Kriegsminister verstimmt zurück. Dorek, immer ein Isengrimm, saß grollend auf seinen schlesischen Gütern, die ihm der König, wie einem alten Hunde einen Knochen, hingeworfen habe, und kam sich vor wie eine mit einem guten Benefizium abgefundene alte Hure. Blücher, der 1819 starb, sah sorgenvoll in die Zukunft und hoffte auf Sneysenaus Einsicht und Tatkraft. Über beide verfügte der Marschall. Selbst der Zar wußte, welch ein Mann das war, und beim Einzug des Prinzen Wilhelm und Augustas machte er seinen Sohn auf ihn aufmerksam: „Sieh dir diesen Mann recht genau an und behalte ihn im Gedächtnis; es ist der Feldmarschall Graf Sneyse.“ Allein man hatte für ihn keine bessere Verwendung, als ihm den bedeutungslosen Ehrenposten eines Gouverneurs von Berlin zu übertragen, und er ging bei seinen seltenen Besuchen der Stadt auch lieber als zu Hofe in literarische und musikalische Kreise. Er wußte, was dem Staat und dem Volk nützt, jedoch man hörte nicht auf die Stimme eines Offiziers, der merkwürdiger- und verdächtigerweise etwas von einem Poeten hatte. Clausewitz, der als Direktor der späteren

Kriegsakademie wohl mit der Verwaltung, aber nichts mit dem Unterricht zu tun hatte und seiner geliebten Frau das klassische Buch vom Kriege hinterließ, sprach zu ihr, als er an der Cholera wie Sneydenau daniederlag (1831): „Ich kann nicht sagen, mit welcher Geringschätzung menschlichen Urteils ich aus der Welt gehe.“ Der Mann, der seine Gedanken ein paar Jahrzehnte später in die Tat umsetzen sollte, darbot sich Ende der zwanziger Jahre zwischen Geldmangel, Vorgesetzten, Dienstpflicht und andern Übeln aus der Büchse Pandoras in der Friedrichstraße zu Berlin durch: Helmuth von Moltke. Als Prinz Wilhelm, der spätere Kaiser, den aus dänischen in preussische Dienste getretenen überschlanken Leutnant zum erstenmal auf einer Parade sah, urteilte er: „Keine gute Akquisition.“ Der junge Offizier tat, auf der Kriegsakademie wie an der Universität fleißig und vielseitig lernend, alles, um es zu werden. Unter anderem trieb er russisch, denn Rußland erschien ihm als das für Preußen wichtigste Land, und begann, um des lieben Geldes willen das vielbändige Werk des Engländers Gibbon über den Niedergang und Verfall des Römischen Reiches zu übersetzen. Aber er tanzte auch und ritt am Feierabend in einer durch den strahlenden Schimmer von Gaslampen erleuchteten Bahn. Auch suchte er in der Konditorei von Stehely die neuesten Zeitungen zu ergattern. Er arbeitete an einer später bei Mittler erschienenen Schrift über Holland und Belgien in ihrer gegenseitigen Beziehung und suchte Stoff für eine Darstellung der inneren Verhältnisse des gesellschaftlichen Zustandes in Polen, beides Gegenstände, die in engstem Zusammenhang mit Zeitereignissen, mit der Trennung der südlichen von den nördlichen Niederlanden und dem polnischen Aufbruch, standen. Dem jungen Herrn mit dem kühn gedrehten Schnurrbärtchen und der reichen Fülle von Locken sah niemand an, daß er schon beschäftigt war, sich auf die großen und späten Aufgaben seines Lebens zu rüsten.

Stärker als der Bedarf an Genies war im preussischen Biedermeier der Bedarf an tüchtigen Beamten. Des Freiherrn vom Stein Reformwerk war ein Bruchstück geblieben, so wie das Deutsche Reich, für das er gegen die Staatsräson Preußens wie Osterreichs gekämpft hatte. Der unruhige und geniale Mann hatte sich nach dem Wiener Kongreß in geschichtliche Studien geflüchtet. Nur noch sein 1823 angetretenes Amt als Landtagsmarschall in Westfalen brachte ihn mit innerpolitischen Fragen in Berührung. Als er 1832 starb, war er nicht nur sehr alt, sondern auch sehr einsam geworden. Tüchtige Geschäftsmänner, wie man damals sagte, gab es im Berlin Friedrich Wilhelms III. genug. Friedrich von Moß, ein geborener Hesse aus Kassel, kam über Erfurt und Magdeburg nach Berlin und wurde 1825 Finanzminister. Er hat sich bedeutende Verdienste um das Werden und Wachsen des Zollvereins erworben. Sein Nachfolger und Freund, Karl Georg Maaßen, ein Niederfranke aus Cleve, führte das zukunftsträchtige Werk erfolgreich fort. Die politischen Verhandlungen, die oft noch schwieriger als die wirtschaftlichen waren, führte mit Klugheit und Erfolg der aus dem fränkischen Wertheim stammende Johannes Eichhorn, der im Jahre 1840 an Stelle des allzu weichen und in der Behandlung kirchlicher Fragen ungeschickten Altenstein Kultusminister wurde und in dieser Stellung den



Friedrich Wilhelm IV. und seine Gemahlin in Charlottenhof

Liberalismus, der ihn einst dem König verdächtig gemacht hatte, aufgab und sofort in den Ruf geriet, ein böser Reaktionär zu sein. Zu den liebenswürdigsten Erscheinungen unter den bedeutenden Beamten dieser Zeit zählt Friedrich August von Stägemann, ein uckermärkischer Pastorensohn, der sich als Leiter der Staatsbank, als Mitarbeiter Hardenbergs bewährte und kurze Zeit auch die um den guten Geist des Volkes bemühte Staatszeitung redigierte; sein böser Feind war nächst dem Herzog Karl von Mecklenburg der Mecklenburger Karl von Kampz, ein sehr fähiger, jedoch als Demagogenhezer berüchtigter Mann, der offenbar besser war als sein Nachruhm. Er hatte Herz und Humor. Wie freundlich nahm er sich des Sekundaners Karl



König Friedrich Wilhelm IV.
bei der Eröffnung des ersten
Preussischen Vereinigten
Landtages am 11. April 1847.
Geg. u. lith. von G. Nordmann

Gutzkow an, mit dem sich die von allen Freiheitschwärmern verwünschte Erzellenz über die alten Klassiker unterhielt, breitschultrig und behäbig, mit vertrauenerweckend gerötetem Gesicht, das Kinn in der weißen Halsbinde begraben, angetan mit einem blauen oder grünen Frack und leider nur von der fixen Idee besessen, daß die bösen Studenten sich gegen das Leben aller Fürsten, Minister und besonders der Vortragenden Räte Erster Klasse verschworen hätten. Ihm zeigte sich Stägemann als Leiter der Staatszeitung nicht gewachsen. An seine Stelle trat bald der Hofrat Heun, der als Claren „Mimili“ schrieb und durch Hauffs „Mann im Mond“ ein dauerhafteres Gedächtnis als durch seine eigenen sinnlich-süßlichen Erzählungen und Lustspiele gewonnen hat, ein freundlicher Herr mit dem biedermeierlichen Vergnügen an einer mit allerlei kleinen hübschen Einfällen geschmückten Geselligkeit.

Der Beamte hatte gleich dem Offizier nach dem Zusammenbruch von 1806 die alte, strenge

Überlieferung aus den Zeiten Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen wieder aufgenommen. Er wurde mäßig bezahlt. Ein Kanzlist mußte sich mit 450 Talern im Jahr durchschlagen; eine Vierzimmerwohnung am Mühlendamm, d. h. in einer wenig verführerischen Gegend der Stadt, kostete 120. Ein Registrator stieg auf 700, der Kammergerichtsrat C. S. A. Hoffmann brachte es auf 1600 Taler. Die Minister bekamen 8000 bis 12000. Es war Ehrensache der Beamten, der Krone jede irgendwie vermeidbare Ausgabe zu ersparen, doch kam dieser löbliche und in den Verhältnissen des Staats begründete Trieb der Selbständigkeit des Handelns und Denkens nicht entgegen, und so hören wir Klagen über Ungeschick, das vor ungewöhnlichen Ereignissen versagte. Der Berliner Geheimrat war etwas Besonderes, was im übrigen Deutschland Befremden erregte. Er war zweifellos in seinen Kenntnissen den Kollegen aus andern Bundesländern überlegen, nur nicht in Liebenswürdigkeit, und wenn er mit ihnen im Sommer zusammentraf, in Karlsbad oder in Ems, so ging von ihm ein frostiger Hauch der Strenge, der Zurückhaltung, der Ablehnung aus. In Berlin fiel das nicht weiter auf. Man war



Ausfahrt Friedrich Wilhelms IV. mit seiner Gemahlin. Lithographie von E. Böhme
 Staatliche Kunstbibliothek Berlin

es gewohnt, daß die Gardeoffiziere schnarrten und die Beamten wie Halbgötter in den Wolken von Akten thronten. Jedermann war loyal, zum mindesten in den ersten Jahren nach den Freiheitskriegen. Ein nüchterner Beobachter wie E. L. A. Hoffmann geriet im Sommer 15, als der Sieg von Belle-Alliance gefeiert wurde, in größtes Entzücken. Die Kuriere, die die frohe Kunde brachten, wurden festlich eingeholt, und das ganze Volk sonnte sich in der Glorie des Vaterlandes. Ein paar Monate später wurde auf dem Exerzier-, dem heutigen Königsplatz und in der Hasenheide die Erinnerung an die vierhundertjährige Herrschaft der Hohenzollern in der Mark begangen. Die Berliner Turnerschaft war dabei besonders tätig und hatte die Freude, daß Blücher erschien und sogar eine Rede hielt. Sie war herzlich anerkennend, aber es gab einige unter den wackeren Turnern, die an den von dem alten Degen gebrauchten Fremdwörtern Anstoß nahmen. Und wiederum ein besonders schön gelungenes Fest war das zur Erinnerung an die Leipziger Schlacht am 18. Oktober 1816, ebenfalls in der Hasenheide. Es war eine dunkle, schöne Herbstnacht, und viele Tausende waren hinausgeströmt. Schon aus weiter Ferne sah man die Flammensäulen. Raketen stiegen auf. Die Frauen und Kinder lachten und jubelten, die Männer durften ungeschert ihren Zigarro oder ihre Pfeife rauchen. Der Fackelzug der Turner endete an einem Holzstoß, den die abgeworfenen Fackeln in Brand setzten, und dann sang die Menge: „Sei Lob und Ehr' dem höchsten Gut“, denn noch war die fromme, die Kreuzzugsstimmung, die den Kampf gegen Napoleon erfüllte, aus den Herzen der Menschen nicht geschwunden.

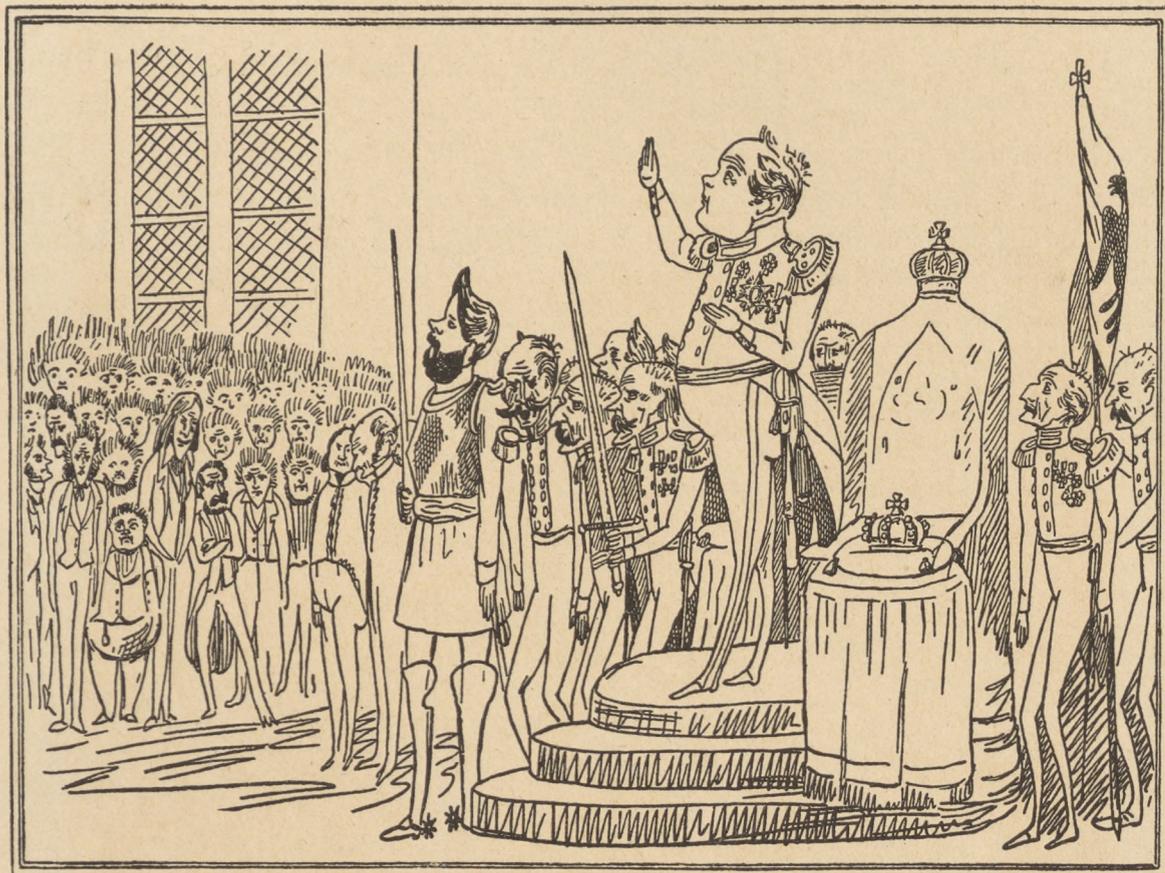
Solche Feste konnten dem Hof wie dem Staat gefallen, aber es kamen andre, die sich die allerhöchste Mißbilligung zuzogen und die auch dem ruhigen Biedermeier in Berlin nicht behagen konnten. Das studentische Wartburgfest vom 31. Oktober 1817 war ein verdächtig revolutionäres Unternehmen gewesen. Ein Glück, daß sich die preussischen Universitäten mit Berlin an der Spitze nur sehr mäßig beteiligt hatten; jedoch der Turnplatz in der Hasenheide wurde sofort geschlossen und den Gardeschützen zur Erweiterung ihres Schießplatzes überlassen. Dann kam die Ermordung Kozebues, des vielgewandten Stückeschreibers und russischen Staatsrats, durch den Studenten Sand, der in seinem Opfer den Feind akademischer Freiheit zu treffen wähnte. Die Antwort auf solche Reden und Taten gaben die Regierungen in ihren Karlsbader Beschlüssen (1819): die Universitäten sollten streng beaufsichtigt werden. Von einer im gesamten Bund waltenden Zensur versprach man sich eine Besserung der Gesinnung, und wo sie sich immer noch frech und verführerisch hervorwagte, sollte sie von der Mainzer Zentraluntersuchungskommission aufgespürt und unschädlich gemacht werden. Das am 22. Mai 1815 gegebene Königswort einer Vertretung des Volkes wurde nach solchen Ereignissen und Maßnahmen nicht eingelöst, brauchte nicht eingelöst zu werden, denn offenbar war die Menge nicht reif, sich selbst zu regieren. Die Kämpfer der Freiheitskriege waren freilich anderer Meinung. Blücher beklagte, daß die Verfassungsfrage im Sande verlief, und Gneisenau hatte sich durch sein Drängen in dieser Richtung längst verdächtig gemacht. Man erbrach bereits im Mai 1817 seine Briefe, und mit Bitternis



Austritt des Prinzen Wilhelm von Preußen in Begleitung Franz Krügers
Gemälde von Franz Krüger. Berlin, Nationalgalerie



Die Überraschung an der Hauptfontäne in Sanssouci
Gemälde von August von Rentzell



„Ich und mein Volk wollen dem Herrn dienen.“
 Karikatur aus der Deutschen Brüsseler Zeitung vom 6. 5. 1847

stellte er fest, daß er, der Erzfeind der französischen Umwälzung, ein Revolutionär sein sollte. Als man bei seinem Freund, dem Verlagsbuchhändler Reimer, im November 1819 Haussuchung hielt, hatte man es vornehmlich auf Briefe Gneisenaus abgesehen, und immer wieder mußte er an höherer Stelle darauf hinweisen, daß er niemals irgendeiner geheimen Gesellschaft, auch nicht dem Jugendbund, angehört hätte, der nach 1806 die Befreiung vorzubereiten begann und ohne praktische Bedeutung geblieben war. Er sah mit Kummer, wie die schwererrungene Ruhe und Unabhängigkeit durch Anklagen und Verfolgungssucht verbittert und gestört wurde, wie man das Mißtrauen in der Nation weckte und den Argwohn zum Gesetz erhob. Auf dem unrühmlichen Felde der Angeberei zeichnete sich der Professor Theodor Schmalz aus, der erste, allerdings nicht gewählte, sondern eingesetzte Rektor der 1810 eröffneten Berliner Universität. Er griff 1815 die Anklagen gegen den bereits 1809 aufgelösten Jugendbund wieder auf und gehörte mitsamt seinen Schmalzgesellen zu den verhaßtesten Männern des biedermeierlichen Berlins. Wie tief die politische Enttäuschung um sich griff, bezeugt ein Wort des jungen Prinzen Wilhelm aus dem

Jahre 1824. Er war sicherlich von allen revolutionären Gedanken frei und erklärte: „Hätte die Nation Anno 1813 gewußt, daß nach elf Jahren von einer damals zu erlangenden und wirklich erreichten Stufe des Glanzes, Ruhms und Ansehens nichts als die Erinnerung und keine Realität übrigbleiben würde, wer hätte damals wohl alles geopfert solchen Resultates halber?“

Wir hören, daß das von 1819 bis 1843 bestehende Oberzensurkollegium seine Arbeit mit einer gewissen Großzügigkeit ausgeübt habe. So brauchten z. B. die hochgelehrten Mitglieder der

*Das ist auf geistlich in bay. Leben, wirren
allen auf die Welt, für die Welt, bay. Leben.
Wunsch zu bay. Leben; und zwar in bay.*



Selbstkarikatur König Friedrich Wilhelms IV. als „Butt“ vom Jahre 1822.
„Butt“ war sein Spitzname in der Familie wegen seiner Beleihtheit und auch sein Pseudonym für seine Zeichnungen und Geschenke. Sammlung Handke

Akademie der Wissenschaften ihre Arbeiten nicht vorzulegen, und manches später als gefährlich verschriene Buch ist ihm zu allgemeiner Freude durchgeschlüpft. Die Verleger mußten die Zensur bezahlen, mit drei Silbergroschen für den Druckbogen, was immerhin ein paar tausend Taler jährlich in den Staatsäckel lieferte. Selbstverständlich kam es zu den sonderbarsten Entscheidungen. So durften Huttens Werke nicht neugedruckt werden, weil man den Papst nicht verstimmen wollte. Fichtes Reden an die deutsche Nation neu herauszubringen, wurde verhindert. Ein Verlag wie Brockhaus wurde besonders scharf vorgenommen, weil in den meisten seiner Schriften eine sehr schlechte Gesinnung herrsche. Der Zensor nahm sich die Mühe, bis ins einzelne zu gehen. In

Wolfgang Menzels „Geschichte der Deutschen“ stand, daß Kaiser Friedrich II. in Sizilien beim Volk sehr beliebt gewesen sei; der Satz mußte fallen; denn es konnte dem monarchischen Gefühl nur abträglich sein, wenn Popularität als etwas Besonderes hervorgehoben wurde. Achim von Arnims Aufsatz über Jacob Grimms „Deutsche Rechtsaltertümer“ brauchte Jahr und Tag, bis der Zensor seine Bedenken aufgab. Es war nämlich darin erwähnt, daß das alte germanische mündliche und öffentliche Gerichtsverfahren eine gute Einrichtung gewesen sei. Der König ging als Zensor voran. Als das Denkmal Scharnhorsts an der Neuen Wache enthüllt werden sollte, hatte der gutgesinnte Historiker und Poet Friedrich Förster zur Feier des Tages ein Lied verfaßt, das so begann: „Die Landwehr rüstet sich zum Streit.“ Die Landwehr gefiel Friedrich Wilhelm nicht mehr; sie hatte etwas Volksmäßiges und infolgedessen Revolutionäres, und er änderte die Zeile, so daß sie lautete: „Ein jeder rüstet sich zum Streit.“ Wir lächeln über solche Torheiten und Ängstlichkeiten. Uns erheitern so witzige Glasbrennersche Verse wie „Einsam bin ich nicht alleine, ein Schutzmann tritt mir auf die Beine“ oder: „In allen guten Stunden erhöht von Lieb' und Wein, da muß euch vorgebunden erst recht der Maulkorb sein.“ Aber wir wollen nicht vergessen, welche Fülle von Argernissen, Demütigungen, Leiden der Berliner Biedermeier erdulden mußte. Wer nach Berlin kam, wurde zunächst von Polizeibeamten in Empfang genommen und mußte seine Papiere vorweisen. Wer sich einen Lohndiener mietete, mußte gewärtig sein, daß es ein Spizel war. Die Spizelei ging bis in die höchsten Kreise. Auch die Minister und Polizeigewaltigen trauten einander nicht über den Weg, und unter solchen Zuständen war die Gefahr der Gesinnungslumperei nicht zu verhindern. Sogar die grüne Jugend wurde scharf beobachtet. Der Tertianer Wilhelm Wackernagel, später ein namhafter Germanist, mußte auf drei Tage ins Gefängnis, weil er an seinen Bruder in Breslau einen als politisch angesehenen Brief geschrieben hatte. Er schwärmte darin von einem in vierzehn Kreise geteilten Reich; Adel und Volk sollten Kreisräte, diese Herzöge und diese wiederum den Kaiser wählen, dem ein Reichstag zur Seite stand. Der junge Staatsverbrecher wurde vom Gymnasium zum Grauen Kloster verwiesen, durfte jedoch seine Studien am Friedrichswerderschen fortsetzen. Der Vorfall hat ihm nicht geschadet, doch ging es auch in ähnlich harmlosen Fällen nicht immer so biedermeierlich-gemütlich ab. Viele Studenten, denken wir an den hallischen Philosophen Arnold Ruge, den mecklenburgischen Dichter Fritz Reuter, waren einer z. T. empörenden Behandlung ausgesetzt, auf bloßen Verdacht hin und aus nichtigen Gründen. „Wer die Wahrheit kennt und sagt sie frei, der kommt in Berlin auf die Hausvogtei“ war eine auf bitteren Erlebnissen fußende Abwandlung des Burschenliedes. Man nannte Friedrich Wilhelm den Gerechten, jedoch auch er, der im Grunde seines Wesens ein friedlicher und gutherziger Mann war, mußte erfahren, daß sich Macht nur durch harte Mittel erhalten läßt, und die preußische Justiz gab ihren Beamten die Freiheit, sie anzuwenden. Man folterte nicht mehr, wie es noch im aufgeklärten 18. Jahrhundert vorkam, jedoch man sprach dem Inquisiten nachdrücklich zu. Und wer scharfen und



Elisabeth,
Prinzessin von Preußen
Nach der Natur gezeichnet
von Fr. Krüger,
lithographirt von
Friedrich Jensen

peinigenden Verhören standhielt, wer auf Suggestivfragen nicht hineinsiel, durfte gewärtig sein, daß man ihn durch Prügel, Hunger, Schlafentzug mürbe zu machen suchte. Eine Flucht in die Öffentlichkeit kannte das Biedermeier nicht. Die Berliner Zeitungen durften über innere Angelegenheiten nichts bringen, d. h. sie mußten gerade über die Dinge schweigen, die den einzelnen und die Gesamtheit am nächsten berührten, und was die Staatszeitung darüber brachte, durfte nur wörtlich nachgedruckt werden. In außenpolitischen Fragen hatte die Presse die Pflicht, sich die Meinung der Regierung zu eigen zu machen. Trotzdem war das Gift schlechter Grundsätze stark und flüchtig genug, um sich auf den seltsamsten Wegen zu verbreiten, und je schwerer der Druck auch auf dem Berliner lastete, desto kräftiger wurde er zu eigenem Nachdenken und Urteil aufgerufen.

Unberührt von politischer Verärgerung blieb im Volke das Bild des Königs. Der Berliner Biedermeier, der die Majestät so schlicht wie seinesgleichen sah und an den alten Herrn nun schon seit Jahrzehnten gewöhnt war, machte sich nicht die Unbequemlichkeit, sein Urteil zu ändern, zumal es nicht genutzt hätte. Wie es immer zu sein pflegt, legte er alles, was ihn ärgerte, den

bösen Ratgebern des Herrschers zur Last; er selbst würde dies und jenes nie geduldet haben, wenn er davon gewußt hätte. So wurde sein Tod in allen Schichten der Bevölkerung aufrichtig beklagt. Kaiser Nikolaus, der mit seiner Gemahlin am Sterbebett des Schwiegervaters und Vaters gestanden hatte, war des Lobes voll über die Berliner und die würdige Bekundung ihrer Trauer. Ihm kam das ganze Volk wie eine trauernde Familie vor, was eine sentimentale Übertreibung war, denn wie viele politische Gefangene hofften mit ihren Angehörigen auf eine Amnestie und die Freiheit. Leicht gemacht wurde dem König sein Scheiden durch die Fürstin Liegnitz. Sie zeigte sich bis zum letzten Augenblick so hausmütterlich und lebenswürdig wie einst als junges Mädchen, da er sie zum ersten Male sah und sie beschäftigt war, sich einen beschädigten Schuh zu richten. Nach der Überführung in den Dom, wo die Trauerfeier stattfand, wurde die Leiche in der Nacht nach Charlottenburg gebracht. Im dortigen Mausoleum wollte Friedrich Wilhelm III. neben Luise ruhen. Es herrschte ein starker Sturm, so daß die Herren kaum den Baldachin tragen konnten und die Prinzessinnen ihre Hüte krampfhaft festhalten mußten. Jeder Berliner wußte: es kam etwas Neues, und es war nicht mit dem Wunsche geschehen, den der alte Baner aus dem Hunsrück bei einem Besuch des Kronprinzen ausgesprochen hatte: „Herr Prinz, regieren Sie ebenso gut wie Ihr Vater, dann wollen wir Sie alle recht liebhaben.“ Selbst der friedliche Biedermeier fühlte, es mußte, wenn nicht besser, so doch wesentlich anders regiert werden.



„Liebeken,
können se mich nich sagen,
wat det da oben
uf det Dohr
vor 'ne Puppe is?“ —

„Ja nu, wat wird
det sinn!
Alte römische Geschichte,
Kurfürsten von

Brandenburg,
siebenjährige Krieg,
det is et!“
— „Ah so! na ik danke
recht sehr.“ —

Karikatur
von J. B. Dörbeck
Um 1830
Historia-Photo

Das neue Berlin und seine Künstler

Ein geistreicher Betrachter Berlins hat einmal gesagt, es sei das Schicksal dieser Stadt, Gimmer zu werden und niemals zu sein. Im Barock und Rokoko haben Schlüter und Knobelsdorff, die Baumeister des ersten und des zweiten Friedrich, Berlin ihren Stempel aufgeprägt, ohne eine Überlieferung bilden zu können. Was sie schufen, blieb ohne Folge; der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. war weder fähig noch geneigt, das Bauen als einen Ausdruck künstlerischen Willens zu betrachten; es war für seinen sparsamen und hausväterlichen Sinn nur ein Mittel, Geld unter die Leute zu bringen. Nach dem Tode Friedrichs des Großen erwarb sich zwar der vielgeliebte und noch mehr verlästerte Friedrich Wilhelm II. das Verdienst, durch den Schlesier Karl Gotthard Langhans das Brandenburger Tor errichten zu lassen; begonnen 1788, wurde dieses Wahrzeichen Berlins 1791 dem Verkehr übergeben. Aber die bereits unter diesem König einsetzenden langwierigen revolutionären und kriegerischen Unruhen zwangen zu schärfster Sparsamkeit und erlaubten nicht, die wachsende Stadt nach einheitlichem und großem Plan neuzugestalten. Erst die Biedermeierzeit konnte sich dies Verdienst erwerben, und wenn es eines Beweises bedarf, daß die Jahre nach den Freiheitskriegen auch großer Gedanken und Taten fähig waren: hier ist er geliefert. Was damals in Berlin gebaut wurde, hatte Stil. Es entstand ein Stadtbild, das sich an Würde und Schönheit mit älteren und berühmteren messen konnte und das vor allen Dingen ein Vorbild für die Entwicklung zu werden verdient hätte. Zum Unglück Berlins wurde dieser Biedermeierstil von Kindern und Enkeln als ärmlich verachtet. Der Hang zu äußerlichem Prunk griff um sich, und die politischen Erfolge, die Preußen in den Einigungskriegen zum Nutzen Deutschlands errang, sind dem Bilde Berlins nicht zum Segen gediehen. Die übermächtig und überschnell wachsende Stadt riß rücksichtslos nieder, was der Biedermeier mit Liebe und Geschmack aufgebaut hatte. Man war wieder einmal über etwas hinaus und rühmte sich dessen. So können wir heute nur noch ahnen, wie hübsch das biedermeierliche Berlin gewesen ist. Wie bedeutend es war, zeigen uns die erhalten gebliebenen großen Bauten. Wohl sind auch sie Ausdruck ihrer Zeit und dennoch ihr weit voran. Wenn wir jetzt wiederum eine gewaltige Neugestaltung Berlins erleben: die alten Bauten verlieren dadurch nicht. Sie sind, wie die Dome des Mittelalters, für Jahrhunderte gedacht, und wenn der neue Stil, einem neuen Lebensgefühl entsprechend, härter ist als der des Biedermeiers: er ist ihm verwandt, denn auch er schöpft den Schatz seiner Formen, die Harmonie seiner Maße, den Ernst der künstlerischen Gesinnung aus der Antike.



Die neue Friedrichs-Werdersche Kirche. Zeitgenössische Lithographie. Sammlung Handke

Das Berliner Biedermeier und seine Kunst steht unter dem Zeichen Karl Friedrich Schinkels. Er war ein Märker und beweist wie Heinrich von Kleist, daß auch auf diesem kargen Boden die romantische Blume der Phantasie gedeihen kann. Nicht allein musisch, sondern auch musikalisch reichbegabt, wuchs der Pastorensohn aus Neuruppin als Schüler des Grauen Klosters in Berlin auf. Zum Künstler berief ihn 1797 eine Ausstellung, in der er den Entwurf eines Denkmals für Friedrich den Großen sah, das traumhaft-schöne Werk des früh vollendeten genialen Berliners Friedrich Gilly, der ihm Freund und Lehrer wurde. Dennoch fühlte er sich nicht von Anbeginn als Architekt. Auf seiner ersten italienischen Reise (1803) ward er zum romantischen Landschaftsmaler, und als er 1805 in die Heimat zurückkehrte, fand er, namentlich nach dem Unglück von 1806, keine Gelegenheit zu bauen. Seine Phantasie strömte in seltsame Kompositionen. Über einer Stadt mit großen Wasserflächen, die an die Havel bei Potsdam erinnern, geht die Sonne auf, und ferne Berge säumen den Horizont, oder wir sehen eine von schönen Bäumen beschattete Landstraße, auf der römische Reiter traben und die den Ausblick auf eine antike Stadt gewährt. Als echten Romantiker erweist ihn das wunderbare Bild einer mittelalterlichen Stadt am Wasser mit ragendem gotischem Dom auf einem Felsen und einer auf hohen Bogen ruhenden Brücke.

Sneifenau nahm an diesen Arbeiten herzlichen Anteil und fand mitten in politischen Sorgen und im kriegerischen Waffenlärm Muße, sich mit dem Maler über neue Pläne zu besprechen. Viel Beifall auch in breiten Kreisen erwarb er sich durch die perspektivisch-optischen Bilder für Ausstellungen des geschäftigen Dekorationsmaler Karl Wilhelm Gropius, welche namentlich vor Weihnachten zahlreiche Besucher anzog. Hier wurden die staunenden Berliner in die weite Welt mit ihren Sehenswürdigkeiten geführt, und besondern Anklang fand Schinkel, als er seinen bildungseifrigen Mitbürgern die Sieben Weltwunder der Antike zeigte, nach zeitgenössischem Urtheil die geistreichsten Restaurationen der Wunderbauten des Alterthums. Wenige Jahre später konnte er seine große Laufbahn als der Baumeister des neuen Berlins antreten. Auch jetzt begann er als Romantiker und mühte sich, z. B. bei der Friedrichswerderschen Kirche, die Gotik mit den Ansprüchen der Gegenwart zu versöhnen, denn er war nie ein bloßer Nachahmer oder Nachempfinder. Ein rechtes Volksfest war es, als (1819) Schinkels gußeisernes Denkmal auf dem Kreuzberg enthüllt wurde; auch hier, wo es sich um die Ehrung der in den Freiheitskriegen Gefallenen handelte, schöpfte Schinkel aus der gotischen Formwelt; es war ein dürftiger Ersatz für den gewaltigen gotischen Nationaldom, den er auf dem Leipziger Platz geplant hatte. Obwohl dem Meister wie wohl jedem großen Architekten nur wenig von dem vergönnt ward, auszuführen, was er im Kopf und Herzen trug, begann jetzt Schinkels glücklichste Zeit, und der Berliner Biedermeier sah mit staunender Bewunderung, wie seine Stadt sich verschönte. Die Neue Wache (1818), das Schauspielhaus am Gendarmenmarkt (1821), das Museum (1828) sind die großen Ruhmestaten, an die sich jeder sofort erinnert, wenn Schinkel genannt wird. Aber man soll auch kleinere Werke nicht vergessen, wie die Hundebücke, die durch ihn zur Schloßbrücke wurde, oder die Torhäuschen am Potsdamer Platz. Auch baute Schinkel nicht bloß für den König und für den Staat. Er schuf dem Grafen Redern am Pariser Platz ein Palais, das unbegreiflicher Unverstand zu Beginn dieses Jahrhunderts abgerissen hat, und baute dem Ofenfabrikanten Feilner ein Bürgerhaus von vorbildlicher Schlichtheit und Gediegenheit. Das Schloßchen Segel, der Commerßitz Wilhelm von Humboldts, Charlottenhof, das Sorgenfrei des künftigen Königs Friedrich Wilhelm IV., Babelsberg, der Lieblingsitz Wilhelms I. – es sind alles, ganz oder zum Theil, Werke Schinkels, und sie im Verein mit vielen andern seines Geistes haben das Antlitz des biedermeierlichen Berlins geformt. Und mehr als das! Schinkel war nicht bloß ein Romantiker oder ein Klassizist. Wie er die alten Stile, auch den der Antike, mit modernem Gefühl erfüllte – denn nur wenn man Neues schuf, war man wahrhaft lebendig –, so hatte er die Andacht zum Kleinen, die nicht minder romantisch ist als das Schweifen ins Unbegrenzte. Er hat das gesamte Kunsthandwerk aufs tiefste beeinflusst, indem er Muster für Tischler, Töpfer, Weber, Glasmacher und viele andere Berufe entwarf. Er hielt sich nicht für zu gut, für einen Minister einen Altentisch und für die Damen Vielliebchenstickereien zu zeichnen. Selbst die Grabkreuze der



Prinzessin Radziwill. Gemälde eines unbekanntes Künstlers



Salon Friedrich Wilhelms IV. im Schloß zu Berlin

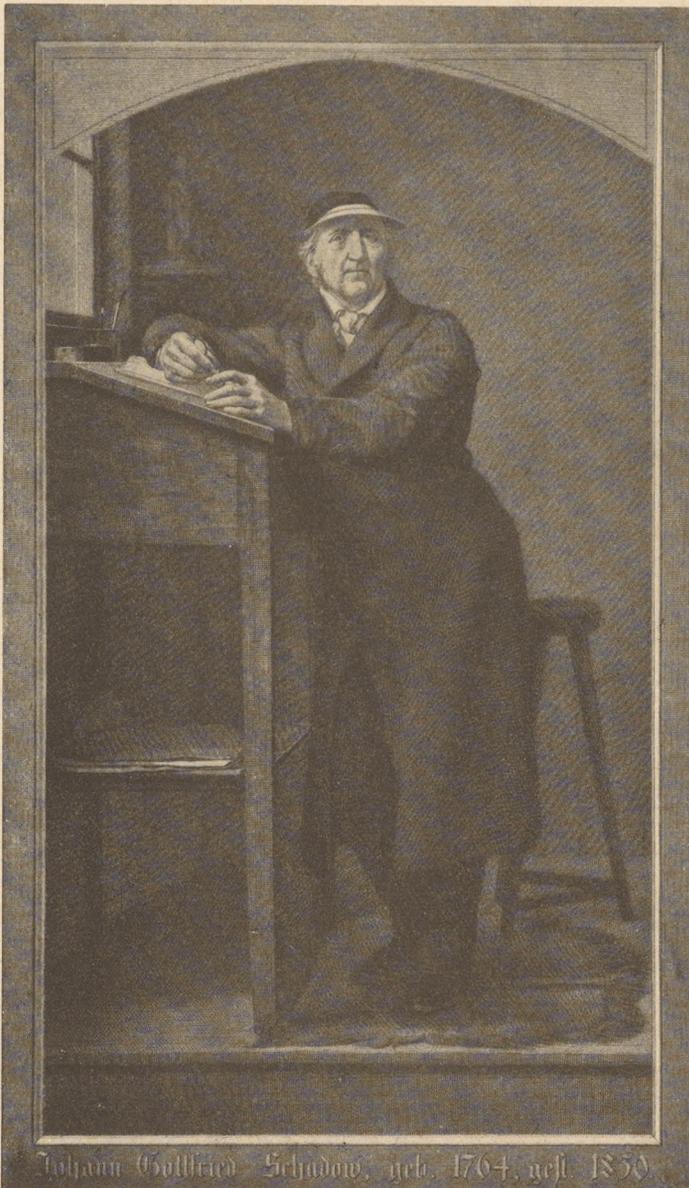


Constanze von Bülow
Gemälde von Carl Begas. In Schloß Legel bei Berlin



Ansicht Berlins vom Kreuzberg aus. Lithographie von F. Stademann

Toten waren Schinkelsch. Das ist durch das ganze Berliner Biedermeier bis zu seinem letzten Ausklang um 1860 so geblieben und gibt der Zeit ein so einheitliches künstlerisches Gesicht, daß man sie gelegentlich nach Schinkel benannt hat. Dieser Biedermeier war ein adliger Mann, der auch das Wort zu meistern wußte, sobald ihn etwas innerlich beschäftigte, ein Diplomat, der seine Pläne überzeugend vorzutragen verstand, vor allem aber ein Mensch von hoher sittlicher Würde, von Selbstverleugnung und Herzengüte. Seine unerfüllten Träume waren die schönsten, und oft war er niedergeschlagen, wenn er sich einschränken mußte. Dann stärkte ihn wohl der Zuspruch des Kronprinzen: „Kopf oben, Schinkel, wir wollen einst zusammen bauen!“ Es ist nicht



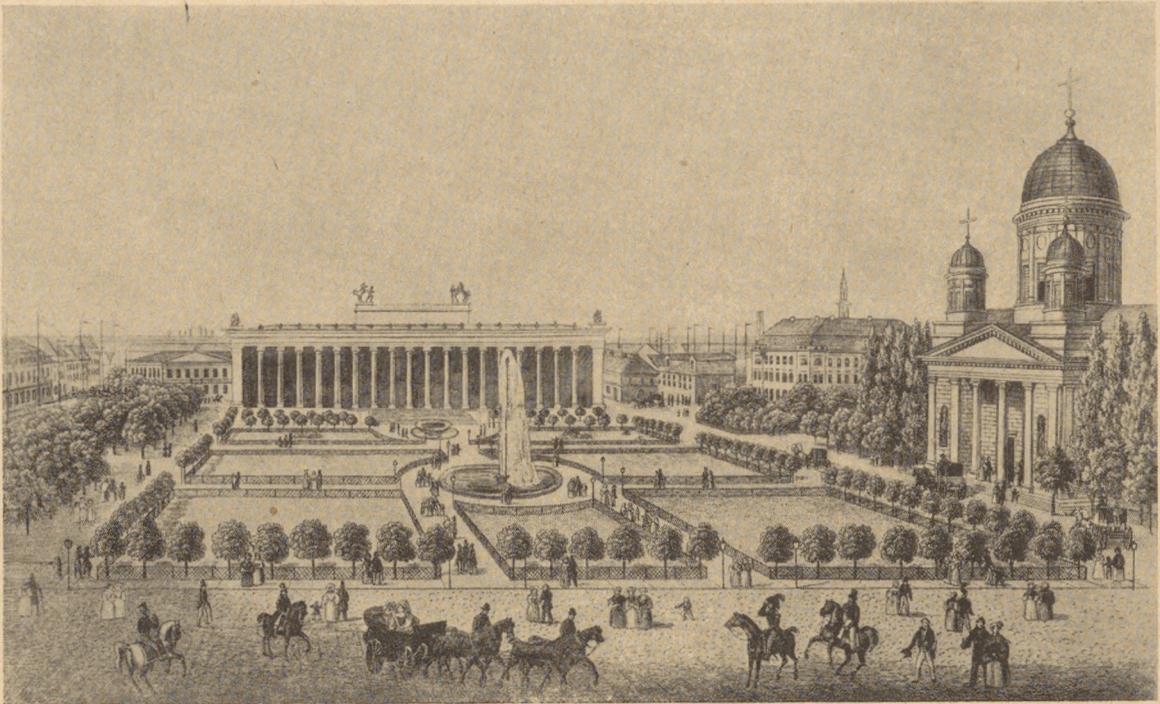
dazu gekommen, denn er war schon krank, als Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestieg, und das einzige Mal, das sie sich noch sahen, war verstimmend genug. Der König war gekränkt, daß der Meister, der ohne Urlaub in seine Heimat gereist war, nicht auf der Stelle erscheinen konnte, als er ihn zu sich befahl, und fleidete taktlos, wie er gelegentlich war, seinen Tadel in die Frage: „Sie haben sich wohl vor dem Kanonendonner gefürchtet, der meinem Volke meine Thronbesteigung verkündete?“ In dieser Bemerkung blizt auf, was Friedrich Wilhelm IV. trotz gutem Willen in verhängnisvollen Zwist selbst mit dem geduldigen Berliner Biedermeier bringen sollte: die launenhafte Selbstüberschätzung eines Herrschers, der sich über den Bürger hoch erhaben wähnte, auch wenn er sich gelegentlich gern zu ihm herabließ.

Johann Gottfried Schadow
Stich von W. Sachs, nach einem
Gemälde von Carl Steffen



Karl Friedrich Schinkels Königliches Schauspielhaus in Berlin, in dem als erste Aufführung am 18. Juni 1821 Karl Maria von Webers Oper „Der Freischütz“ gespielt wurde
Nach einer Zeichnung von Schinkel gestochen 1820 von Joh. Friedrich Jügel

Während das neue Schauspielhaus zwar die Begeisterung vieler, z. B. E. L. N. Hoffmanns, weckte, doch dem durchschnittlichen Biedermeier Anlaß zum Nörgeln bot – der Zuschauerraum erschien ihm überraschend klein im Verhältnis zu den mächtigen Ausmaßen des ganzen Baues –, erntete das neue Museum allgemeinste Anerkennung. Wie groß es gedacht und gestaltet ist, hat es noch in neuerer Zeit bewiesen, als es mit seiner Säulenhalle und Freitreppe den überladenen Barockbau des unter Wilhelm II. und nach seinem Geschmack errichteten Raschdorffschen Doms als völlig nebensächlich empfinden ließ und den Lustgarten nach wie vor unumschränkt beherrschte. Der lange erwogene Bau wurde auf Grund einer Schinkelschen Denkschrift 1823 genehmigt. Eine Studienreise Schinkels nach Paris und London vermittelte ihm wertvolle Anregungen für die Inneneinrichtung. Der Kostenschlag von 700 000 Talern wurde nur um knapp 100 000 überschritten, hauptsächlich weil das sumpfige Gelände viele und teure Arbeiten verursachte; für die Fundamentierung mußten über 3000 Pfähle eingerammt und mit einem Kost überdeckt werden. Für die bisher in der Akademie oder in den königlichen Schlössern untergebrachten und durch glückliche Ankäufe Friedrich Wilhelms III. vermehrten Kunstschätze war hier ein Haus entstanden, das in großen Sälen und kleinen Kabinetten die Kostbarkeiten zur schönsten Geltung brachte. Friedrich Wilhelm III. hat sich bei diesem Unternehmen ebenso



Der Lustgarten mit dem Königlichen Museum und dem Dom. Kupferstich um 1825
Staatliche Kunstbibliothek Berlin

Kunst- wie volksfreundlich gezeigt. Die aus allen Ländern zusammengeraubte Schau, die Napoleon in Paris veranstaltet hatte, war von dem König mit aufmerkamer Bewunderung gemustert worden. Damals war in ihm der Wunsch entstanden, in Berlin etwas Ähnliches zu haben. Freilich mußte es ehrlich erworben sein, und gern stiftete er 200 000 Taler, um die Bildersammlung des in Berlin ansässigen englischen Kaufmanns Golly zu erwerben; es waren 646 Gemälde, unter ihnen die uns durch Versailles entwendeten sechs Tafeln des Genter Altars. Als der Bau 1830 am Geburtstag des Königs, dem 3. August, eröffnet wurde, war es ein Museum fürs Volk und keine fürstliche Kunstammer mehr. Jeder durfte es besuchen und sich an der Kunst erfreuen, von der die Spener'sche Zeitung in einem Dankgedicht an den König meinte: „Was sie vermocht' in alt' und neuen Zeiten, versammelt ward's in reich geschmücktem Saal, der Niederländer stille Häuslichkeiten, des Italieners hohes Ideal, die Götter, die einst Romas Tempel zierten und die der Griechen schöne Welt regierten.“

Während sich die Gelehrten darüber stritten, ob die von dem Archäologen Professor Hirt entworfene lateinische Inschrift am Museum klassisch sei oder nicht und Wilhelm von Humboldt die Auswahl und Aufstellung der Kunstwerke leitete, war Schinkel bemüht, auch den Innenbau bis aufs letzte Ornament, bis auf den Anstrich der Wände so zu halten, daß die Kunstwerke zur schönsten Wirkung kamen. Sorge machte ihm die Granitschale im Lustgarten.

Sie stammte aus den Rauener Bergen und war aus der einen Hälfte des nach Hans von Küstrin benannten Markgrafensteins in zweijähriger Mühe an Ort und Stelle bearbeitet worden. Es war schwierig, die 1600 Zentner zu der eine dreiviertel Stunde entfernten Spree zu befördern, denn die aus Fichtenstämmen gefertigten Walzen wurden zerquetscht. Nach dem sechs Wochen beanspruchenden Landtransport wurde das Ungetüm auf einem eigens gebauten Spreefahn nach Berlin gebracht. Mit Begeisterung wurde die seltsame Fracht von der Bevölkerung begrüßt. Trotz aller Umsicht des Bauinspektors Cantian gab es noch kurz vor dem Ziel neue Schwierigkeiten: die Grünstraßenbrücke erwies sich als zu eng, und man mußte die Pfeiler ausstemmen, um Platz zu schaffen. Endlich war die noch rohe Schale im Lustgarten angelangt, und mit Hilfe einer Dampfmaschine von zehn Pferdekraften begann das Schleifen und Polieren. Über zwei Jahre hatte man hiermit zu tun. Aber als alles fertig war, die glänzende Schale stand und auf ihrem Rand 42 Musertwähle zu einem festlichen Frühstück Platz nahmen, war die ganze Stadt begeistert. Man hatte eben aus nächster Nähe beobachten können, welcher Leistungen die Technik fähig war, und voll Stolz schlug man vor, die Schale, die soviel Schweiß gekostet hatte, in der



Die Granit Schale in der Aufstellung. 1831. Links der Alte Dom
Gemälde von Johann Erdmann Hummel in der Nationalgalerie. Phot. F. Bruckmann, München

Rotunde des Museums, in dem feierlichen Rund der Eingangshalle, unterzubringen. Zum Glück wurde der Gedanke aufgegeben, und sie blieb draußen unter freiem Himmel, wo sie Erdmann Hummel, genau wie ein Techniker, in verschiedenen Stufen ihrer Vollendung gemalt hat.

Schinkel baute nicht nur Häuser, sondern Räume, und einen der herrlichsten Plätze Berlins, den Lustgarten, der zum öden Exercierplatz geworden war, hat er zum riesigen Vorhof seines Museums geschaffen. Den Zugang von den Linden her vermittelte die eine alte Holzbrücke ersetzende Schloßbrücke, deren Einweihung mit dem Einzug des neuvermählten Kronprinzlichen Paares am 28. November 1823 stattfand. Nachdem die Studenten am Abend ihre Fackeln im Lustgarten zusammengeworfen hatten, kam das Gerücht auf, die neue Brücke wäre gesperrt. Alles wandte sich der dem Wagenverkehr vorbehaltenen Notbrücke zu. In dem Gedränge erstickten einige zwanzig Menschen; eine Anzahl fiel ins Wasser, wurde jedoch gerettet. Das war ein schlimmes Ereignis, und doch hätte man es gleich anderen vergessen, wenn sich nicht ein Nachspiel angeschlossen hätte. Der sonst so gerechte König erschien seinen guten Berlinern unverständlich, denn einerseits dankte er ihnen für die Beweise treuer Liebe, und andererseits tadelte er die „schrankenlose Zügellosigkeit“ der Volksmassen als schuldig an dem traurigen Vorfall. Böses Blut machte, daß die Zensur Todesanzeigen verbot, die sich auf das Unglück bezogen. Man wollte verhindern, daß Ihre Königliche Hoheit die Kronprinzessin einen unangenehmen Eindruck bekommen möchte. Solch zarte Rücksicht erschien selbst dem Berliner Biedermeier, der sein Königshaus von Herzen liebte, sträflich übertrieben.

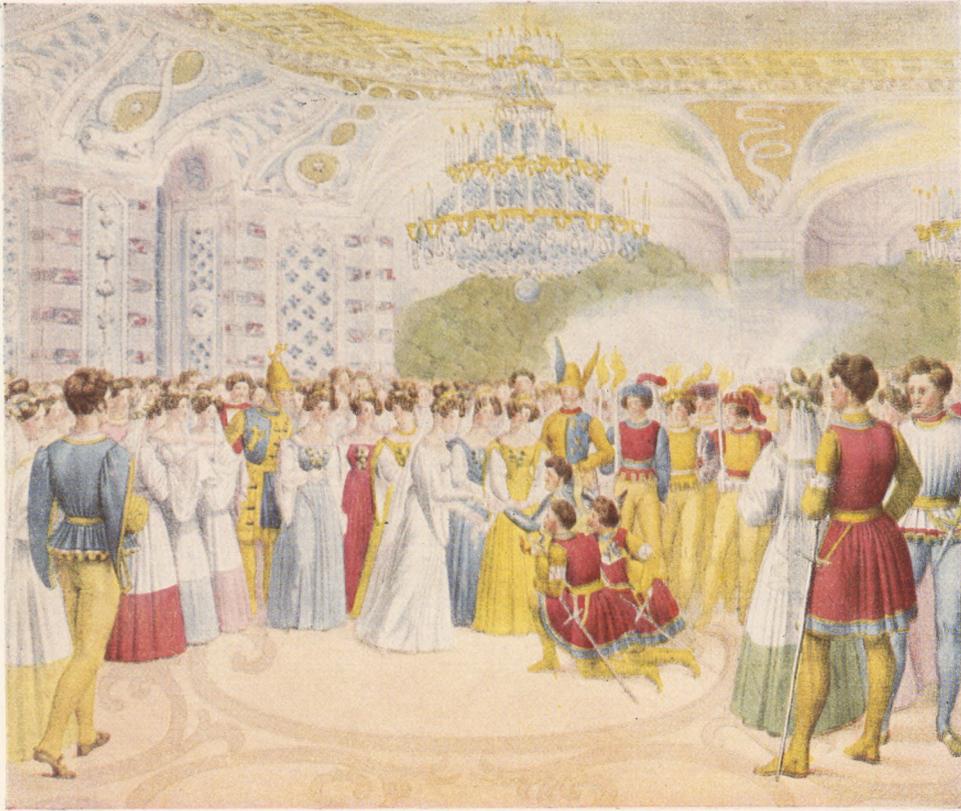
Das biedermeierliche Berlin hatte neben und nach Schinkel noch eine Reihe tüchtiger Baumeister. Von dem Braunschweiger Karl Theodor Dittmer stammt der Bau der Singakademie, für die Schinkel einen von Dittmer benutzten Plan entworfen hatte. Karl Ferdinand Langhans der Jüngere, der Sohn des Meisters vom Brandenburger Thor, erbaute für den Prinzen Wilhelm, den späteren Kaiser, das vornehme und bescheidene Palais unter den Linden; auch für diesen Plan hatte Schinkel Entwürfe liegen, die allerdings weit über die verfügbaren Mittel hinausgingen und auch der Sinnesart des Bauherrn nicht entsprachen. Langhans baute ferner das 1843 völlig ausgebrannte Opernhaus neu auf, getreu dem Willen Knobelsdorffs, konnte jedoch nur den aus Barock und Klassizismus eigenartig gemischten Zuschauerraum nach seinem Willen formen. Auf dem Gebiete des reichen und behaglichen Villenbaus genoß Eduard Knoblauch einen hervorragenden Ruf. Ihm dankt noch die heutige Potsdamer Straße das lebenswürdige Gebäude, in dem viele Jahre die Hochschule für Musik untergebracht gewesen ist. Auch hat er den aus dem Besitz der Herzogin Dorothea von Kurland in den des Zaren Nikolaus übergegangenen Palast Unter den Linden für die Bedürfnisse der russischen Botschaft umgebaut. Er war ein Schüler Schinkels, doch die eigentlichen Erben von dessen Ruhm waren drei Männer: Friedrich August Stüler, Ludwig Persius und Johann Heinrich Strack. Sie alle hatten ihre große Zeit erst unter Friedrich Wilhelm IV. Der jüngste von ihnen,



Parade 1839 vor dem Palais des Kronprinzen, nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV.
Gemälde von Wilhelm Brücke, Staffage von Julius Carl Schulz. Phot. F. Bruckmann, München

der Bückeburger Strack, baute auf dem Königsplatz an der Stelle des heutigen Reichstags das Palais für den großen Kunstsammler, den Grafen Raczinski, und in Moabit die Villa für den Großindustriellen August Borsig. Der Thüringer Stüler war sehr gewandt, auf des Königs Einfälle einzugehen und sie praktisch umzugestalten. Er hatte Sinn für Schönheit und Würde. Sein Neues Museum, die Schloßkuppel beweisen es. Jedoch er war kein schöpferischer Geist, und wenn wir den berühmten, von Kaulbach weltgeschichtlich ausgemalten Treppenaufgang in seinem Museum betrachten, so schmerzt es uns, wie im sinkenden Biedermeier – der Bau wurde 1843 begonnen und 1855 vollendet – schon jener Sinn für Außerlichkeit erwacht, der in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts den Biedermeier selbst und mit ihm ein schönes Stück deutscher Kultur verdarb. Persius, ein Berliner, führte in Babelsberg und Charlottenhof Schinkelsche Bauten weiter, ein romantischer Baumeister, der die Heilandskirche in Sacrow höchst reizend in die märkische Landschaft fügte und dem die Stadt Potsdam die Kuppel der von Schinkel erbauten Nikolaikirche zu danken hat. Er wie Stüler wie Schinkel hat auch Pläne für den neuen Dom am Lustgarten gezeichnet, und es gehört zu den traurigen Ereignissen der Berliner Baugeschichte, daß es dem Geiste Schinkels und der Seinen nicht vergönnt gewesen ist, die Lücke zwischen Schloß und Museum zu schließen.

Fast soviel Kopfzerbrechen wie der Neubau des aus Friedrichs II. Zeit stammenden Doms hat dem Berliner Biedermeier das Denkmal für den Großen König bereitet, nur daß die endlich gefundene Lösung unvergleichlich glücklicher ausgefallen ist. Neben dem Architekten Gilly hat auch der den preußischen Stil am reinsten verkörpernde Bildhauer, der Berliner Schadow, mit der Aufgabe gerungen und die beiden Wege beschritten, um die man sich viele Jahre stritt. Es war nämlich die Frage, ob man den König in einer zeitlosen, und das hieß damals soviel wie einer antiken Tracht, oder so darstellen sollte, wie ihn noch viele alte Berliner, unter ihnen Schadow selbst, durch die Straßen von Berlin hatten reiten sehen. Gottfried Schadow, Sohn eines aus Zossen stammenden Schneidermeisters, stand noch in der Überlieferung des Rokoko. Aber bereits sein Lehrer, der aus den Niederlanden vom Prinzen Heinrich, dem Bruder Friedrichs des Großen, nach Berlin berufene Tassaert, hatte den Schritt zu einem neuen Realismus getan, und Schadow folgte ihm, indem er das Klassische mit dem Preussischen zu einer Einheit verschmolz. Als er das Grabmal für den Grafen von der Mark, das Kind Friedrich Wilhelms II. und der Gräfin Lichtenau, schuf, hielt er sich äußerlich an den feierlichen Pomp, den das 18. Jahrhundert bei solchen Gelegenheiten liebte; aber der schlummernde Knabe selbst ist mit sorgsammer Treue und hingebender Liebe der Wirklichkeit abgelautet. Das Studium der Antike verrät das seit 1795 entstandene Viergespann auf dem Brandenburger Tor, die jedem Berliner Biedermeier ans Herz gewachsene Quadriga, seit sie, mit dem Eisernen Kreuz geschmückt, aus französischer Gefangenschaft zurückgekehrt war. Seinen eigenen, Berliner Weg ging Schadow, als er Zieten und den alten Dessauer für den Wilhelmsplatz modellierte,



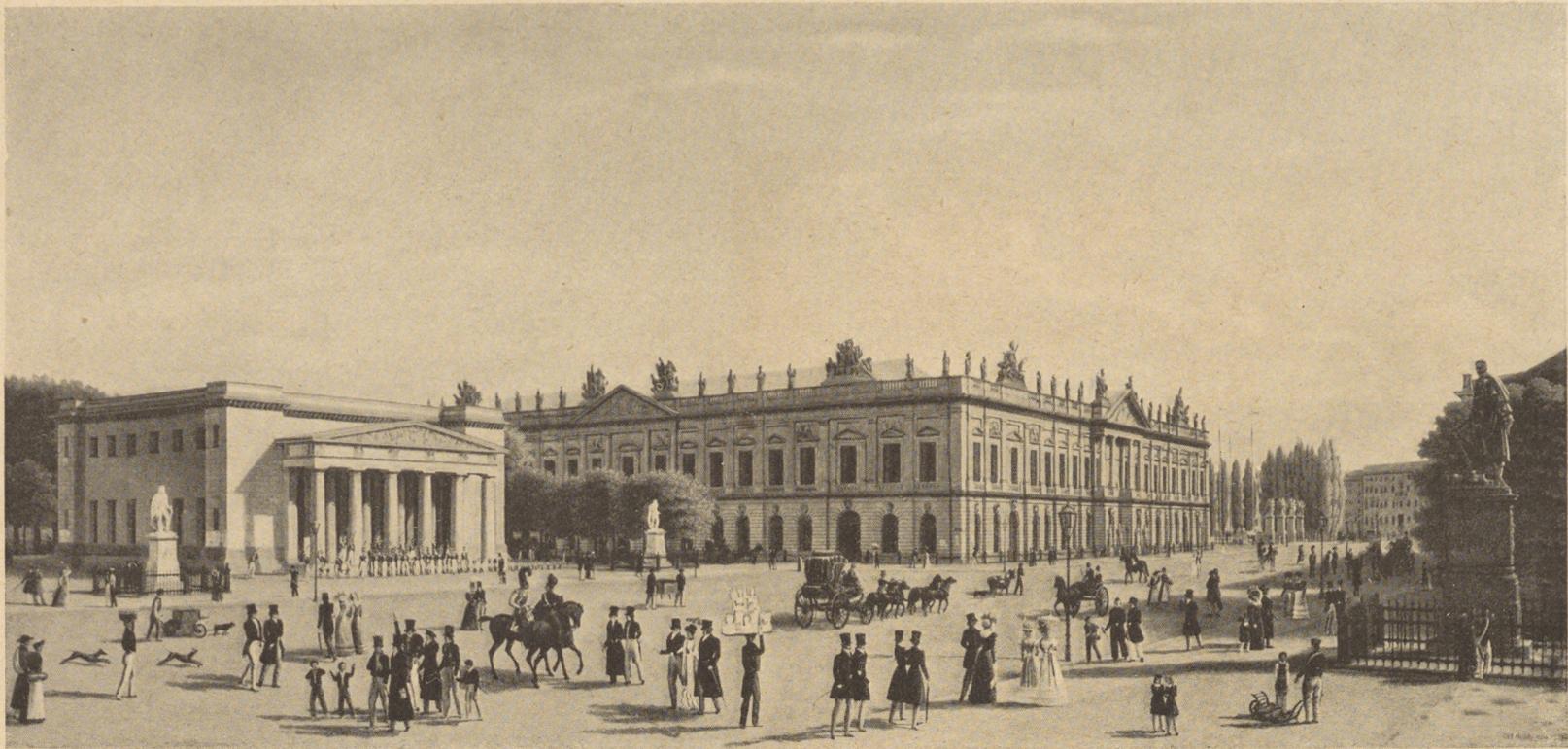
Preisverteilung beim Fest „Der Zauber der weißen Rose“ in Potsdam



Gruppe aus dem Festzug „Lalla Rookh“. Zeichnung von August von Kloeber



Preußische Gardehusaren. Uniform um 1832
(Der am Boden liegende Gegner trägt eine Phantasieuniform)
Zeichnung von Dietrich Monten



Wache und Zeughaus 1828. Gemälde von Wilhelm Brücke, im Berliner Schloß

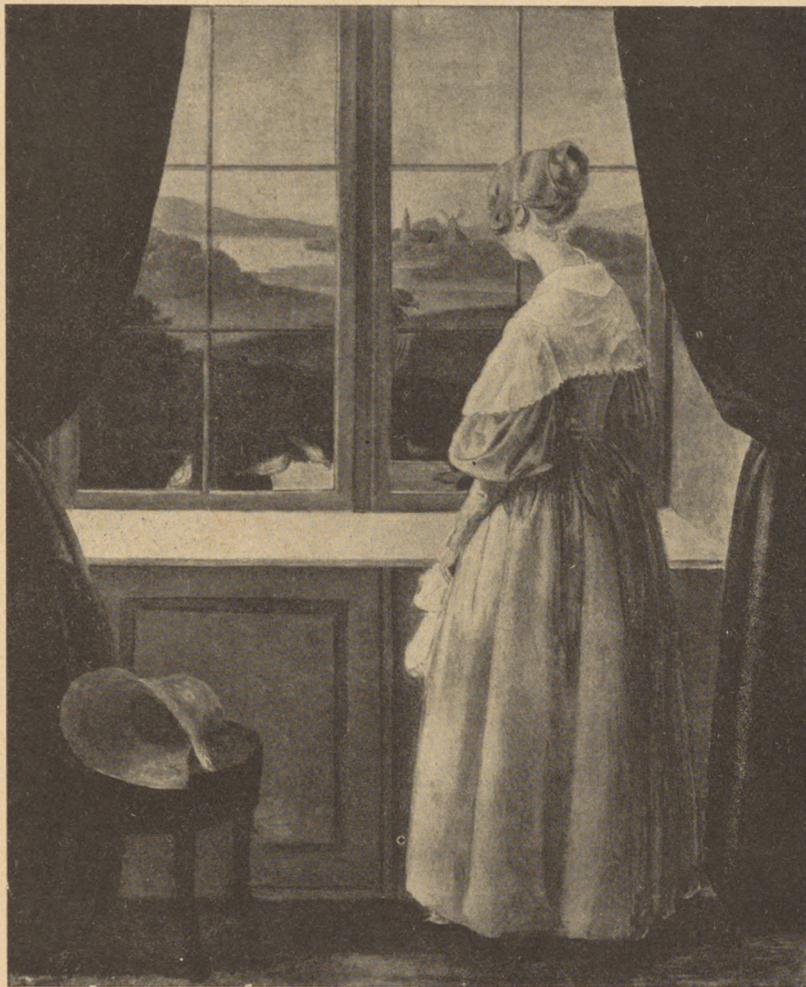
genau so, wie sie gelebt hatten, und in dem gleichen, der Wirklichkeit verpflichteten Gefühl, das später Menzel beseelte. Daß dieser Berliner, den das ihm folgende Geschlecht bei aller Verehrung doch etwas hart, fast allzu mannhaft empfand, auch höchst liebenswürdig sein konnte, bewies er nicht nur mit dem Doppelstandbild der Königin Luise und ihrer Schwester Friederike. Noch 1826, als er mit seiner Wirksamkeit vor sich und der Welt abzuschließen begann, gelang ihm ein kleines großes Meisterwerk zeitloser Schönheit, ein nacktes Mädchen, das auf einem Ruhebett liegt. Selten in unsrer Kunst atmet der Marmor ein so zärtliches, sinnliches Leben wie hier. Man redet von ihm gern als vom alten Schadow, doch wer sich so an Jugend freut, hat kein Talent zum Altern, und auch dieser Urberliner hat seine romantischen Anwandlungen gehabt. Tassaert spielte mit dem Gedanken, seinen begabtesten Schüler zu seinem Schwiegersohn zu machen. Jedoch Gottfried Schadow hatte sein Herz an eine hübsche Wienerin verloren, die noch dazu aus dem Hause eines wohlhabenden Juweliers stammte. Er entführte die geliebte Marianne Devidel, floh mit ihr von Berlin nach Triest, wo er sich mit ihr trauen ließ, und der Herr Schwiegervater in Wien gab außer seiner Zustimmung sogar noch das Geld für eine Reise nach Italien. Schadow ist auch später noch gereist, aber nie gern, denn am wohlsten fühlte er sich in Berlin. Ein großer Kummer war für ihn, daß sein Ältester, Rudolf, ein begabter Bildhauer, in jungen Jahren ihm entrissen wurde. Sein zweiter Sohn, Friedrich Wilhelm, wurde Maler, hielt sich eine Weile zu den Nazarenern und wurde als Direktor der Düsseldorfer Akademie berühmt. Ob sein Vater, von dem er den Sinn für eine saubere Technik übernommen hatte, mit seiner katholisierenden Malerei immer einverstanden gewesen ist, darf man bezweifeln. Gesorgt hat er für ihn auch auf merkwürdige Weise. Als ihm Friedrich Wilhelm IV. den Pour le mérite verlieh, nahm er ihn erst, als ihm der König genehmigte, die Auszeichnung auf seinen Sohn zu vererben. Was sollte ein alter Mann damit? Ein junger konnte sich länger daran freuen. Der Herr Akademiendirektor sagte auch sonst den hohen Herren unverstellt, wie ihm ums Herz war. Als ihm Friedrich Wilhelm III. ein neuerworbenes Gemälde zeigte, meinte er, die Geschmäcker wären zwar verschieden, aber er würde sich so was nicht in die gute Stube hängen. Einem reichen Kaufherrn, der ihm seinen hochbegabten Neffen als Schüler aufschwätzen wollte und seine Überzeugung von der großen Zukunft des Jünglings mit der Redensart beteuerte: „Darauf will ich Hufnägel schlucken“, bot er eine Handvoll Reißzwecken und lud ihn ein: „Wollen Sie mich 'n bißchen vor die Hufnägel üben?“ Einem Leutnant, der ihm ein Skizzenbuch vorlegte, riet er: „Bleiben Sie lieber bei Ihre Rekruten und Meechens.“ Als Lehrer war er von ebenso unmißverständlicher Deutlichkeit, und wer seinen Ansprüchen nicht genügte, mochte über seinen bissigen und trocknen Berliner Witz wohl zürnen. So fragte er z. B. einen Schüler mehrmals nachdrücklich: „Hast du das alleene, ganz alleene gemacht?“, und auf die wiederholte Beteuerung: „Jawohl, Herr Direktor!“, folgte wie ein kalter Wasserstrahl der vernichtende Rat: „Na, denn kannste Tepper werden.“ Merkwürdig war die Art, wie

Schadow zeichnete. Er setzte zuerst einige Punkte, zog dann vorsichtige Verbindungslinien, und nun erst folgten feste Striche. Auch beim Korrigieren verfuhr er so, und als ihm ein Schüler etwas verwundert zusah, klärte er ihn über seine Methode auf: „Paß uff, ick mache det so . . . Det hab' ick von meinem Vater, der war 'n Schneider.“ Er wußte, Schneider konnten auch Künstler sein, so gut wie Töpfer und alle andern ehrsamten Handwerker, und das Pfuschen, das ihnen der Stolz verbot, war dem Künstler erst recht verwehrt. Man konnte ihm, je älter er wurde, seine Derbheit, selbst seine Grobheit um so weniger verübeln. Der alte Schadow gehörte zum biedermeierlichen Berlin, und selbst der gestrenge Herr Minister des Innern, der mecklenburgische und schon deshalb reaktionäre Freiherr Kaspar Friedrich von Schuckmann, verstand sich mit ihm am Stammtisch ausgezeichnet. Nur eines Abends vermißte er seinen Hut. Mit Absicht konnte er kaum verwechselt worden sein, denn am Nagel hing eine funkelnagelneue Kopfbedeckung, die Schuckmann aufsetzte, als er sich nach Hause begab. Am nächsten Tag schickte Schadow zum Minister und bat, die Hüte umzutauschen. Es hatte geregnet, und der Herr Akademiedirektor wollte den eigenen Hut schonen in der Gewißheit, daß er in Schuckmanns Wagen wohlgeborgen sei. Es war oft sehr häßliches Wetter in Berlin, und die Heizerei im Winter klappete eigentlich erst, seit man einen Feilnerschen Ofen hatte – auch der alte Goethe in Weimar wollte sich einen zulegen. Insofern und in mancher anderen Hinsicht war Schadow mit ihm einig. Nur die Schwärmerei für Italien begriff er nicht, obgleich sein Sohn ein sehr schönes Bild von Mignon gemalt hatte: „Ick bin nich sehr für Italien“, sagte der Berliner, „und die Bäume jefalln mir nu schon ja nich. Immer diese Pinien un diese Pappeln. Un wat is denn am Ende damit? De eenen sehen aus wie ufjeklappte Rejenschirme und die andern wie zujeklappte.“

Solche Bemerkungen waren reizend. Auch das Berlin der Biedermeierzeit hatte Sinn für Humor und Witz, sogar für Grobheit. Aber eigentlich wollte man gebildet sein und war es auch in weiten Kreisen der Bürgerschaft, und da erschien eine so friderizianische Originalität nicht immer am Platze. Man schätzte, schon aus patriotischen Gründen, Schadows Quadriga, aber Zieten und der alte Dessauer rechneten nicht als Kunstwerke; sie erschienen dem Biedermeiergeschmack als zopfig. Ein neuer Mann verdunkelte den alten Schadow, dessen Ruhm nach einem zum Überdruß wiederholten Witzwort in Rauch aufging: nämlich Christian Daniel Rauch. Ihm wurde die bedeutendste Aufgabe gestellt: das Denkmal Friedrichs des Großen zu schaffen, das erste Reiterstandbild seit Schlüters Großem Kurfürsten. Rauch stammte aus einer andern Welt als Schadow. Sein Vater war nicht ein kleiner Handwerksmeister, sondern Kammerdiener am waldeckschen Hof zu Arolsen; sein Onkel war Kastellan in Sanssouci. Beide starben früh, und der Kammerer Rieß, der Scheingatte der Lichtenau, riet dem zwanzigjährigen jungen Mann, Lakai zu werden. Er kam in den Dienst der Königin Luise, die ihm die Möglichkeit gewährte, daneben seine bereits in Kassel begonnenen Studien als Bildhauer fortzusetzen. So lernte er von Jugend an die Hofluft atmen, und etwas von ihrer Kühle umgibt

auch seine Werke. Seit 1804 konnte er sich völlig der Kunst widmen; er wurde aus seinem Dienst in Gnaden und mit einer Jahrespension von 125 Talern und 12 Groschen entlassen. Nachdem ihm schon vorher Zeit und Geld für einen Besuch der Dresdner Sammlungen geschenkt worden waren, konnte er jetzt mit einem Stipendium nach Italien, wo er sich an die Klassizisten, den Italiener Canova, den Dänen Thorwaldsen, angeschlossen und im Umgang mit Wilhelm von Humboldt mit den neuhumanistischen Idealen vertraut wurde. Er erhielt den Auftrag, den Sarkophag mit der ruhenden Königin Luise zu schaffen, und es ist sehr bezeichnend, wie stark sich der König dafür einsetzen mußte, daß die Verewigte kein bloßes Idealbild, sondern ein Porträt wurde. Der nach mancherlei Fährnissen des Seekriegs nach Berlin gelangte und in Charlottenburg in dem von Heinrich Gens erbauten Mausoleum aufgestellte Sarkophag begründete Rauchs Ruhm als des preussischen Bildhauers der Biedermeierzeit. Er wurde der künstlerische Herold der großen Männer und Taten der Befreiungskriege. Aus seiner Werkstatt stammen die 1817 und 1818 neben Schinkels Wache postierten Bülow und Scharnhorst, denen später Blücher, Gneisenau und Yorck gegenüber folgten. Sein volkstümlichstes Denkmal ist aber das des Alten Fritz geworden. Entwürfe dafür lagen zu Duzenden vor. Schon zu Friedrichs Lebzeiten hatte Tassaert ein Reiterdenkmal entworfen, und man hatte in der Armee dafür zu sammeln begonnen; was der König alsbald verbot, denn es sei schickliche Sitte, nicht während des Lebens, sondern nach dem Tode dem Feldherrn ein Denkmal zu setzen. Der lange währende, viele Geister und Federn beschäftigende Streit über die antike oder zeitgenössische Tracht war entschieden, nicht zuletzt durch Friedrich Wilhelm III., dessen Geist sich von der Wirklichkeit schwer entfernte und der auch eine Liebhaberei für Bleisoldaten in vorschriftsmäßigen Uniformen hatte. Die Trajanssäule, zu der er Rauch 1829 aufgefordert hatte, gefiel ihm sowenig wie die antiken oder gotischen Tempel, die Gilly und Langhans, Gens, Schinkel und andere Architekten geplant hatten. Aber noch fünf Jahre währte es, bis der König für ein Reiterdenkmal gewonnen war, und erst 1839 genehmigte er den mannigfach abgewandelten Rauchschen Entwurf. Am 1. Juni 1840 wurde der Grundstein feierlich gelegt; gegossen ward es 1846, enthüllt am 31. Mai 1851. Friedrich Wilhelm III. war schon sehr krank, als sich vor seinen Fenstern die Grundsteinlegung abspielte. Er hatte noch selbst das Fest angeordnet. Sein Geläute, sein Kanonendonner, seine Stille, sein Gesang, so schildert uns ein etwas blumiger Biedermeier, seine Festreden, die still lauschenden Volksmassen waren die Abenddämmerung seiner letzten Stunden. Als Rauchs Blücherdenkmal enthüllt wurde, ging es sehr ruhig zu. Es hatten sich nur drei Zuschauer eingefunden: der Künstler selbst, Gneisenau und Hegel, eine höchst erlauchete Gesellschaft. Das offizielle Preußentum wollte die Erinnerung an die Freiheitskriege damals nicht zu eifrig pflegen. Dagegen war Blüchers hundertster Geburtstag am 17. Dezember 1842 ein wahres Volksfest. Man hatte Rauchs Denkmal mit Lorbeer und mit Immortellen geschmückt, und der Lorbeer stammte von dem Baum, dessen Zweige 1815 das Haupt des Siegers bekränzt hatten.

Mädchen am Fenster
1835
Gemälde von Louise Henry
Phot.: F. Bruckmann
München

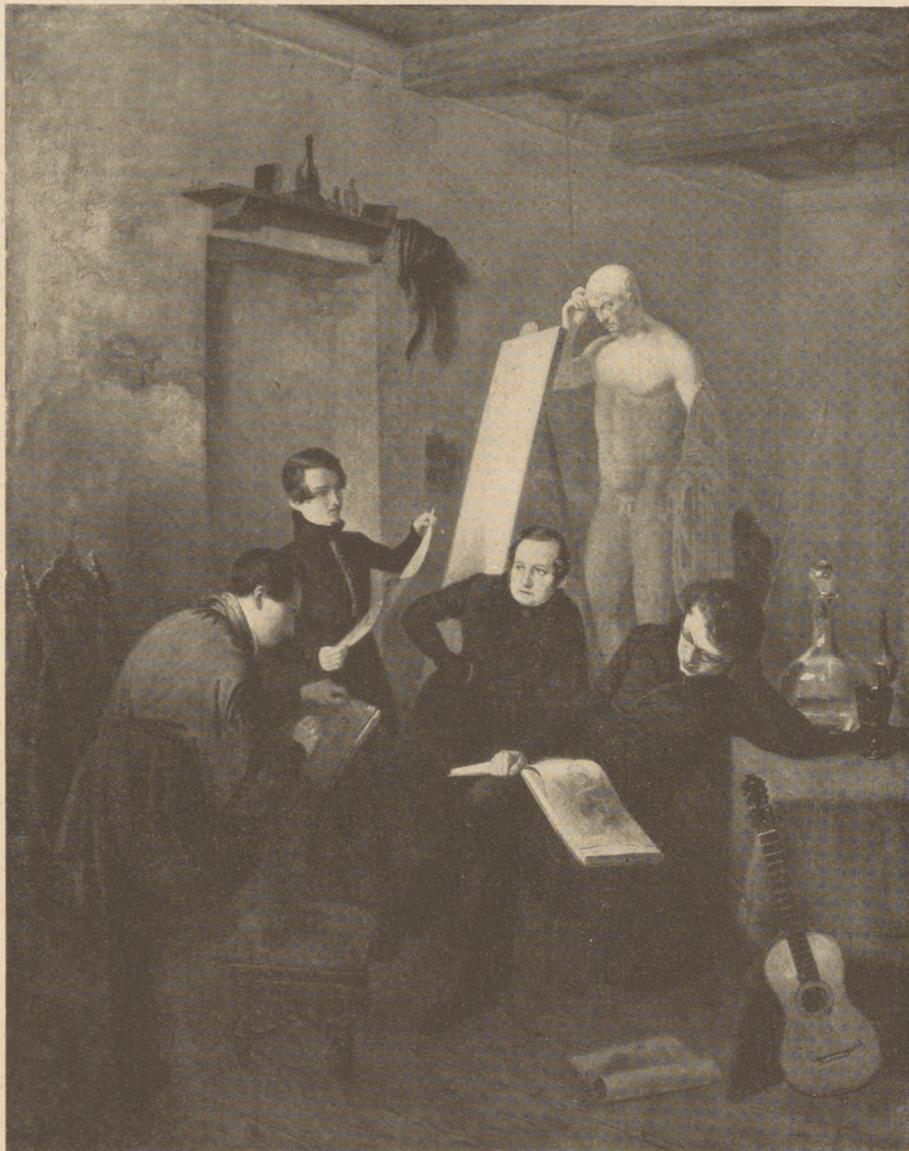


Rauchs Friedrich unterlag selbstverständlich der Kritik. Im allgemeinen waren die Berliner begeistert, daß sie ihren König so sahen, wie sie ihn sich vorstellten. Man fand es allerdings nicht ganz taktvoll, daß die Vertreter des geistigen Preußens ausgerechnet unter dem Schwanz des Pferdes angebracht waren. Ein Schusterjunge, dem man erzählt hatte, Rauch habe hundert Taler für den ausgesetzt, der ihm einen Fehler nachweise, ließ sich beim Herrn Professor melden und behauptete: „Solche Stiefeln, wie Ihr oller Friße se hat, jab's damals noch ja nich. Ich krieye hundert Daler.“ Er hatte recht, wie Rauch feststellte. Die Zwickel an den Stiefeln stimmten nicht. Man erzählt, Rauch habe die hundert Taler bezahlt und den Jungen gebeten: „Brauchst es nicht allen zu erzählen.“ Später schalt man das Denkmal einen Tafelaufsatz, man fand es nicht monumental genug. Dem Biedermeier war es gerade recht. Er vertiefte sich in die Fülle der den Sockel umgebenden Gestalten und empfand das Vergnügen des Gebildeten, von jeder etwas zu wissen. Indem er ins einzelne ging und selbst dem Sattel des Pferdes seine schaffende

Liebe gönnte, erwies sich Rauch, der so ideale Viktorien und andere Allegorien bildete, als ein echter Biedermeier, der immer das schätzt, was er genau und lange betrachten kann. Rauch selbst war ein schöner Mann, dem das Alter nichts anhatte. Zimmermann beschreibt ihn, wie er, den prächtigen Kopf von weißen Locken umrahmt, schlank und sicher einherschritt und die herrlichen blauen Augen lebhaft wie in der Jugend blitzten. Er war das Muster eines biedermeierlichen Genies, der Ausdruck einer sehr ordentlichen, sehr sauberen, sehr gebildeten und ein wenig pedantischen Zeit, die sowenig wie er selbst vergaß, daß sie aus kleinen Verhältnissen hervorgegangen war, sondern sich mit Stolz und Selbstbewußtsein in ein neues und größeres Leben und Wirken hineingefunden hatte. Es war sehr still in Berlin, doch immerhin gab es die Eisenbahn und sonst noch allerlei.

Rauch, seine Freunde und seine Schüler wurden durch den Neubau des Schauspielhauses am Gendarmenmarkt stark beansprucht. E. T. A. Hoffmann schildert in einem Brief vom Juni 1820, wie erfrischend das rege künstlerische Leben auf jeden wirkte, der das Glück hatte, es zu beobachten, namentlich im Lagerhaus in der Klosterstraße, wo Rauch und die andern ihre Werkstätten aufgeschlagen hatten. Es gab viel zu tun, sollte doch selbst das kleinste Ornament ein vollendetes Kunstwerk werden. Die größte Bewunderung des Dichters erweckte der von Rauch selbst modellierte Apollo, der auf einem von Hippogryphen bespannten Wagen daherkommt. Neben dem führenden Meister der Berliner Bildhauerschule des Biedermeiers nennt Hoffmann an erster Stelle Friedrich Tieck. Er war der jüngere Bruder des romantischen Dichters Ludwig Tieck und gleich diesem ein gebürtiger Berliner. Erst ziemlich spät war er in die Lehre Schadows gekommen. Dieser schätzte ihn und verhalf ihm, unterstützt durch Wilhelm von Humboldt, zu seiner ersten Reise nach Italien. Der Krieg vertrieb ihn von dort. Er ging nach Paris und geriet hier in den Kreis des großen klassizistischen Malers David, der mit so erstaunlicher Wendigkeit seine Kunst in den Dienst der Revolution, Napoleons und der Bourbonen zu stellen wußte. Mit Schinkel und Rauch zusammen kehrte er 1817 bei Goethe in Weimar ein. Seit 1819 arbeitete er in enger Gemeinschaft mit seinem Freunde Rauch. Tieck hat für das Schauspielhaus als bedeutendstes Werk das Standbild Ifflands geschaffen, das den Künstler sitzend und in antiker Tracht zeigt; er war kein glücklicher Mensch. Seine Ehe war unerfreulich. Schulden drückten ihn, und die Arbeit war ihm mehr eine Last als eine Lust. In die Umgebung Rauchs gehören noch andere Bildhauer, die dem Berlin der Biedermeierzeit als große Meister galten und die noch heute unter dem Vorurteil späterer Geschlechter leiden. Man nennt sie akademisch und müßte doch eigentlich sehen, mit wie stürmischer Kraft der Oberschlesier August Kieß seine Amazone, der Neustrelitzer Albert Wolff seinen Löwenjäger am Museum gebildet haben. Während Kieß, der außer bei Rauch auch bei Tieck gelernt hatte, der bedeutendste Tierplastiker der Schule war, hat Wolff, Rauchs Liebling und sein Gehilfe beim Friedrichsdenkmal, das große Reiterstandbild Friedrich Wilhelms III.

Der Künstler mit
seinen Freunden
im Atelier
Gemälde von
Eduard Frenhoff
Phot. F. Bruckmann
München



am Lustgarten geschaffen und die Lehren seines Meisters an eine bedeutende Anzahl namhafter Künstler, wie Gauer, Schaper, Gncke, weitergegeben. Auch Friedrich Drake, ein Landsmann Rauchs, aus Pyrmont gebürtig, hat dem biedermeierlichen Berlin eine Fülle reizvoller Arbeiten geschenkt; außer dem bürgerlich-schlichten Friedrich Wilhelm III. im Tiergarten und zahlreichen Bildnisstatuetten genrehafte Darstellungen. Sein volkstümlichstes Werk fällt allerdings in eine spätere Zeit: die Viktoria auf der Siegessäule, sehr massig, mehr gewaltig als groß, Zeugnis eines sich äußerlicher Wirkung zuwendenden Geschmacks, dem auch ein so liebenswürdiger und anmutiger Künstler sich nicht entziehen konnte.

Für die Gesundheit auch der Bildhauerkunst im Berliner Biedermeier spricht, daß sich die namhaftesten Meister nicht für zu gut hielten, ihre Aufmerksamkeit einem echt Berliner Kunstgewerbe zuzuwenden: dem Eisenkunstguß. Seine Anfänge fallen in die Notzeit Preußens. Schinkels Eisernes Kreuz wurde die ehrenvollste Auszeichnung der Freiheitskämpfer. Eisen wurde Mode, selbst die Frauen trugen eisernen Schmuck. Die in Lauchhammer und in Gleiwitz an Grabdenkmälern, Laternen, Fenstern, Geländern, aber auch an Kirchen- und Schreibtischgerät erprobte Technik bildete die in der Invalidenstrasse eingerichtete Königliche Eisengießerei aufs reichste aus. Ihre Blütezeit erlebte sie zwischen 1813 und 1840. Schinkels Kreuzbergmonument, seine wundervollen Geländer für die Schloßbrücke und das Palais des Prinzen Wilhelm wurden hier gegossen. Das Wichtigste für Herrn und Frau Biedermeier waren jedoch die unzähligen kleinen Kunstwerke, die für den bürgerlichen Feier- und Alltag bestimmt waren: Glückwunschkarten und Tintenfassler, Briefbeschwerer und Uhrständer, Ringhalter und Lichtschirme, Tabakkästen und Tübushalter, Garnwinden und Klingelzüge, Leuchter, Fußbänke und dergleichen mehr. Besonders reizvoll und überraschend zierlich war der eiserne Schmuck, der den Vergleich mit dem goldenen, den man fürs Vaterland gegeben hatte, nicht zu scheuen brauchte. Er zeigte Biedermeierblumen, wie Rosen und Margeriten, winzige Bildnisse, und zwar mit Vorliebe die Königin Luise, hielt sich, namentlich in den zwanziger Jahren, gern an die gotische Romantik, um danach klassizistisch zu werden und Thorwaldsensche Reliefs zu bilden. Als die ärgste Not gekehrt war, bemächtigte sich auch des Eisengusses der Luxus. Man liebte silberne und goldene Fassungen und erreichte, dank dem für die Formen verfügbaren wunderfeinen Sand aus Rathenow und Seehausen, eine filigranhafte Feinheit, über der man den eisernen Werkstoff vergessen konnte. An den Entwürfen waren außer Schadow, Rauch, Sieck und Riß der Ober-schlesier Theodor Erdmann Kalide und namentlich der Berliner Ferdinand August Fischer beteiligt. Auch Fischer war in der Großplastik erfahren, doch liegt seine Bedeutung auf dem Gebiet der Kleinkunst. So hat er z. B. nach einem Entwurf von Peter Cornelius den Glaubensschild für den 1841 geborenen Prinzen von Wales geschaffen, ein beziehungsreiches und moralisches Kunstwerk, dessen bedeutender Gehalt allerdings auf den späteren König Eduard VII. und sein Benehmen gegenüber Gott und der Welt ohne Einfluß geblieben ist.

Der große Düsseldorfer Peter Cornelius war schon in der Blüte des Biedermeiers in Berlin gewesen; im Jahre 1820, als er die Leitung der Düsseldorfer Akademie übernommen hatte und mit der Regierung allerlei Einzelheiten besprechen mußte. Er stellte seine Umrisse zu Dantes Paradies aus und erregte als berühmter Mann in der Gesellschaft Aufsehen. Man hatte sich einen gewaltigen und vor allem sehr ernstern Meister vorgestellt, und er war klein, unansehnlich, ein eifriger Tänzer und bei Tisch von großer Liebenswürdigkeit. In nähere Beziehungen zu Berlin trat er erst 1844, als ihn Friedrich Wilhelm IV. berief. Sie verliefen nicht glücklich. Wohl erhielt er einen bedeutenden Auftrag: Fresken für den im Zusammenhang



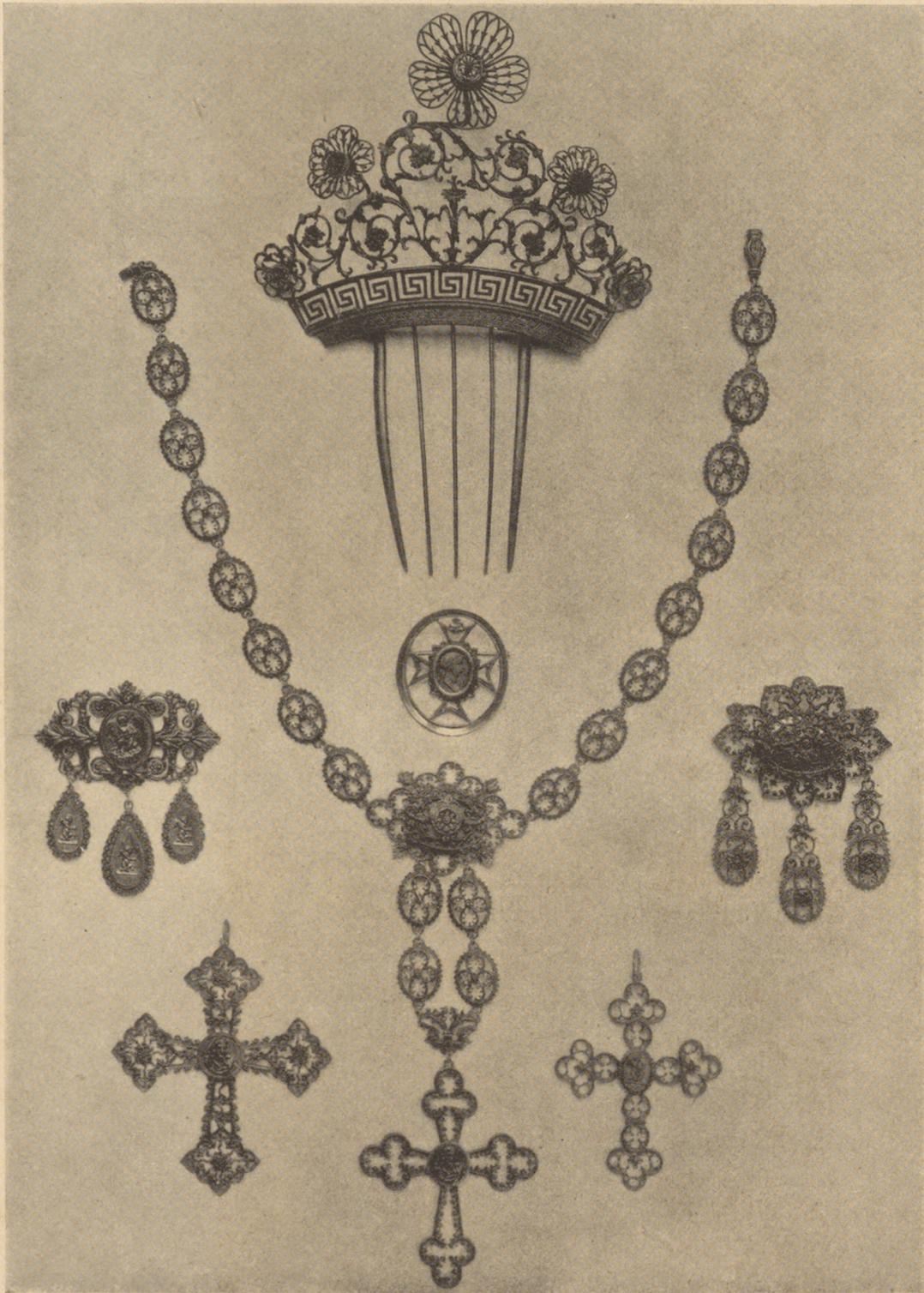
Zauberflöte
Szenerie des 1. Aktes nach Karl Friedrich Schinkel, Berlin
Museum der Staatstheater



Apotheose von Fanny Elfler
Gemälde von Carl Vegas



Marie Taglioni als Thea im gleichnamigen Ballett
Nach einer Zeichnung von Paul Bürde



Schmuck in Eisenguß aus den vierziger Jahren
Hergestellt von der Berliner Staatlichen Eisengießerei

mit dem geplanten neuen Dom vorgesehenen Friedhof der preussischen Könige. Viele Jahre haben ihn die Entwürfe, die in riesigen Kartons ehemals das Herz der Nationalgalerie bildeten, aufs tiefste beschäftigt, auch als nach der Revolution niemand mehr an die Ausführung zu denken wagte. Wahrscheinlich ist es für Berlin ein Glück gewesen, daß nichts daraus geworden ist. Denn dieser Romantiker voll gewaltiger Gesichte paßte nicht in das Berliner Biedermeier, wie die Romantik überhaupt immer einen schweren Stand in der Stadt der Intelligenz, des gesunden, freilich auch oft beschränkten Menschenverstandes gehabt hat. Sein großer Schüler und Gegner, Wilhelm Kaulbach, ein Heimatgenosse Rauchs aus Urolsen, wo er in den widrigsten Familienverhältnissen aufgewachsen ist, verstand die Berliner besser zu packen, als er seit 1847 das Treppenhaus des Neuen Museums ausmalte, z. T. nach Bildern, die schon länger als zehn Jahre früher entstanden waren und einen Sturm der Begeisterung erregt hatten. Er packte die Berliner nicht mit der Romantik, sondern mit der Bildung, indem er ihnen so etwas wie ein Lehrbuch der Geschichte malte. Ein Romantiker war auch Wilhelm Schadow, der Nachfolger von Cornelius in der Leitung der Düsseldorfer Akademie, so romantisch, daß er, der Sohn des Urberliners Gottfried Schadow, sogar katholisch wurde, als er in Rom mit den Nazarenern, den frommen deutschen Künstlern in San Isidoro, zusammenarbeitete. Doch will diese Ausnahme nichts gegen die Feststellung sagen, daß die romantische Malerei in Berlin selbst in der gefühlvollen Biedermeierzeit unbedeutend wirkt gegenüber jenem frischen Realismus, der von Chodowiecki her über den alten Schadow sich ins 19. Jahrhundert ergießt und auf Berlins Boden auch dann nicht versiegt, als man in andern Kunststädten die Stoffe für Bilder nicht großartig und anspruchsvoll genug wählen konnte. Es war überhaupt mit der Berliner Kunst viel besser bestellt, als man lange Zeit angenommen hat, da man sich für die Jahrzehnte zwischen 1815 und 1848 neben Schinkel und Schadow höchstens noch an Franz Krüger und an den jungen Adolph Menzel erinnerte. Seit einigen Jahrzehnten beschäftigt man sich mit den Berliner Biedermeiermalern und stößt immer wieder auf neue Namen, entdeckt bisher verborgene Zusammenhänge und hat den ganzen Reichtum an Menschen und Werken noch lange nicht in die Scheuern getragen. Und dabei waren sehr viele dieser Künstler zu ihrer Zeit hochangesehen. Alljährlich wurden Ausstellungen veranstaltet, auf denen der König regelmäßig kaufte und dabei oft einen bemerkenswert feinen Geschmack zeigte. Besonders umfangreich war die Ausstellung des Jahres 1834, auf der auch Zar Nikolaus viele Bilder erwarb. Freilich waren, wie nicht ohne leise Verstimmung überliefert worden ist, auch Düsseldorfer darunter; die Maler vom Rhein hatten übermäßig eingeschickt und zeichneten sich offenbar durch eine wahrhaft kaninchenmäßige Fruchtbarkeit aus. In Berlin waren die Maler ebenfalls sehr fleißig. Es gab ihrer zwischen 1820 und 1850 mehr als 450, und man hat allein an ölgemalten Bildnissen in dieser Zeit um 3500 gezählt. Es waren gewiß nicht alles Meisterwerke, die hier geschaffen wurden, allein es läßt sich leicht ermessen, daß der Ruhm dieser

Jahrzehnte nicht nur auf dem Namen Franz Krügers beruht, des einzigen, der nie vergessen und ganz mißachtet worden ist.

Wie stark die Romantik war und wie kräftig man sich gegen sie wehren mußte, um in Berlin berlinisch zu bleiben, beweist Karl Wilhelm Kolbe. Er war, gebürtig in Berlin und Sohn eines gleichnamigen Kupferstechers und Zeichners, bei Chodowiecki, einem Verwandten seines Vaters, in die Schule gegangen, hatte preußische Stoffe wie die Schlacht bei Tsehrbellin behandelt, war dann aber in ein romantisches und theatralisch bewegtes Fahrwasser geraten, als er die Kartons für die Glasfenster der Marienburg mit Darstellungen von Deutschherren entwarf oder in der Vorhalle des Marmorpalais in Potsdam Bilder aus dem Nibelungenlied malte. Ihn zogen die großen Gegenstände der Sage und der Geschichte an, und er verließ damit den Weg, den sein Lehrer eingeschlagen hatte und der der Weg der Berliner Malerei bis auf den heutigen Tag bleiben sollte, den der Wirklichkeit. Andre Künstler, die auch noch aus dem 18. Jahrhundert stammten und die den Zopf ablegten, weil eine neue, natürlichere Zeit gekommen war, blieben ihm treu. So der Kasseler Erdmann Hummel, dessen „Fermate“ E. T. A. Hoffmann zu einer seiner bekanntesten Novellen angeregt hat und dessen „Eckladen an der Schloßfreiheit“ ein Bild aus dem Berliner Alltag bietet, noch dazu mit einer sehr zeitgemäßen Betonung, denn die mit dem in der Tür stehenden Kaufmann verhandelnde



Das Publikum auf der Berliner Kunstausstellung von 1831
Lithographie von Johann Gottfried Schadow

Dame ist die berühmte, jedem Biedermeier göttlich erscheinende Sängerin Henriette Contag. Und wie werden es ihm seine Mitbürger gedankt haben, daß er die Granitschale im Lustgarten und die Arbeiten daran mehrfach gemalt und die technischen Schwierigkeiten, die mit ihrer Aufstellung verbunden waren, der Nachwelt überliefert hat. Er war für eine solche Aufgabe der rechte Mann, denn er liebte und lehrte, Bilder nach wissenschaftlichen Grundsätzen, d. h. mit äußerster Genauigkeit, aufzubauen, weswegen er an der Akademie der Perspektiv-Hummel hieß und man wohl auch spottete, daß bei ihm alles Optik war: Kaloptrik, Dioptrik, Antoptrik, Hyperoptrik, Kaldioptrik und Anthyperoptrik und wie die Teufelsbezeichnungen sonst noch heißen mochten, die er sich selbst oder seine Spötter ausgedacht hatten. Richtig war, daß er an der genauen Darstellung von Lichtreflexen und Spiegelungen, an einer bis ins letzte zuverlässigen Klarheit der Zeichnung seine echt berlinische Freude hatte und von der neu auf gekommenen Romantik wohl die Farbe, allein nicht die Verschwommenheit übernahm. Aus dem 18. Jahrhundert stammt auch noch Wilhelm Ternite, den sein Strelitzer Großherzog Georg nach Berlin geschickt hatte. Die Befreiungskriege machte er als Offizier mit, zählte zu den Beauftragten, die den französischen Raub deutscher Kunstwerke nach dem Sturz Napoleons wiedergutmachen sollten, und geriet in den Kreis des großen Geschichtsmalers Antoine-Jean Gros, der Napoleon auf der Brücke von Arcole dargestellt hatte, einer Begeisterung voll, die sich nach dem Sturz des Kaisers auf religiöse und mythologische Gegenstände warf. Ternite blieb bis 1823 in Paris und wurde nach einem längeren Aufenthalt in Italien Inspektor der Kunstwerke in Potsdam und Umgegend.

Der Krieg, der Ternite nach Paris verschlagen und ihm die Augen für die Vorzüge der französischen Malerei geöffnet hatte, war auch für andre Berliner Maler wichtig geworden, so wie der König in Paris, der bösen und lasterhaften Stadt, erlebt hatte, was ein reiches Museum, ein gutes Theater bedeuten. Nach dem Abschied Wilhelm Schadows war Wilhelm Wach der anerkannte Führer der Berliner Maler, und auch er hatte eine Anzahl seiner empfänglichsten Jahre in Paris erlebt. Er war, ein Berliner Kind, Schüler von Karl Kretschmar gewesen, von dem die Kenner Kleists noch eine Vorstellung haben, denn sein Bild vom Prinzen von Homburg bei Fehrbellin hat auf dieses brandenburgisch-romantische Schauspiel gewirkt. Wach war einer von Kretschmars begabtesten Schülern; schon mit zwanzig Jahren hielt er Vorträge über Perspektive. Den Krieg machte er als Offizier im 4. Kurmärkischen Landwehregiment mit, fand trotzdem die Möglichkeit für eine Studienreise in die Niederlande, zog als Adjutant Sautziens 1815 mit in Paris ein, nahm seinen Abschied und malte außer bei Gros auch bei Gérard, dem offiziellen Porträtisten des Kaisers. In Paris entstand sein Christus am Kreuz für die Garnisonkirche in Berlin. Er fand, wie er an Rauch schrieb, daß er bei den Franzosen im Studium der Natur erstaunlich gut unterrichtet würde. Gerade was vielen, auch begabteren deutschen Malern abging: eine gewisse Leichtigkeit der Hand und namentlich auch der

Auffassung, hat er sich hier angeeignet. Mit einer glänzenden Technik ausgerüstet, ging er 1817 nach Italien, wo er Raffaels Vision des Ezechiel so täuschend kopierte, daß man das Original an die Kette legte, um eine Vertauschung zu verhindern. Er hatte Verkehr mit den frommen Nazarenern, aber auch dieser Berliner hielt sich innerlich von ihnen fern. Statt Madonnen mit Heiligen nach dem Muster der alten Meister aus der angeblich so sauberen und kindlich-glänbigen Zeit vor. Raffael malte er eine Muttergottes mit Luther und Melancthon. Die Nazarener nahmen das sehr übel, wie eine Verhöhnung ihres z. T. recht frisch erworbenen Katholizismus auf. Thortwaldsen äußerte sich beifällig. Er erkannte, daß der Berliner wohl ein Protestant wie die meisten seiner Mitbürger war, daß aber in ihm auch noch die wohlmeinende und weitherzige Aufklärung des 18. Jahrhunderts lebte, die allen Konfessionen ans Herz legte, das „Großer Gott, wir loben dich“ aus einem Munde anzustimmen. Hohes Ansehen im Biedermeierberlin hat sich Wach durch die auch farbig reizvollen mythologischen Malereien im Schinkelschen Schauspielhaus, namentlich im Konzertsaal, erworben. Merkwürdig ist, wie schnell sein Ruhm verblich. Als er 1838 eine Judith mit dem Haupte des Holofernes ausstellte, fanden manche Berliner sie so schön, daß man bei ihrem Anblick auch ohne Schwertstreich den Kopf verlieren könnte; andere – und sie waren in der Mehrzahl – redeten von Coubrettenhoheit und Zosenheroismus und fanden die akademisch aufgedonnerte Antike unerträglich. Der Berliner Biedermeier konnte auf die Dauer kein hohles Pathos vertragen, auch wenn es noch so klassisch vorgetragen wurde. Sein gesundes Gefühl verriet ihm, daß Wach wohl ungemein viel konnte, jedoch kein eigenwüchsiger Künstler war, und so wandte er sich von ihm ab und Meistern zu, die schlichter und berlinischer waren. Wach trug sein Schicksal mit Fassung. Er war, wie sich die Romanschriftstellerin Luise Mühlbach treffend, wie sonst nur selten, einmal ausdrückte, ein so vornehmer Mann, daß er es gar nicht nötig hatte, ein guter Maler zu sein. Er war es dennoch, jedoch am wertvollsten für die Berliner Malerei ist seine Lehrtätigkeit gewesen, die er im Lagerhause neben den Ateliers von Rauch und Tieck bis 1837 ausübte. Ein Weltmann von guter Laune, der in Gesellschaft manchmal ein wenig anmaßend wirkte, belehrte er seine zahlreichen Schüler nach Pariser Muster und legte ihnen namentlich ans Herz, was die große Tugend der Berliner Biedermeiermalerei war: die sorgsame Beobachtung und Nachbildung der Natur. Da er selbst von vielen und verschiedenartigen Meistern Lehre angenommen hatte und alles andre als ein Pedant war, ermutigte er jeden Schüler, sich in Freiheit nach seiner Art zu entwickeln. Der bedeutendste unter ihnen war der langlebige Adolf Henning, den der verdienstvolle Kunstforscher Hans Rosenhagen vor anderthalb Jahrzehnten in Velhagen & Klafings Monatsheften neuentdeckt hat, nachdem er schon bei seinem späten Tode lange vergessen war. Henning war bereits mit zwanzig Jahren ein vollkommener Meister, und wiederum spricht es für den gesunden Sinn Friedrich Wilhelms III. auch in Kunstdingen, daß er ihm ein Bildnis seiner Gemahlin, der Fürstin Liegnitz, anvertraute.

Henning, Sohn des königlichen Kapellmeisters C. W. Henning, der an der Oper Nachfolger Spontinis wurde und den Richard Wagner nicht leiden konnte, errang den Kompreis mit einer in Wachs antikisierendem Sinn gehaltenen Darstellung von Philemon und Baucis. Aber sein Verdienst liegt auf anderem Gebiet: er studierte die Klassiker und beherrschte ihre Sprache, doch er malte die Wirklichkeit, und zwar, hierin ein früher Vorläufer späterer Entdeckungen, mit dem feinsten Gefühl für den Zauber von Luft und Licht. Er stammte aus einem wohlhabenden Bürgerhause und konnte es sich leisten, auch in wirtschaftlichen Dingen großzügig zu sein, wenn er z. B. auf den Kompreis zugunsten eines unbemittelten Kollegen verzichtete. Aber er war auch sonst in einer Zeit, die zwar die Freundschaft in Albumsprüchen nicht müde wurde zu preisen und in der Praxis nicht besser war als unsre oder jede beliebige andre, von vorbildlicher Zuverlässigkeit und Treue. Sein Freund und Landsmann Rudolf Jordan, mit dem er in Düsseldorf war und der sich nicht traute, vor die Öffentlichkeit zu treten, hat es ihm zu danken, daß er bekannt wurde; ohne sein Wissen schickte Henning ein Jordansches Gemälde auf die Berliner Ausstellung von 1832 und hatte die Freude, daß es vom König angekauft wurde. Jordan wurde mit seinen Bildern aus dem norddeutschen Fischerleben ein Hauptmeister der Düsseldorfer; Henning, der Jordans Schwester Marie heiratete, blieb Berlin treu. Er wurde Mitglied der Akademie, die er voll Zorn verlassen wollte, als man einem von ihm hochgeschätzten Künstler die Aufnahme versagte. Doch Gottfried Schadow wies ihn zurecht: „Das können Sie ja nicht, mein Sohn. Man kann wohl rinkommen in die Akademie, aber raus niemals. Det jibt's nich!“

Im Gegensatz zu Henning schlossen sich viele Schüler Wachs in Vorwurf und Darstellung an die kühle Vornehmheit ihres Meisters an, doch gab es auch bei ihnen ein Gebiet, auf dem sie sich als echte Berliner Biedermeier zeigten: das Porträt. Mögen uns die religiösen Bilder, die August Hopfgarten und Eduard Däge in der Schloßkapelle malten, gleichgültig geworden sein: Die Menschen, deren Züge sie uns überliefert haben, sprechen noch heute mit uns. Aber auch August Ahlborn, ein Landschaftler mit romantischen Zügen, Konstantin Cretus, der das italienische Volksleben schilderte, Hugo von Blomberg, der auch als Poet namhafte Freund Fontanes, Johann Hermann Kretschmer, der erste Orientmaler aus Berlin und gleichzeitig ein Schilderer preussischer Großtaten und kleinen Biedermeierlebens – sie alle waren Wachs verpflichtet. Einer seiner merkwürdigsten Schüler war Wilhelm Krause, der als Dekorationsmaler bei Karl Gropius begonnen hatte und bei Wachs frisch und fröhlich Seestücke malte, ohne das Meer jemals gesehen zu haben. Er stammte aus Dessau und hatte sich in Dresden bemüht, Schüler Caspar David Friedrichs zu werden. Des verehrten Meisters Abweisung schüchternete ihn so ein, daß er zunächst versuchte, auf eigene Faust voranzukommen, bis ihm Gärtner den Weg zu Gropius wies. Als er, seit 1827, bei Wachs studierte, war er nicht bloß Maler. Er hatte seinen angenehmen Tenor, mit dem er Schuberts Lieder sang, ausbilden lassen und verdiente sich sein Geld als Opersänger am Königsstädtischen Theater. Erst 1830 gab er diesen



Bildnis von 1833
Gemälde von
August Ferdinand Hopfgarten
Phot. F. Bruckmann, München

Beruf auf, denn er hatte mit seinen See-
bildern Erfolg, so daß er auch seine mangel-
hafte Vorstellung durch ausgedehnte Reisen
an die See und über See vervollkommen
konnte. Der Marine-Krause, wie er ge-
nannt wurde, entwickelte sich im Laufe der
Jahre zu einem echten Vertreter Berliner
Biedermeiers; er hatte als solcher selbst-
verständlich seine Ideale, Ideale einer in
Bildung und in Gefühl schwelgenden Zeit.
Jedoch er wußte auch sehr genau, was die
harten Taler zu bedeuten haben und daß sie
am schwersten den drücken, der sie nicht hat.
Er malte deshalb ohne Bedenken mit Vor-
liebe Bilder, die sich leicht verkauften, und

stand in enger Verbindung mit dem Kunsthändler Rudolph Lepke. Eines Tages, erzählt der
Orientmaler Wilhelm Gens, als Krause an der Akademie seine Klasse hielt und von Platz zu
Platz ging, erschien der allen Akademikern, Lehrern wie Schülern, wohlbekannte Diener Lepkes
mit einem Bild unterm Arm. Es war ein Krausesches Bild, und nach einem zögernden Blick auf
die die Ohren spitzende Jugend richtete Zühlke aus: „Ja, Herr Professor, Herr Lepke schickt
Ihnen das Bild wieder . . . Sie hätten alle wieder rote Jacken an . . . Und rote Jacken, die
wollte keiner mehr, die hätten die Leute jetzt über . . . Er sagte, Sie müßten ihnen andere Jacken
anziehen, Herr Professor; anders ging es nicht.“ Natürlich tobte Krause, Lepke sei verrückt
geworden, und schmiß Zühlke hinaus. Aber es war nur ein Theaterdonner für die Klasse gewesen.
Scheltend folgte er dem armen Diener auf den Flur und gebot ihm, das Bild hinter die Tür zu
stellen, damit die Jungen es nicht gleich sähen. „Und sagen Sie Lepken, ich würde den Kerls
andere Jacken anziehen. Und grüßen Sie Lepken. Er ist doch wohl?“ Marine-Krause hatte eben
beim Theater was gelernt, und noch immer zürnend kehrte er in seine Unterrichtsstunde zurück.
Zu seinen bedeutendsten Schülern gehörte der ungewöhnlichen Lichtphänomenen in der Alten und
Neuen Welt nachjagende Eduard Hildebrandt aus Danzig. Sohn eines armen Stubenmalers,
kam er als Malergeselle zu Fuß nach Berlin und wurde als zahlungsunfähig und unbegabt von
der Akademie abgewiesen, worauf sich Krause seiner annahm. Mit ihm verwandt war der ebenfalls

Krause unterwiesene Charles Hoguet, ein Berliner, der in seinen genrehaften Darstellungen auch über Humor verfügte und besonders als Meister des nordischen Seestücks gepriesen wurde.

Eine ganze Dynastie Berliner Künstler eröffnete der aus der Aachener Gegend gebürtige Carl Begas; auch er wurde in Paris, wo er bei Gros studierte, von Friedrich Wilhelm III. entdeckt und durch Ankäufe und Stipendien gefördert. Er hat Kirchenbilder gemalt im Sinne der Romantiker; eine Lorelei stammt von ihm, und er brachte etwas von der Düsseldorfer Phantasie in die Mark. Aber dann wurde Berlin mächtig über ihn, und er befeißigte sich nicht nur im erzählenden Bilde, sondern auch im Porträt jener Sachlichkeit, die selbst dem schwärmenden Biedermeier in Berlin angemessen war. Am Karlsbad, hinter der Potsdamer Brücke, hielt er Haus und pflegte eine für damalige Verhältnisse glänzende Gastlichkeit. Hier wuchsen ihm vier künstlerisch begabte Söhne heran, unter ihnen Reinhold, der das Schicksal hatte, als Bildhauer vor Aufgaben gestellt zu werden, die er nur mit lärmenden Pomp zu lösen verstand, und der dennoch eine Anzahl von Büsten und genrehaften Plastiken mit einem Anklang an biedermeierliche Treue und Liebenswürdigkeit geschaffen hat. Ein Schüler von Carl Begas war der Westpreuße August von Kenzell, ursprünglich wie mancher seiner Kollegen Offizier. Seine Bilder erzählen uns heitere Vorgänge, wie den Abgang der Post oder das Jahrmakstreiben am Stand des billigen Jakob, oder halten in schlichter Berichterstattung fest, was die Berliner Biedermeier oft genug mit gezogenem Hut zu sehen bekamen: die Promenadenlandauslets des Königs und der Königin. Von bedeutendem Einfluß war auch der Breslauer August von Kloeber. Ursprünglich Berliner Kadett, studierte er Baufach in Breslau und wandte sich seit 1810 in Berlin der Malerei zu. Er nahm an den Feldzügen von 1813 und 1814 als Freiwilliger teil und machte weite Reisen, die ihn u. a. nach Wien führten, wo er den Vorzug hatte, Beethoven malen zu dürfen. Dann rief ihn Schinkel nach Berlin, damit er das neue Schauspielhaus ausmalen helfe. Man verglich ihn mit Correggio, was selbstverständlich übertrieben ist. Er hatte Anmut, aber er ist zu weich, zu rosig und – eine Seltenheit unter den Berlinern – ein schlechter Zeichner. Sein Breslauer Landsmann Albert Korneck, der Porträts, religiöse und genrehafte Bilder malte, wohnte seit 1840 in Berlin, nachdem er bei Kloeber und dann in Düsseldorf studiert hatte. Er war bis in sein höchstes Alter frisch und schaffensfroh, und man konnte an ihm noch in unserem Jahrhundert feststellen, was ein Biedermeiermaler war und was er konnte. Man kümmerte sich jedoch um die alten Herren nicht, ob sie noch lebten oder schon lange gestorben waren. Sie paßten nicht in eine Zeit, deren Kunst sich bemühte, in einer international gewählten französischen Sprache zu reden. Viel zu harmlos für eine ernste Würdigung, viel zu deutsch, zu berlinisch war auch Wilhelm Schütze. Wie sein Lehrer Kloeber war er in klassischem Geschmack tätig, als er für die Ausführung der Schinkelschen Fresken in der Vorhalle des Museums herangezogen wurde. Aber bald fand er sich selbst, und zwar, wie seine Bewunderer sagten, als Niederländer – wir meinen, als echten



Die Familie Begas im Jahre 1822. Gemälde von Carl Begas im Wallraf-Richartz-Museum zu Köln
Phot. F. Bruckmann, München

Berliner. Er malte (1834) einen Keller mit Studenten und Dirnen oder eine Wasserpartie auf der Spree, Blumenverkäuferinnen und Damen am Puztisch und war helläugig genug, um im sinkenden Biedermeier (1858) für die Borsigsche Villa in Moabit Bilder zu entwerfen, die sich mit dem Lokomotivbau beschäftigten. Ein höfischer Romantiker dagegen war Wilhelm Hensel aus Trebbin, gleich seiner Schwester Luise dichterisch begabt und nach den Freiheitskriegen, aus denen er als Offizier zurückkehrte, gewillt, Poet zu sein. Jedoch das zur bildenden Kunst drängende Talent war stärker. Er malte, ganz unberlinisch, den Zaren Alexander als Michael im Kampf mit dem Napoleons Züge tragenden Satan und fand sich, besser als in religiösen oder geschichtlichen Darstellungen, mit Hunderten von Bildnissen berühmter Zeitgenossen in der

Wirklichkeit. So weich er uns erscheinen mag, weniger Bildner als Arrangeur, wie er denn bei den Vorbereitungen zu Lalla Rookh durchaus am Platze war: er war von soldatischem Pflichtbewußtsein, und in dessen Erfüllung ist er nach der Rettung eines Mitmenschen auch gestorben.

Zwei echte Berliner zeigen uns, wie es im biedermeierlichen Berlin ausah. Wir wandern mit Eduard Gärtner das ganze Panorama der Stadt ab, wie er es vom Dach der Werderschen Kirche für die dem Großfürsten Nikolaus nach Rußland folgende Prinzessin Charlotte gemalt hat, lassen uns von ihm ins Schloß und seine Höfe führen, spazieren durch die Klosterstraße und über den Spittelmarkt, bewundern das neue Schauspielhaus am Gendarmenmarkt und machen unseren Bummel Unter den Linden. Neben ihm, der auch nach Petersburg und nach Moskau berufen wurde, den man als Berliner Canaletto pries und der, noch vor Menzel, in manchen Bildern ein Freilichtmaler gewesen ist, steht der hervorragende Aquarellist Carl Graeb. Kam Gärtner vom Theatermaler Gropius her, so Graeb vom Theatermaler Gerst und ist in diesem Beruf bis 1844 vorwiegend tätig gewesen. Wir machen mit ihm Ausflüge nach Sansouci und nach Babelsberg und lassen uns durch seine Kunst ins Heim eines Berliner Kunsthändlers einführen. Julius Schoppe aus Berlin bildete sich an Raffael, Correggio und Sizian und malte mit leichtem Geschmack mythologische Darstellungen für Gliencke, kein großer und vor allem kein selbständiger Meister, aber als er den Tod Friedrich Wilhelms III. im Kreis seiner großen Familie schilderte, gewann er sich nicht bloß den Zugang in die Akademie, sondern auch das Herz der Berliner, die hier den alten Herrn so bürgerlich auch beim ernstesten Abschied sahen, wie sie selber waren. Mit Eduard Meyerheim, dem Sohn eines Danziger Stubenmalers, taucht in Berlin zum erstenmal ein Name auf, der auch durch andere Familienmitglieder, seinen jüngeren Bruder Wilhelm und seine Söhne Franz und Paul, zu hohen Ehren kommen sollte. Seit 1830 wohnte er hier, gab mit Strack Ansichten der Backsteinbauten der Mark heraus und malte als erstes vieler volkstümlicher Bilder 1836 sein westfälisches Schützenfest, ein Künstler, der Sinn hatte für buntes Leben und bunte Trachten und den Humor der Bauern und Kinder. Meyerheim war es, der Theodor Hofemann riet, es mit dem Malen zu versuchen, und in diesem Künstler sehen wir den, der das Biedermeierleben des Berliners am treuesten, am heitersten und am vollständigsten geschildert hat.

Hofemann stammte aus Brandenburg an der Havel. Sein Vater war preußischer Offizier aus einer Pfälzer Familie, und da ihn die Kriegswirren viele Jahre von Hause fernhielten, wuchs der kleine Theodor bei Verwandten in Heidelberg und in Mannheim auf. Erst nach dem Frieden 1815 wurde der Vater mit den Seinen vereinigt. Es ging ihnen schlecht in Düsseldorf, und als der Vater dienstunfähig wurde, mußte der fünfzehnjährige Hofemann einspringen. Er wurde Zeichner bei einem Lithographen, lernte das Handwerk gründlich und vergaß auch über langweiligen Briefköpfen und läppischen Bilderbüchern den Humor nicht. Als einer seiner

Blick aufs Schloß
vom Dach der
Friedrichswerderschen Kirche
Gemälde von
Eduard Gärtner



Verleger nach Berlin übersiedelte, nahm er Hofemann mit, und hier wurde er der große Illustrator und freie Künstler und entwickelte den heiteren Scharfsinn, mit dem er die Menschen und ihr Tun beobachtete, namentlich seitdem er mit dem witzigen und auffälligen Schriftsteller Adolf Glasbrenner sich verband und Berlin zeichnete, wie es ist – und trinkt. Die dreißiger und vierziger Jahre schließen die erste reiche Blütezeit des Hofemannschen Schaffens in sich. Er wurde nicht müde, zu lernen. Die Aufträge für die Illustrierung von Bürgers „Münchhausen“, von Chamisso's „Schlemihl“, von Hoffmanns Erzählungen führte er mit dem feinsten Gefühl für den Stil ihrer Dichter aus, und sicher war es der elegante und in mancher Hinsicht geniale Franzose Savarni, der diesen Berliner Biedermeier aus der Gefahr der Verspießung riß, so



Regelbahn. Gemälde von Theodor Hofemann. Sammlung Handke

wie sich viele Berliner Maler der Zeit in Paris umgetan hatten, und nicht zu ihrem Schaden. Hofemann war kein Genie und mied genialisches Gebaren. Aber seine Zeichnungen und Bilder haben an Reiz gewonnen, je älter sie geworden sind. Man spürt, der Mann, der hier schuf, trank gern einmal ein Glas Wein, doch er grollte dem Schicksal nicht, wenn es bloß eine Weiße sein konnte. Er kannte seine Grenzen und überschritt sie nicht und ist darum ein echter Biedermeier gewesen. Das Leben hat ihn nicht verwöhnt. Es hat weder für Paris noch für Italien gereicht, und so sicher er sich auch in der vornehmen Gesellschaft und selbst in höfischen Kreisen zu bewegen wußte, seine eigentliche Liebe gehörte den kleinen Leuten. Das märkische Blut, das der Mutter, war kräftiger als das pfälzische seines Vaters, von dem er als einziges Familienandenken seinen preußischen Degen geerbt hat. Er war stolz darauf, der ritterlichen Waffe wert zu sein.

Hofemann kannte sein Berlin auch in den Schichten, in denen die Maler im allgemeinen nicht zu Hause waren. Wahrscheinlich hat ihn der Livländer Franz Dörbeck zu derlei Studien angeregt, der 1823 nach Berlin kam, von Petersburg her, wo er als Stecher an der Staatsbank gearbeitet hatte. Dörbecks Humor ist derber als der Hofemanns. Seine Berliner Wiße sind gleich ihren Trägern dem Alltag auf Markt und Gassen abgelauscht, und



Der Zeitungsleser
Federlithographie von Th. Hofemann
Aus „Berlin und die Berliner“, 1842
Staatliche Kunstbibliothek Berlin

sie sind nicht immer fein. Er war unruhiger, wohl auch genialer als Hofemann, aber er schlug in Berlin keine Wurzel. Schwer erkrankt kehrte er in seine Heimat zurück und ließ seine Familie – er hatte die dritte Frau – mittellos in Berlin. Man hat ihn so wenig wie Hofemann in seiner Zeit für voll genommen. Und als man ihn mit der allgemein erwachenden Liebe zum Biedermeier wieder entdeckte, sahen zunächst auch nur wenige, wie sicher und ausdrucksvoll er zeichnete, westwegen ihn der junge Menzel bewunderte.

Der einzige Berliner Biedermeiermaler, der nie ganz vergessen, wenn auch nicht immer genügend geschätzt worden ist, war Franz Krüger, auch er ein Zugewandter, aus dem Dessauischen, doch die Stadt Berlin hat an ihm wie so vielen andern ihre Kraft, ein- und umzuschmelzen, bewiesen. Mit seinen Parade- und Pferdebildern, mit der unübersehbaren Folge



Der Stralauer Fischzug. Aquarell von Theodor Hofemann. Sammlung Handke

von Bildnissen, die das ganze Berlin der Biedermeierzeit vor uns erstehen lassen, war er selbst zum Berliner geworden. Er hatte sich schon sehr früh hervorragender Gönner, wie des Prinzen August und des Generalfeldmarschalls von Sneysenau, zu erfreuen, so daß er sich auch den äußeren Bedingungen nach in Berlin sehr wohl fühlen konnte. Er heiratete Johanna Cunicke, eine vorzügliche Opernsoubrette, die er Unter den Linden angesprochen hatte: „Mein Fräulein, wenn Sie von vorn so hinreißend schön wären, wie Sie von hinten erscheinen, ich könnte nicht widerstehen und würde um die Erlaubnis bitten, Sie küssen zu dürfen.“ Worauf er die Antwort erhielt: „Aber, Bester, warum küssen Sie mich nicht einfach da, wo ich am hübschesten bin?“ Es wurde eine glückliche Ehe. Johanna war ein bißchen eifersüchtig und sparsam und gewiß mit Grund, denn Krüger war ein sehr ansehnlicher und eleganter Mann, in den man sich leicht verlieben konnte, und gab das Geld mit vollen Händen aus, wenn er seine schleimmerhaften Abende veranstaltete. Er liebte das Ballett und die Oper, war ein leidenschaftlicher Reiter und Jäger und hielt sich kostbare Windhunde, an denen er so zärtlich hing, daß er ihnen sogar Gedichte widmete. Aber er hatte auch den Sinn des echten Biedermeiers für das Kleine und des echten Berliners für den Wlf. Als er, von der Revolution angewidert, sich für eine Weile in seine Heimat zurückzog und am liebsten vom Döbel geholt werden wollte, weil man am Leben ja ohnehin keine Freude mehr hätte, bat er doch bald darauf in einem Brief, man möchte ihm bei Fonrobert in der Friedrichsstraße einige der allerliebsten Köpfe aus Gummielastikum besorgen, „mit denen man alle möglichen Fragen machen kann, je nachdem man sie zieht oder drückt“. Die Menschen waren, wie die Zeit bewies, nicht viel anders: sehr biegsam, aber eigentlich Karikaturen.

Wie Krüger lange und nicht immer ganz respektvoll der Pferdekrüger genannt wurde, so wurde sein bedeutendster Schüler, Carl Steffek, von vielen als Kasinomaler abgetan, weil er viele Geschichts- und Reiterbilder für die Offizierskorps der preussischen Armee geschaffen hat. Man übersah, daß ihm Krüger und neben diesem Carl Begas nicht nur den berlinischen Sinn für Wirklichkeit, sondern auch ein echtes Gefühl für Eleganz übermittelt hatten, die ihm, dem Sohn eines wohlhabenden Hauses, besonders lag. Er war in Paris und Italien gewesen, als er 1842 in seine Vaterstadt zurückkehrte. Ein geistreicher und witziger, auch schöner Mann, machte er ein großes Haus, bis er, nach unserer Zeit, 1860 als Akademie-direktor nach Königsberg berufen wurde. Bei Hofe war er nicht sehr beliebt; er hatte sich in der Revolutionszeit nicht immer wunschgemäß geäußert; aber das kümmerte ihn nicht. Er war unabhängig, hatte eine geliebte Frau und vierzehn Kinder, darunter drei Zwillingspaare, und seine Pferde. Vom Morgenritt, noch gestiefelt und gespornt, kam er zu seinen Schülern ins Atelier. Er hielt nicht viel vom Unterricht und verachtete die Akademien, die den Begabten so wenig wie den Talentlosen zu fördern imstande wären. Lerne Zeichnen, war der Inbegriff seiner Lehre, und er riet damit nur, was der Inhalt der Berliner Kunst seit Chodowiczki's und

Shadows Zeiten gewesen war. Der dritte Kavalier unter den Berliner Malern nach Krüger und Steffek war Eduard Magnus, der erst Mediziner, dann Architekt gewesen war, bevor er Maler wurde. Nach ausgedehnten Reisen in Frankreich, Italien und England ließ er sich 1835 in seiner Vaterstadt nieder und wurde der Künstler der schönen Biedermeierinnen der dreißiger und vierziger Jahre, schon etwas sentimental und theatralisch. Man weiß, wenn man seine Bildnisse sieht, was Bourgeoise heißt und was dem guten Bürgertum dereinst so gefährlich werden sollte.

In der Kochstraße wohnte abseits Karl Blechen. Er war ein Kottbuser, und Fürst Pückler, der mit seinen im Muskauer Park gezähmten Hirschen zum Staunen aller Berliner vier-spännig Unter den Linden spazierenfuhr, war stolz auf „seinen“ Maler. Der von vielen Launen geplagte große Herr führte ihn in die Berliner Gesellschaft ein, und Bettina von Arnim nahm sich des merkwürdigen Künstlers an. Viel geholfen hat Blechen solche Gönnerschaft nicht. Er war der Biedermeierzeit und ihrer Liebe zum Kleinen und Kleinlichen weit voraus und mußte den Weg der Verkennung ins Dunkel gehn. Sohn eines kleinen Steuerbeamten, lernte er das Bankfach und mit Erfolg; er brachte es im Bankhaus A. Koehne zum Kassensführer und Disponenten. Aber von Jugend auf trieb es ihn, zu zeichnen, und da ihm die Tagesstunden sein Beruf nahm, folgte er seiner Berufung nachts. Seit dem Herbst 1822 genoß er den Unterricht in der Akademie, und zwar in der Landschaftsklasse von Peter Lütke, der ein Elbschiffer gewesen war und sich in Rom an den von Goethe übermäßig geschätzten Philipp Hackert angeschlossen hatte. Ein Jahr darauf verließ er seine Stellung und machte eine Studienreise nach Dresden, wo er Caspar David Friedrich bewunderte, ohne dessen mächtiger Kunst zu erliegen; denn auch er



Berliner Kollkutscher:
„Pfui Deibel — noch eenen!“
Kolorierte Lithographie von
Theodor Hosemann. Sammlung Handke

war ein Romantiker, aber von anderem Schlag. Nach Berlin zurückgekehrt, mußte er sehen, wie er sein Brot verdiente. Schinkel empfahl ihn dem neugegründeten Königsstädtischen Theater, und er hat für diese Bühne eine große Anzahl von Dekorationen gemalt, die alle verlorengegangen sind. In einem Streit, den er mit Henriette Sontag hatte, mußte der Künstler der Virtuosiin weichen. Die Direktion entließ ihn. Er war jung verheiratet mit Henriette Dorothea Boldt. Seine Frau war ein paar Jahre älter als er; manche von Blechens Freunden haben sie erkannt. Vermutlich hat sie ihn nicht als das Genie angesehen, das er gewesen ist. Aber sie war eine tüchtige und auch in der Gesinnung vornehme Hausfrau, die mit fleißigem Weißnähen die Einnahmen verbessern half. Im Jahre 1828 machte er zum erstenmal Aufsehen; er malte die Semnonen auf den Müggelbergen, und man fand das Bild offianisch empfunden. Nur wenige bemerkten, wie kühn es war, diese jedem Berliner gegenwärtige Landschaft mit Menschen einer uralten Vergangenheit zu bevölkern, und wie deutsch es war, daß Blechen Germanen gemalt hatte; denn wer dachte damals daran, daß auch die Lande östlich von Elbe und Saale ursprünglich germanischer Besitz gewesen waren! Blechen ist dann nach Italien gegangen und besuchte in Neapel August Kopisch, den Dichter und Maler, der 1826 die Blaue Grotte auf Capri wiederentdeckt hatte. Was er an Bildern aus Italien mitbrachte, erntete in Berlin keinen Beifall. Man fand sie naturgetreu, doch ohne ästhetischen Wert, d. h. man erschrak vor der sehr persönlich dargestellten Wahrheit dieser Kunst. Auch vor Blechens Gemälden bewährte Friedrich Wilhelm III. seinen vorurteilslosen Geschmack. Als er die Akademieausstellung im September 1830 besuchte, fielen sie ihm auf, und er äußerte, er glaube derlei in der Natur gesehen zu haben. Ein Jahr darauf wurde Blechen mit 400 Talern Gehalt, Nachfolger seines Lehrers Lütke, als Professor für Landschaftsmalerei an die Akademie berufen. Es war ein Trost und für eine Weile eine Rettung; denn das königliche Lob allein half ihm nicht. Man schätzte ihn nicht, und mit Stolz und Schmerz beklagte er sich beim Verein der Kunstfreunde, der ein Bild von ihm zu einem Spottpreis anzukaufen und unter seinen Mitgliedern zu verlosen beschlossen hatte. „Ist es denn möglich“, so schreibt er am 22. November 1830, „daß andere Künstler, die ins innere Wesen der Kunst noch gar nicht eingedrungen sind oder unbewußter-, sorgloser- oder leichtsinnigerweise noch gar nicht vermögen, in der Sache selbst eine solche Tiefe zu ahnen, viel weniger suchen, sich solcher teilhaft zu machen, – ist es denn möglich, und unendlich weh tut es mir, daß ich mit meinem besten Willen – nennen Sie es nicht Dünkel, ich darf es um meiner selbst willen nicht verschweigen – mit meinen nur mit aller Macht und Mühe erworbenen besseren und edleren Mitteln dennoch zurückstehen muß? – Ist es möglich, frage ich, wie kommt es, daß ich für das Bewußtsein, Gottes Natur erkannt und empfunden zu haben – und ich hoffe, es besser empfunden zu haben als gewisse manche andere meines Berufs – und dafür, daß mein Pinsel nicht so zittert und über den Fabelanfang der Kunst hinweg ist, dafür, daß ich meine geringen Vermögensumstände der Kunst geopfert, dem Staat nichts gekostet und mich nun ganz erschöpft habe, daß



Frau Crelinger mit ihren beiden Töchtern
Farbige Zeichnung von Franz Krüger



Damenbildnis. Farbige Zeichnung von Franz Krüger
Berlin, Nationalgalerie



Die Post geht ab!
Gemälde von August von Rentzell



Nachruhm. Lithographie von Adolph von Menzel

ich dafür die Kränkung haben muß, mit einer kleinen, gekürzten Summe zum Spott aller Kollegen und Unwürdigen in den öffentlichen Verhandlungen hinterdrein gedrückt zu werden.“ Er hatte nicht die Liebe des Biedermeiers zur Genauigkeit im Kleinen, zur Versenkung selbst ins Unbedeutende. Man hätte den Romantiker, der den einschlagenden Blitz malte – das Bild ist durch den Brand des Glaspalastes in München vernichtet worden –, gelten lassen, doch er befremdete seine Zeitgenossen, wenn er in seinen Landschaften weniger die Stimmung als die farbige Erscheinung herausarbeitete und die impressionistische Wirklichkeitsmalerei des ausgehenden 19. Jahrhunderts vorwegnahm. Man fand, er war nicht ordentlich, nicht sauber genug. Als ihn eines Morgens der Maler Wilhelm Herbig besuchte, ein Potsdamer, der so rührende Dinge darstellte wie eine sich aus einer Überschwemmung rettende Familie und in Ehren den Roten Adlerorden 4. Klasse trug, war Blechen gerade beschäftigt, seine Stiefel zu putzen. Auf der Staffelei stand ein schönes, klar gemaltes Bild, und zu Herbigs Entsetzen spritzte die Wicse darauf. Aber Blechen beruhigte ihn, indem er sagte: „Ein bißchen Schmiere hebt oft die Situation.“ Ein solcher Ausspruch paßte nicht in die sadengerade Pedanterie der Bieder-

meierkunst und am allerwenigsten nach Berlin, wo die Knöpfe an den Uniformen blitzblank gepußt sein mußten. Als Blechens Gönnerin Bettina 1832 seinen „Nachmittag auf Capri“ erwarb, fand der Dichter und Kunsthistoriker Franz Kugler, dessen jungen Jahren eine gewisse Unbefangenheit des Urteils wohl angestanden hätte, das Bild wäre vor lauter Sonne undeutlich. Er wurde leidenschaftlich, sogar grob in seiner Ablehnung: „Dies ist kein seelenvolles Antlitz der Natur und will es nicht sein, sondern seine Züge verhalten sich zu diesem wie die eines Hirnverbrannten zum gesunden Menschengesicht.“ Als er das schrieb, ahnte noch niemand Blechens Schicksal. Er war ein frischer Mann, groß, schlank, doch kräftig gebaut, mit gewinnenden und schwärmerischen Zügen. Seine Akademieschüler liebten ihn, denn er konnte auch Widerspruch vertragen, und wenn er mit ihnen Ausflüge aufs Land unternahm, so verliefen sie wie fröhliche Turnerfahrten. Man mußte zeitig, schon um 5 Uhr, aufstehen, um daran teilzunehmen. Es wurde unterwegs nicht bloß skizziert, sondern auch gesprungen und gekegelt, und auf der Raft schnitt Blechen selbst das Brot und teilte es aus. Im Jahre 1835 unternahm Blechen mit dem ihm freundschaftlich gesinnten Kunsthändler Sachse eine Reise nach Paris, wo ihn der Schlachtenmaler Horace Vernet, der sich von dem akademischen Klassizismus befreit hatte, mit seiner Bewunderung erfreute. Dann ging das Schicksal seinen Weg. Im Januar 1836 mußte Blechen seinen Unterricht an der Akademie einstellen. Sein Geist verdunkelte sich. Er wurde in Heilanstalten gebracht. Manchmal konnte er noch arbeiten, er kehrte auch auf kurze Zeit zu seiner Frau zurück, allein die Behandlung, die man damals Geisteskranken zuteil werden ließ und die nach Bettinas empörter Schilderung in Zwangsjacken, spanischen Fliegen, Duschsen, harter Arbeit unter strenger Zucht, Brechmitteln bestand, ergab, daß der Armste nicht zu heilen war. Nachdem er erlöst war, ging sein künstlerischer Nachlaß in den Besitz des preussischen Staates über, der der Witwe dafür eine Rente von 900 Talern zahlte. Der Biedermeier hat ihn nicht begriffen, am wenigsten, wenn er so etwas Alltägliches wie das Walzwerk in Eberwalde einer Darstellung für würdig hielt. Nur wenige ahnten, welche Bedeutung die Industrie im Lauf des Jahrhunderts gewinnen würde, daß auch der Künstler sich mit ihr auseinandersetzen mußte, ganz gleich, ob es der Biedermeier für würdig hielt oder nicht.

Der selbe Franz Kugler, der Blechen mißachtete, hat das Verdienst, einem anderen großen Meister den Weg zum Ruhm geöffnet zu haben: Adolph Menzel. Als sich der Tag der Thronbesteigung Friedrichs II. zum hundertsten Male jährte, plante der Leipziger Verleger Johann Jakob Weber ein mit Holzschnitten illustriertes Volksbuch über den großen König herauszubringen. Als Verfasser war ihm Kugler empfohlen worden, und dieser nannte ihm als Künstler, und zwar als einzig in Betracht kommenden, Adolph Menzel. „Herr Menzel“, so schrieb er, „gehört zwar zu den jüngeren Künstlern Berlins, und er ist erst seit einigen Jahren öffentlich aufgetreten, gleichwohl hat sich in ihm ein Reichthum der Phantasie, eine Sicherheit

Menzels Zimmer
in der Ritterstraße
Gemälde von
Adolph von Menzel
Mit Genehmigung
des Verlags
F. Bruckmann,
München



in allen Elementen künstlerischer Darstellung, eine gründliche wissenschaftliche (namentlich historische) Bildung, eine belebende poetische Kraft entwickelt, wie alles dies vereinigt nur sehr selten gefunden werden dürfte.“ Er hatte recht, und es war ein ausgezeichnete Rat. Der mit seinem früh verstorbenen Vater aus Breslau in Berlin zugewanderte junge Mann, der noch unmündig das erwerbende Haupt seiner Familie geworden war, hatte sich mit allerlei Brotarbeit, mit dem Entwerfen von Flaschenetiketten und Glückwunschkarten, mit Diplomen und Illustrationen den Ruf eines sehr gewissenhaften Arbeiters erworben. In den Verein der jüngeren Künstler Berlins, der sich dem älteren Berlinischen Künstlerverein von 1814 im Jahre 1824 an die Seite gestellt hatte, wurde Menzel, wie er immer mit Stolz betonte, einstimmig

aufgenommen und hat ihm durch eine Folge von sieben kostbaren Steindruckarten zu den Stiftungs- und Dürerfesten von 1834 bis 1837 gedankt. Das Werk, durch das er sich die Mitgliedschaft erwarb, hat er nie recht leiden mögen. Es waren Lithographien, die er im Auftrag des Kunsthändlers Sachse für Goethes dramatisches Gedicht „Künstlers Erdewallen“ gezeichnet hatte. Er, der zum berlinischen Nachfolger Chodowieckis und Krügers bestimmt war und mit unbestechlicher Gewissenhaftigkeit das wirkliche Leben in Geschichte und Gegenwart als den einzigen Gegenstand seiner Kunst ansah, empfand Goethes Dichtung als verblasenen Idealismus, und so setzte er seinen Illustrationen einige ironische Lichter auf. Mit welcher Begeisterung machte er sich nun an die Arbeit für Ruglers Buch, eine Arbeit, die ihn jahrelang Tag für Tag beschäftigte, die ihm aber auch Brot gab, denn er erhielt für die etwa 400 Zeichnungen 4300 Taler. Mit der ganzen Freude des Biedermeiers selbst an der unscheinbaren Einzelheit, doch auch mit echt dichterischen Einfällen, wie sie der Zeit aus der Romantik vererbt waren, hat er eins der herrlichsten Bücher geschaffen, das je in deutscher Sprache gedruckt worden ist. Zum Malen



Am Kreuzberg bei Berlin. Gemälde von Adolph von Menzel. 1847
Mit Genehmigung des Verlags F. Bruckmann, München



Frau Clara Schmidt von Knobelsdorff. Gemälde von Adolph von Menzel. 1848
Mit Genehmigung des Verlags J. Bruckmann, München

ist er in den Jahren des Dienstes beim Alten Fritz kaum gekommen. Er sehnte sich danach, den Stoff auch für eine Folge großer Bilder zu nützen, und es ward ihm und uns gegönnt, daß sich dieser Wunsch erfüllen ließ. Jedoch so schön seine „Tafelrunde in Sanssouci“ oder sein „Flötenkonzert“ auch sind, so sehr wir Menzel als den späten und vollkommenen Herold friderizianischen Ruhms auch in der Malerei lieben: manchem hat es schon geschienen, als wäre er in Bildern, wie er sie als Berliner Biedermeier schuf, noch bemerkenswerter gewesen. Er selbst war nicht der Meinung. Für ihn waren es skizzenhafte Nebenwerke, wenn er seine Stuben malte oder einen Gottesdienst in der Parochialkirche, den Kreuzberg oder die Anhalter Bahn. Wir bewundern das herrliche Spiel von Luft und Licht in einer wehenden Gardine, die Echtheit seiner Berliner Köpfe, die rücksichtslose Treue, mit der er die dicht vor Berlin höchst reizlose Landschaft wiedergibt und sie dennoch künstlerisch anziehend darzustellen versteht. Und wir sehen ihn mehr als einmal auf Blechens Spuren, dem er ins Gebiet der Industrie allerdings erst spät folgte, als er (1875) sein Eisenwalzwerk malte, die erste große Schilderung vom Innern eines Industriewerkes, bei Borstig und seinen Arbeitern. Menzel hat bis in unser Jahrhundert gelebt und mit wachsendem Ruhm und einem unerhörten Fleiß geschaffen. Die Frische seiner biedermeierlichen Jugend, ihre zupackende Unbekümmertheit, ihre einzig der malerischen Aufgabe zugewandte Kraft hat er durch seine weit berühmtgewordenen Gemälde nicht übertroffen. Er ist selbstverständlich mit der Zeit mitgegangen. Er hat den glänzenden Aufstieg des Reichs erlebt und die kaiserliche Huld dankbar genossen. Man fand mit gutem Grund, daß er im Alter schrullig und härbeißig wurde. In seinen Biedermeierjahren war der kleine Mann mit dem hübschen und freundlichen Künstlerkopf liebenswürdig, sogar gesellig. Er hat an seine Holzschneider die größten, aber an die, die ihm nahestanden, sehr zarte und heitere Briefe geschrieben und zeigte sich, im echten Stil dieser Jahre, am herzlichsten im Frieden des Hauses, wenn er unter der Lampe mit den Seinen vereinigt saß.

Religiöses, wissenschaftliches und literarisches Leben

Un die Gebildeten unter ihren Verächtern wandten sich die Reden, die Friedrich Schleiermacher über die Religion als Dreißigjähriger 1799 geschrieben hatte. Am Ende eines auf seine Aufklärung stolzen Jahrhunderts, das die Mächte des Glaubens mit dem Verstand zu fassen wähnte, rief der Prediger und Theologe die Kräfte des Gefühls auch für das religiöse Leben auf. Der Romantiker focht gegen den Rationalisten. Ihm war Religion kein Mittel zur Moral. Sie wurde uns nicht ins Herz gesenkt, um mit ihrer Hilfe den weisen Aufbau der Welt ordentlich zu überblicken. Sie bot ihm vielmehr die Anschauung des Unendlichen im Endlichen, des Ewigen im Zeitlichen. Das religiöse Erlebnis wurzelte in einer Frömmigkeit, in der wir uns unserer schlechthinigen Abhängigkeit von Gott bewußt werden. Die Dogmen, an denen so viele Verächter der Religion Anstoß nahmen, bedeuteten ihm Versuche, sich dem unendlichen Wesen zu nähern und das Unerkennbare faßlich zu machen. Die Reden sind auch in der Biedermeierzeit mehrfach neugedruckt und von ihrem Verfasser dem Wandel der Zeit wie der eigenen Entwicklung angepaßt worden. Der lebhafteste, kleine, verwachsene Mann hat durch sein patriotisches Wort auch sein Teil zur Erhebung gegen Napoleon beigetragen. Aber man irrte, glaubte man, daß er die Religiosität in Berlin bestimmend beeinflusst hätte. Die Gebildeten besuchten seine Gottesdienste, ohne ihn immer ganz zu verstehen, und wer ehrlich war, bekannte, daß dieser philosophische Prediger, was die Wirkung anging, von manchem einfachen Diener am Wort geschlagen wurde. Der Berliner, der immer ein kühler Beobachter gewesen ist, hielt ihn für einen Virtuosen, und die Achtung, die man dem gelehrten Gottesmann und Übersetzer Platos entgegenbrachte, galt in bedeutendem Maß dem Umstand, daß er der Regierung verdächtig war. Er hatte öffentlich und mannhaft geklagt und angeklagt, daß man schuldlose und gute Männer verfolgte, auf die bloße Annahme hin, daß sie anders dächten, als oben beliebt war. Und er rief den Mut der Christen auf, der in aller Verfolgung der Wahrheit die Ehre geben müsse. Man hörte derlei nicht gern und schickte ihm Merker in die Kirche, die seine Predigten aufschreiben sollten, und höchst bedenklich erschien es diesen Schnüfflern, wenn vier Studenten nach dem Abendmahl am Altar niedergekniet waren und inbrünstig gebetet hatten; denn sie waren bärtig und verrieten schon dadurch ihre revolutionäre Gesinnung. Und außerdem: wer betete noch? „Tue recht und scheue niemand“ war die wackere Losung des Bürgertums, das zum größten Teil erst jetzt von der aufklärerischen Strömung des 18. Jahrhunderts erfaßt wurde, wie es oft das Schicksal

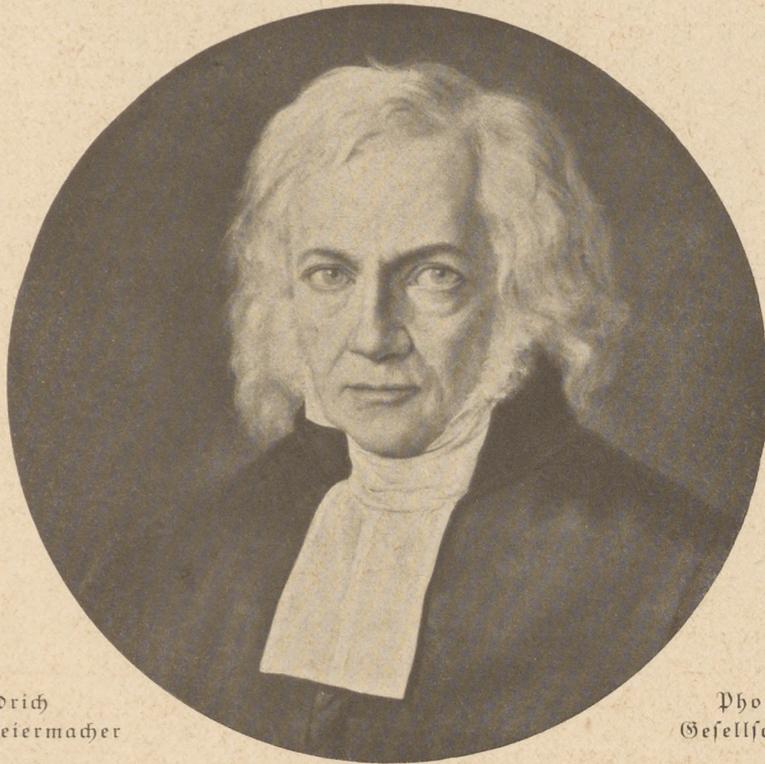
mancher großen Gedanken ist, daß die Masse erst daran glaubt, wenn sich bereits neue Erkenntnisse vorbereiten. Man ging aus Austand oder Gewohnheit noch in die Kirche, jedoch das eigentliche religiöse Leben war verdorrt. Zu Weihnachten blühte es wieder auf, wenn in der gotischen Nikolaikirche die Christmette gefeiert wurde und die Wachlichterchen auf den Bänken brannten. Hier senkten sich unter der orgeldurchbrausten dunklen und hohen Wölbung die Ahnungen der ewigen Welt auch in junge Herzen, wie das Paul Bötticher erzählt, aus dem später der deutsche Denker Paul de Lagarde wurde.

Auch in Berlin hatte die Not Beten gelehrt, jedoch ihre Gebete pflegen nicht nachhaltig zu sein, und der Staat, der nach den Erschütterungen der Revolutionskriege sich neugekräftigt fühlte und in jeder Hinsicht die ihm gemäße Ordnung zu schaffen suchte, wollte und konnte das religiöse Leben nicht außer acht lassen. In den Augen des Freiherrn vom Stein stand unter den Zwecken des Staats die religiös-sittliche Entwicklung seiner Bürger an erster Stelle. Er hatte gesagt, daß ein frommer, reiner, tapfrer Sinn die Staaten erhalte, und sein großer Gedanke der Selbstverwaltung sollte auch der Kirche zugute kommen. Sein Werk blieb Bruchstück, und wie Friedrich Wilhelm III. von Ständen unbeschränkt herrschte und den Gedanken des absoluten Königtums im Gegensatz zu neuen Strebungen der Zeit vertrat, so besann er sich auch darauf, daß er gleich allen seinen Vorfahren seit der Reformation das Amt des obersten Landesbischofs innehatte, und gedachte es zu verwalten. Er hatte in Paris und in London Gottesdiensten der katholischen und der anglikanischen Kirche beigewohnt, und so abhold er allem äußerlichen Prunk war: auch in diesem königlichen Biedermeier steckte ein Romantiker. Zwei Ziele setzte er sich: die Vereinigung der beiden protestantischen Bekenntnisse, des reformierten und des lutherischen, zu einer alle Gegensätze des Glaubens überbrückenden Union und eine reichere Ausgestaltung des Gottesdienstes. Das eine hat er erreicht: am 31. Oktober 1817, als sich die gesamte evangelische Welt rüstete, die Dreihundertjahrfeier der Reformation zu begehen, nahmen in der Nikolaikirche zu Berlin Lutheraner und Reformierte gemeinsam das Abendmahl, und zum Zeichen der vollzogenen Union reichten sich der Reformierte Schleiermacher und sein Amtsbruder Philipp Konrad Marheineke als Vertreter des Luthertums die Hände. Der Streit um die Gegenwart Christi beim Abendmahl, der die Reformatoren so stark erregt und so streng geschieden hatte, wurde beigelegt. Was schon die reformierten Vorfahren Friedrich Wilhelms III. immer wieder von den Pfarrern gefordert hatten: daß das Dogmengezänk aufhören solle, wurde erreicht, und das war gewiß eine schöne und späte Frucht der Aufklärung. Man war in Berlin mit dieser königlichen Unregung – mehr wollte sie nicht sein, und niemand war verpflichtet, ihr zu folgen – höchst einverstanden. Scharf dagegen erhob sich auch in der Hauptstadt der Widerspruch, als der König auf Grund einer Verordnung eine neue Liturgie einzuführen begann. Eigentlich hatte er recht. Die protestantischen Gottesdienste mit ihren oft nicht bloß langen, sondern auch langweiligen Predigten waren von einer aschgrauen Farblosigkeit. Der König glaubte, eine Bereicherung



Predigt in der Parochialkirche
Gemälde von Adolph von Menzel. Mit Genehmigung des Verlages F. Bruckmann, München

der Formen, eine Verkürzung der Predigten würden der Kirchenflucht steuern und die im Zusammenhang mit der romantischen Geistesrichtung sich bedenklich häufenden Übertritte zum Katholizismus verhindern. Der König selbst arbeitete auf Grund fleißiger und dennoch dilettantischer Studien eine Agende aus und entwarf mit dem gleichen Eifer, den er auf die Uniformierung seiner Soldaten verwandte, eine neue Amtstracht für die Geistlichkeit. Er war sehr zufrieden mit sich, als er alles in schönster Ordnung hatte, und führte die Agende zunächst (1821) für die Militärgemeinden ein. Die Geistlichkeit erhob Einspruch. Allein die Majestät berief sich auf ihr Recht. Sie war der oberste Bischof der Landeskirche, und mit dem guten Gewissen eines Mannes, der sich redlich bemüht hat, antwortete er der sich äußernden Unzufriedenheit: „Ich werde mich durch dergleichen Demonstrationen, die keinen anderen Zweck haben, als daß alles bei der jetzigen allgemeinen Unregelmäßigkeit verbleibe, nicht abhalten lassen.“ Was er wollte, war durchaus vernünftig, und was sich dagegen wendete, war, ganz unabhängig von dem uns heute gleichgültig erscheinenden Anlaß, das gleiche freiheitliche Streben, das die Verantwortlichkeit des Volkes für das politische Schicksal des Staates steigern wollte. Auch Schleiermacher, der die Union als eine Tat des Friedens begrüßt hatte, zählte zu den Gegnern Friedrich Wilhelms im Agendenstreit. Er wollte keine Uniformierung und am allerwenigsten durch Zwang, sondern vertraute auf die in der Stille wirkenden geschichtlichen Kräfte, die die schon bestehende innere Einheit der Evangelischen auch äußerlich bezeugen werde. Der König war empört über den Widerspruch, auf den er stieß, und versuchte, seine Agende unter starkem Druck einzuführen. Pastoren und Gemeinden, die sie nicht annahmen, wurden zurückgesetzt, während den anderen Orden und Zuschüsse winkten. Der Rote Adlerorden blinkte auf dem Salar manches Seelenhirten, der nie an eine Auszeichnung zu denken gewagt haben würde, non propter acta sed propter agenda, nicht um der Verdienste, sondern der Agende willen, witzelte Schleiermacher, und ein Protestschritt, den er mit zwölf mutigen Berliner Geistlichen unternahm, trug ihm einen Verweis ein, den er nicht ruhig einsteckte. Man erwog, ihn unschädlich zu machen, was nur der aufrechte Finanzminister Moß verhinderte. Der König schalt über das Pastorengeschwätz, redete von Frechheit, Anmaßlichkeit, Eitelkeit, Maulerei, während Schleiermacher, besorgt um die Würde des geistlichen Amtes, den Verfall der Kirche um so näher sah, je mehr sie sich zu einer vom Landesherrn gegängelten Hofkirche entwickelte. Das innere Leben, an dem ihm lag und das das Wesen echter Religiosität ausmachte, wurde durch amtliche Verfügungen unterdrückt. Er ist nicht wieder in Gnaden aufgenommen worden, sondern blieb als ein aufrührerischer Geist verdächtig. Wenn er verreisen wollte, mußte er beim König um die Erlaubnis einkommen. Als er starb, bereitete ihm Berlin ein Begräbnis von ungewöhnlicher Entfaltung. Der Trauerzug währte über eine Stunde und reichte vom Hallischen Thor bis zum Wilhelmsplatz. Die gesamte Universität und alle Berliner Geistlichen gaben dem Toten das Geleit. Die Teilnahme auch der Bevölkerung war allgemein, und nicht nur aus Schaulust. Man fühlte doch: hier wurde ein



Friedrich
Schleiermacher

Photographische
Gesellschaft, Berlin

Mann beerdigt, dem es mehr noch als um den wahren Glauben um eine Religiosität gegangen war. Lili Parthey, eine Enkelin des alten Aufklärers, Schriftstellers und Buchhändlers Nicolai, hat seine Gottesdienste oft besucht, und nicht immer mit Beifall; er war ihr manchmal nicht einfach genug. Jedoch seines Geistes war sie, als sie nach ihrer Konfirmation ins Tagebuch schrieb (1816): „Ich fühle wohl, daß ich ein Mensch bin, daß ich oft fehlen und nicht halten werde, was ich versprach, aber Gott ist ja denen ein gütiger Vater, die nur den festen Willen haben, gut zu sein.“ Und mit welchem Ernst behandelt Wilhelm von Humboldt die Einsegnung seines vierzehnjährigen Hermann; er schlägt seiner Gattin Caroline vor, ihn zu Schleiermacher zu schicken, noch bevor er allzuviel unter die Leute kommt; zwei Jahre wenigstens muß der Unterricht dauern. „Man kann ihm“, schreibt der begeisterte Humanist, „eigentlich nicht zu viel Zeit widmen. Das Gemüt muß auf alle Weise zum Nachdenken und Empfinden über diese höchsten Gegenstände angeregt werden, damit es sich etwas schafft, was eine eigentümliche Gestalt an sich trägt.“

Für die Masse der Gebildeten und namentlich des Bürgertums war freilich die philosophische Luft, in der die Schleiermachersche Religiosität atmete, zu dünn. Der große Theologe, der aus dem immer grüblerisch veranlagten schlesischen Stamm entsprossen war, trug das Erbe der Brüdergemeine des Grafen Zinzendorf in sich, und die im 18. Jahrhundert stark gewesene pietistische Strömung war auch in der Biedermeierzeit und in Berlin noch lebendig. Wiederum

ein Schlesiener, der Baron Hanns Ernst von Kottwitz, sammelte im Geiste der Brüder aus Herrnhut gleichgesinnte Genossen und fand sie aus allen Kreisen. Bei ihm trafen sich die drei Brüder von Gerlach, Ludwig, der Jurist, Leopold, der General, Otto, der Theologe, und mochten diese strengen Lutheranern verdächtig erscheinen, weil sie für ihre christlich-germanische Staatsauffassung mit Katholiken, wie dem geistvollen General Joseph Maria von Radowitz, zusammenarbeiteten: auch der streng bibelgläubige Westfale Ernst Wilhelm Hengstenberg, der seit 1828 in Berlin als Professor und als Herausgeber der viel angefeindeten Evangelischen Kirchenzeitung wirkte, stand ihnen politisch nahe und war ein Gegner der liberalen Aufklärung. Wie orthodox er war, schildert eine kleine Geschichte, die in Berlin viel erzählt wurde. Als er eines Tages mit dem polizeigewaltigen Minister von Kamptz durch den Tiergarten spazierte, kamen die Herren auf den Teufel zu sprechen. Kamptz erlaubte sich einige Zweifel zu äußern, aber Hengstenberg behauptete, es wäre durchaus möglich, daß er sich in diesem Augenblick neben dem Minister befinde. Worauf dieser sich eilig grüßend empfahl. Hengstenbergs streitbare Theologie blieb eine Sache für die Fachgenossen. Selbst die Studenten gingen lieber zu dem salbungsvollen Marheineke, der die Philosophie Hegels mit der Orthodogrie zu vereinbaren trachtete, wenn sie sich nicht von August Neander angezogen fühlten, der den bedürfnislosen Apostel und den zerstreuten Professor darstellte und auf den, wie Lagarde mit beißendem Witze bemerkte, das Sakrament der Beschneidung doch nachhaltiger als das der Taufe gewirkt hatte. Tiefer als Schleiermacher und die zünftigen Theologen, gleichviel welcher Richtung, wirkte auf die Berliner Bevölkerung Johann Gofner, der ursprünglich katholischer Geistlicher in München gewesen war. Alexander I. hatte ihn nach Petersburg berufen, wo die Predigten des von seinem Amt Suspendierten Aufsehen erregten. Da er protestantische Anschauungen äußerte, mußte er 1824 Rußland verlassen, wurde evangelisch und 1829 Pastor an der Bethlehemskirche in Berlin. Er hatte, so drückte er sich aus, „den Schlüssel zu den evangelischen Kanzeln gefunden, und den zu den katholischen haben sie mir genommen. Ich hätte lieber beide gehabt, aber das dulden die Menschen nicht.“ Er war ein Prediger, der die Herzen erweckte und der seine Mission darin erblickte, den Glauben in Taten der Liebe zu offenbaren. Er hat nicht nur für die Ausbreitung des Christentums unter den Heiden gesorgt. Ihm blieb, worum sich der Biedermeier nicht gern kümmerte, das Elend daheim nicht verborgen, und er hat Hand angelegt, um das kostbarste Volksgut, die Kinder, zu bewachen. Wo der Glaube fehlte, gedieh auch in der Biedermeierzeit Berlins der Aberglaube. In der Schifferstraße am Exerzierplatz, in der heutigen Noonstraße am Königsplatz, erregte im Februar 1849 die junge Luise Braun das größte Aufsehen. Man erzählte sich Wunderdinge. Sie solle mit dem Himmel in Verbindung stehen. Wer gläubig zu ihr kam, wurde auch in verzweifelter Krankheit geheilt. Es war, wie in der Bibel stand: die Blinden sahen, die Lahmen gingen. Und das alles bewirkte die Tochter des Holzplatzverwalters Braun. Alle Welt strömte zu ihr hin. Die vornehmsten Wagen

Blick auf
die Marienkirche
Gemälde von
Johann
Heinrich Hinze
Phot.
F. Bruckmann
München



stauten sich in der Schifferstraße. Polizei mußte für Ordnung sorgen. Nummern wurden ausgegeben. Am Anfang der Sendung Luise Brauns stand, so erzählte sie, eine Vision während eines Fiebers. Wie Dante den Vergil, so hatte sie einen gewissen Jonathan, der sie im Geist durch Himmel und Hölle führte. Am Ende stand ein großer Prozeß. Luise Braun wurde als Betrügerin entlarvt, die ihr Geld in Tanzlokalen auf gar nicht geistliche Weise verpraßte. Sie entschuldigte sich damit, daß sie selber länger an ihre Kraft geglaubt hätte. Berlinischer klingt die Bemerkung

ihres Anwalts: Dummheit sei ein Geschenk der Vorsehung; die Betrogenen könnten seine Klientin nur bei der himmlischen Vorsehung verklagen. Der „Kladderadatsch“ meinte: „Der Heiligenschein von Ohr zu Ohr zerfloß in lauter Friedrichsdor.“ Auch das Biedermeierberlin war so vernünftig, daß es sich freute, als es mit der bestaunten und doch so unheimlichen Mystik mal wieder und sogar gerichtsnotorisch nichts war und die Prophetin Luise Braun zu 500 Talern Strafe oder sechs Monaten Haft verurteilt wurde.

Schleiermachers Bedeutung ist damit nicht erschöpft, daß er Prediger, Theologe, Philosoph war. Er hat sich auch die größten Verdienste um die Gründung der Berliner Universität erworben. Sie trägt den Namen ihres Stifters Friedrich Wilhelm III., und kaum ein Wort von ihm ist so bekanntgeworden wie der Satz, den er nach dem Schmachfrieden von Tilsit gesprochen hat, als ihm der Vorschlag gemacht wurde, an Stelle der in französischen Machtbereich gefallen Universitäten, insbesondere Halles, eine neue in Berlin zu gründen: „Der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat.“ Paul de Lagarde zweifelt, ob Friedrich Wilhelm III. dieses schöne Wort wirklich gesagt hat; er hält es für eine höfische Legende, und es trägt ja auch stilistisch in der Tat nicht das Gepräge jener abgehackten Kürze, die den Schmeichlern so imperatorenhaft erschien und in der der König sich gefiel. Wahrscheinlich waren für ihn politische Gründe maßgebend. Er wollte, während insgeheim bereits von den großen Männern seines Staats, die er eigentlich nicht mochte, zur Befreiung gerüstet wurde, aller Welt und besonders Napoleon beweisen, daß er sich ausschließlich „mit Gegenständen innerer Administration zum Besten des Staates, der Wissenschaft und Kunst“ beschäftige. Von den Plänen, die das Gesicht der neuen Universität bestimmen sollten, haben die Gedanken Schleiermachers am stärksten auf den eigentlichen und Verfassung gebenden Gründer, Wilhelm von Humboldt, gewirkt. Zwar schenkte er ihr nicht die völlige Unabhängigkeit vom Staat, die sich Schleiermacher erträumt hatte, aber er ließ ihr wichtige Rechte und ersparte ihr das Schicksal, das ihr Fichte zgedacht hatte: eine Art weltliches Kloster zu werden, in dessen Mauern die Studenten mit ihren Professoren, einheitlich erzogen, genährt, gekleidet, der wahren Philosophie, d. h. der Fichteschen, lebten. Beinahe hätte die Universität das Biedermeier nicht erlebt. Der König hat ihr wenig Liebe geschenkt. Schon die Eröffnung war so unfeierlich vor sich gegangen, daß es selbst in Berlin als dürftig empfunden wurde, und fünf Jahre später, als Preußen wiederhergestellt und vergrößert worden war, beantragte der Finanzminister von Bülow, sie aufzuheben, da man ja die alten, die sie hätte ersetzen sollen, wiederbekommen habe. Aber so jung sie war: sie hatte schon damals eine besondere Stellung unter den deutschen Universitäten errungen. Die ihr zugewachsene Aufgabe hieß: eine Universität für ganz Deutschland und nicht bloß für Preußen oder gar Berlin zu sein. Wie sich um die Befreiung Preußens Männer aus vielen deutschen Stämmen bemüht hatten, weil sie im preussischen Staat trotz all seinen Schwächen und Torheiten den Kern deutscher Größe erblickten, so zog die junge Universität in steigendem Maß Lehrer und Schüler aus allen

deutschen Landen an sich. Die militärische und politische Leistung, die der sich aus tiefem Fall erhebende Staat vollbracht hatte, war so groß gewesen, daß die folgenden Biedermeierjahrzehnte mit Unterdrückung und Beschränkung, aufgelegter wie gewollter, noch immer im Glanze großer Ereignisse und Taten standen und daß es infolgedessen für rege Geister einen mächtigen Reiz hatte, gerade in Berlin zu lernen und zu lehren.

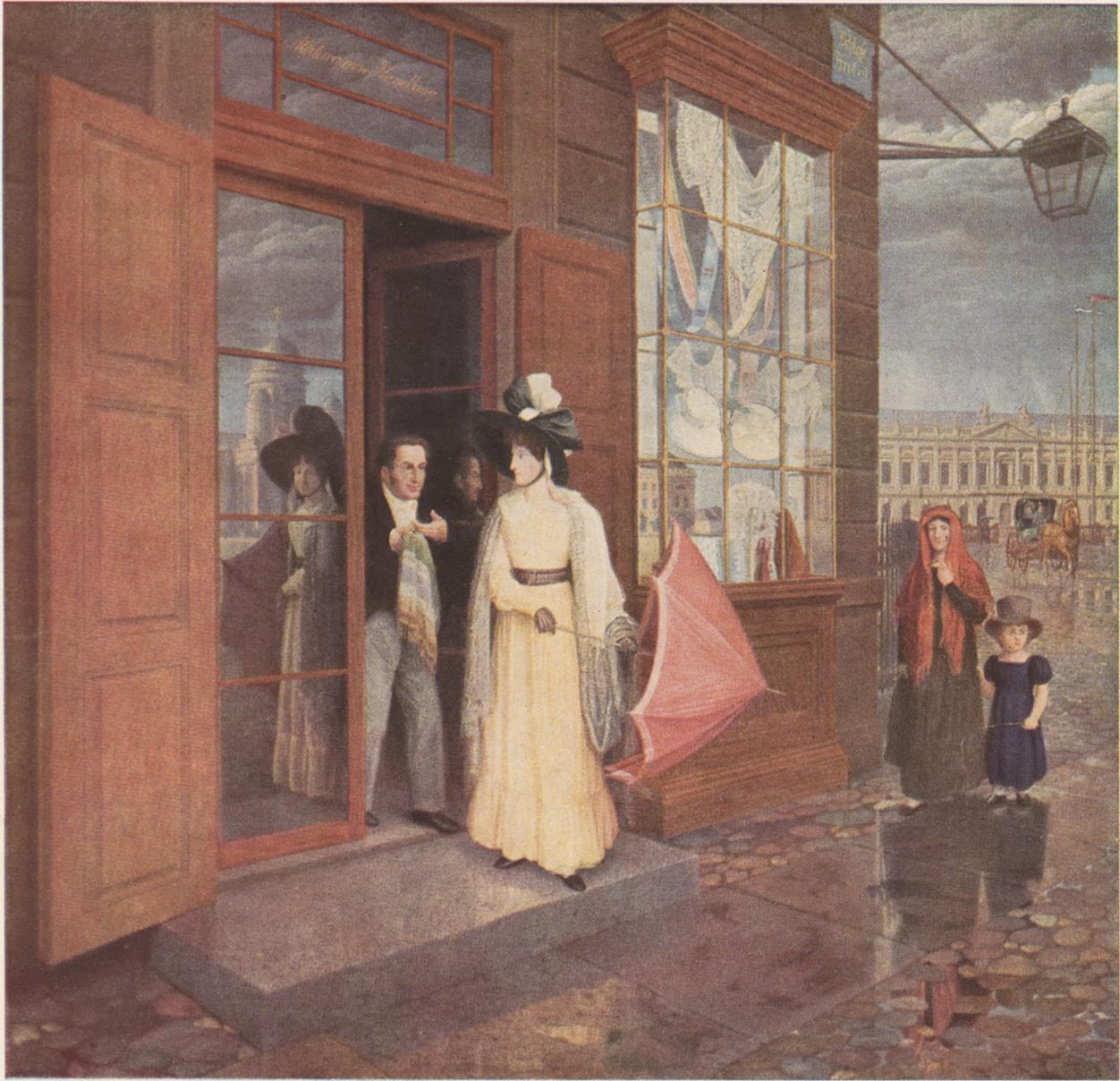
In einem weit höheren Sinne als heute galt in den Biedermeierzeiten die Philosophie als die Königin der Wissenschaften. Seit 1818 hatte den Lehrstuhl Fichtes der Schwabe Georg Wilhelm Friedrich Hegel inne, und besser als die Lehre des feurigen und revolutionären oberlausitzischen Webersohnes entsprach die seine den Erfordernissen des preußischen Staats. Die absolute, unpersönliche Idee setzte er an die Stelle des Fichteschen absoluten Ichs. Sie verwirklicht sich ihm im Staat, in Kunst, in Religion und in Philosophie. Aus Satz und Gegensatz, aus Verneinung und Bejahung entwickelt sich ein höherer dritter Begriff, der keineswegs endgültig ist, sondern wiederum in sein Gegenteil umschlägt und so weitertreibt. Auch der Biedermeier war nicht geschult genug, um dem Meister in alle Abgründe seiner Gedanken, in jeden Winkel seines Systems zu folgen. Allein er bewunderte, daß hier die Welt mit allen Äußerungen menschlichen Denkens und Handelns fein säuberlich geordnet schien, und wenn man ihm als Kern der Hegelschen Weltanschauung den Satz vortrug: „Was vernünftig ist, ist wirklich, und was wirklich ist, ist vernünftig“, so entnahm er daraus, daß auch seine kleine Welt wohl geordnet sei. Besonders willkommen war dieses Denken dem Staat. Er schätzte einen Philosophen, der den Wahn bekämpfte, als „könne die Notwendigkeit des historischen Prozesses durch die Dekrete doktrinäarer Willkür“ ersetzt werden und der die Überzeugung von der Notwendigkeit, Größe und sittlichen Würde des Staats verbreitete. Erst später wurde offenbar, daß die Hegelsche Methode sich auch anwenden ließ, um religiöse, politische, soziale Gedanken und Forderungen zu rechtfertigen, die das bestehende Gefüge aufs tiefste zu erschüttern geeignet waren. Hegel erfreute sich bei seinen Kollegen keiner Beliebtheit. Er kränkte sie, indem er, gestützt auf die Macht seiner alle Erscheinungen der Welt umfassenden Gedanken, über die Sonderwissenschaften,



Das Licht der Alma Mater am Eingang zur Universität. Historia-Photo

denen ihr Fleiß galt, hochmütig und oberflächlich absprechend urteilte. Außerhalb der Universität war er der schwäbische Magister geblieben, der allen praktischen Dingen und namentlich auch der Regierung hilflos gegenüberstand. Er war auch kein verführerischer Lehrer. Er wiederholte sich beim Vortrag, der stockend war und in seinen Gedankengängen einer Springprozeßion ähnelte, und schob hinter jedes dritte Wort ein „also“ ein. Seine heimatliche Mundart hatte er sich bewahrt. Sein Kopf lag dicht auf dem Pult des Katheders und ließ die Augen, die sich gleichsam von innen mit Floren bedeckten, unsicher und ausdruckslos im Kreise seiner achtzig bis hundert Zuhörer umherirren. Es waren, wie Gutzkow meinte, die scheinbar ausdruckslosen Denkerangen, die nach innen leuchten. Hegel war von einer nicht immer edlen Herrschsucht besessen, und man verdachte es ihm mit Recht, wenn er in Vorlesungen Gegner persönlich angriff und etwa auf Schleiermachers Verwachsenheit anspielte als eines von Gott Gezeichneten. In welche Niederungen der große Hegel steigen konnte, bewies er, wenn er Schleiermachers Definition der Religion als des Gefühls der Abhängigkeit auf den Hund anwandte und ihn für den besten Christen erklärte, der sogar Erlösungsgefühle habe, weil seinem Hunger durch einen Knochen Befriedigung werde.

Der Einfluß Hegels war gewaltig. Niemand verstand ihn ganz. Doch das steigerte seinen Stolz wie sein Ansehen. Wie ein Magister der freien Künste, ein mittelalterlicher Doktor Faust, saß er in seiner Wohnung am Kupfergraben, das Haupt mit einer runden, breitrandigen Tellermütze bedeckt. Daß er die Religion für eine Vorstufe seiner Philosophie erklärte, hinderte einen orthodoxen Theologen wie Marheineke nicht, das Hegelsche Gedankengut mit dem christlichen Glauben zu vereinen. Wie gefährlich auch die Philosophie werden konnte, stellte sich erst heraus, als die Junghegelianer auftraten und mit ihren in der Werkstatt des Meisters geschmiedeten Waffen einen kirchen- und christusfeindlichen Materialismus verfochten. Unter ihnen ist der merkwürdigste Mann im Berlin des Biedermeiers Bruno Bauer gewesen. Er war durch die Hegelsche Philosophie auf den kritischen Weg geführt worden, der ihn die Evangelien, selbst das nach seiner Meinung älteste des Markus, als freie Schöpfung ihrer Verfasser erklären ließ. Der Minister Eichhorn hatte den scharfsinnigen Theologen wegen seiner Bibelkritik 1842 von seinem akademischen Lehramt in Bonn entfernt. Der Fall erregte Aufsehen, und selbstverständlich nahm ein großer Teil der öffentlichen Meinung die Partei des Gemäßigten, ohne eine Ahnung zu haben, worum es sich eigentlich handelte. Bauer hatte mit dem Kreise der Radikalen um Arnold Ruge, den Herausgeber der „Hallischen Jahrbücher“, in enger Kampfgemeinschaft gestanden; aber seine Entwicklung ging weiter, und seiner Kritik verfiel nun auch der politische Radikalismus und vor allem der Liberalismus, den dieser eigenwillige und freie Geist wegen seiner Platttheit verachtete. Man hat ihm einen Vorwurf daraus gemacht, daß er später als Schriftsteller und Journalist an konservativen Unternehmungen mitarbeitete. Aber er war ein so unabhängiger Geist, daß ihm jede Partei gleichgültig war mit Ausnahme der Mittelmäßigkeit, die er von Herzen haßte. Er lebte nach seiner Entlassung



Henriette Sontag vor einem Puzladen an der Schloßfreiheit zu Berlin
Gemälde von Johann Erdmann Hummel. Berlin, Staatl. Kunstgewerbemuseum



Cholera-Präservativ-Mann



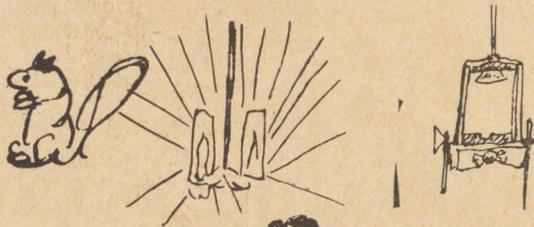
Sommermode für 1830. Kolorierter Stich

Friedrich Hegel
Gemälde von
Julius Ludwig Sebbers
Sammlung Handke



zunächst, als freier Schriftsteller unermüdlich, in Charlottenburg und später in Nixdorf, wo sein auch verlegerisch tätiger Bruder Egbert eine Landwirtschaft betrieb. Ein ehemaliger Kuhstall war hier das Arbeitszimmer des bedürfnislosen Stoikers. Wenn der „Einsiedler von Nixdorf“ als alter Mann in hohen Schmierstiefeln und altem grauem Mantel, einen Wollschal – noch aus der Privatdozentenzeit – um den Hals und eine niedergedrückte Schirmmütze auf dem Kopf, den Knotenstock in der Hand nach Berlin hereingestapelt kam, denn Nixdorf war damals noch ein richtiges Dorf und sehr weit draußen, sah der im Altenburgischen Geborene, doch in Berlin Aufgewachsene wie ein echter Bauer aus; er wirkte in der großen Stadt und in der gelehrten und literarischen Welt fremd und, wenigstens nach Fontanes Schilderung, nicht gerade angenehm. Doch auch nach dessen kühlem Urteil gehörte Bruno Bauer

mit seinem Kreise der „Freien“ zu den interessantesten Berlins. Bauers Anhänger tagten in der Hippelschen Weinstube in der Dorotheenstraße unter Führung seines Bruders Edgar, denn er selbst nahm an den Sitzungen nur sehr selten teil. Das Begrüßungswort dieser Radikalen läßt sich nur wiedergeben, wenn man daran erinnert, was General Cambonne, bei Belle-Alliance zur Ergebung aufgefordert, in soldatischer Knappheit erwiderte. Man fühlte sich als Bürgerschreck, und Fontane erzählt, wie er einmal von sechs, acht Strolchen umringt wurde und einer von ihnen, es war sein Freund Faucher, die hohle Hand ausstreckte und bat: „Herr Graf, bloß zwei Groschen.“ Fontane, kein Spielverderber, löste sich vornehm mit einem Viergroschenstück, worauf die Bande mit devoten Bücklingen und heiterem Gejohle verschwand. Sie unternahm solche Beutezüge häufig und immer in der nächsten Nähe der Linden. Der Ertrag – es kamen manchmal mehrere Taler zusammen – wurde sofort im Kapkeller, zweites Haus in der Friedrichsstraße, verkneipt. Der namhafteste unter den Sieben Weisen aus dem Hippelschen Keller war Max Stirner, der eigentlich Kaspar Schmidt hieß und aus Bayreuth stammte und Mädchenschullehrer war. Seine edelanarchistische Schrift „Der Einzige und sein Eigentum“ (1845), in der er weit über Bruno Bauers Kritik hinausging, wurde schnell vergessen. Der Biedermeier, dem die „Freien“ so unbehaglich waren wie dem Bürger die Zigeuner, verspürte keine Neigung zu Extremen auch in der Welt des Gedankens. Ihm waren solche Leute wunderliche Heilige. Er



Die Gesellschaft der Freien
in der Hippelschen Weinstube

Streit zwischen Arnold Ruge (links) und
den Brüdern Bruno und Edgar Bauer (in der
Mitte). Hinter Edgar, mit der Zigarre,
Karl Stirner



erzählte sich kopfschüttelnd ihre Streiche, und auch Max Stirner lieferte Beiträge. Er heiratete eine philosophisch veranlagte Bierbrauertochter aus Mecklenburg, Marie Dähnhardt, die zum Zeichen ihrer Gescheitheit und Freiheit sogar die Haare kurzgeschnitten trug, was damals ein starkes und Kühnes Herz verriet. Da die Ehe nicht ohne einen Geistlichen geschlossen werden konnte, was Stirner und seine Braut mit Unbehagen erfüllte, wählte man wenigstens einen liberalen Pfarrer und veranstaltete die Zeremonie im Hause. Dabei stellte sich heraus, daß keine Trauringe vorhanden waren. Einer der Anwesenden, vermutlich Bruno Bauer, stellte die metallenen Ringe seiner gehäkelten Börse hilfreich zur Verfügung, und der Geist-



liche mußte sie wohl oder übel benutzen. Die so lustig begonnene Ehe wurde nicht glücklich. Stirner verpulverte das Geld seiner jungen Frau in einem höchst praktischen und dennoch fehlschlagenden Geschäft. Er beschloß, den Milchhandel in Berlin zu zentralisieren, und klapperte mit seinen Freunden die Dörfer um Berlin ab, um mit den Bauern Verträge über ihre Lieferungen abzuschließen. Pünktlich an einem bestimmten Tage strömte die Milch aus allen Himmelsrichtungen in die Bernburger Straße, wo Stirner Büro- und Kellerräume gemietet hatte. Es klapperte herrlich bis auf die Käufer, die nicht erschienen, und nachdem schließlich, so erzählt Fontane, mehrere Tage lang ein gewisser saurer Milchton die ganze Bernburger Straßenluft durchzogen hatte, sah man sich genötigt, eines Nachts den ganzen Vorrat in die damals noch in Blüte stehenden Berliner Rinnen ablaufen zu lassen. Frau Stirners Vermögen floß mit, und bald ließ sie sich von ihrem exzentrischen Ehemann scheiden. Sie ging nach England und ist dort so fromm geworden, daß sie sich als alte Frau unter keinen Umständen an ihre philosophische Vergangenheit erinnern lassen wollte.

Männer wie Bruno Bauer, seine Schüler und Bewunderer fanden an der Universität keinen Platz. Sie paßten mit ihren Forschungen und Forderungen nicht in die bürgerliche Welt des Biedermeiers, sowenig wie der elegante und anspruchsvolle Privatdozent, der seine Vorlesungen eigensinnig auf dieselben Stunden legte, da Hegel sein Hauptkolleg über Logik und Metaphysik hielt. Arthur Schopenhauer wohnte von Mai 1820 in Berlin, bis ihn 1831 die Cholera nach

Frankfurt am Main vertrieb. Zehn Jahre lang zeigte er seine Lehrtätigkeit an; nur im ersten Semester kam sie vor leeren Bänken zustande. Hartnäckig ließ er ins Verzeichnis der Vorlesungen setzen: Ankündigung nach Rückkehr von der Reise. In dem stolzen Bewußtsein, das geniale Werk seines Lebens in der 1819 erschienenen „Welt als Wille und Vorstellung“ geleistet zu haben, und in der Überzeugung, daß das Zeitalter seiner Gedanken nicht würdig sei, sammelte er hier den lebenslangen Haß gegen die staatlich angestellten Philosophieprofessoren, die ihre Gedankenlosigkeit mit Unverständlichkeit bemäntelten, prozessierte mit bösen Weibern und unterhielt ein zartes Verhältnis mit einer Chorsängerin, der er sogar einen gelegentlichen Fehltritt verzieh und die er dauernd, auch noch von Frankfurt aus, unterstützte, nachdem sie ihm (1826) ein totes Kind geboren hatte. So gehörte er nur dem Namen nach dem Lehrkörper der Berliner Universität ein Jahrzehnt lang an. Sein Ruhm, der spät aufging, stellte die Hegelsche Philosophie in tiefen Schatten, und erst in neuer Zeit hat man die Kühnheit ihres Gedankenbaus bewundern gelernt und erkannt, daß nur ein Genie wie Schopenhauer sich herausnehmen durfte, darüber zu schelten. Beide gehörten bei aller Feindschaft dem Biedermeier an, denn beide lehren die Ergebung, der eine mit seinem Entwicklungsgedanken, der andere mit seinem Pessimismus. Der fröhliche Glaube an eine von Gott wohl eingerichtete Welt, in der wir uns mit Freiheit bewegen können, ist dahin.

Bedeutend war Hegels Einfluß auf das weite Gebiet der Geschichtswissenschaft, deren Pflege für uns Nachlebende der Berliner Universität der Biedermeierzeit den hellsten Glanz verleiht. Die Romantik hatte im Gefolge des mächtigen Anregers Herder begonnen, sich in die Vergangenheit zu versenken, alte Erinnerungen und Schätze unseres Volkes neu zu heben und zu beleben. Das Biedermeier tat das Gleiche, jedoch in anderer Weise. Die stürmische Liebe wurde durch Besonnenheit geleitet. Es war, als wenn die romantische Schwärmerei mit einem Schuß vernünftiger Aufklärung versehen würde, und wir erleben an dem Beispiel der Brüder Grimm, die, aus Göttingen wegen ihrer politischen Charakterfestigkeit vertrieben, seit 1841 in Berlin wirkten, daß sich die Wärme des begeisterten Gefühls mit seßhaftem Fleiß und klarer Kritik verbindet. Das Gefühl wissenschaftlicher Unantastbarkeit äußerte sich nicht immer in liebenswürdiger Form. Mit welcher Kälte blickte z. B. der große klassische und germanistische Philologe Karl Lachmann auf die Arbeit seines Berliner Kollegen Friedrich Heinrich von der Hagen, dessen vierbändige Sammlung der Minnesinger (seit 1838) noch immer wertvoll ist, mag sie auch nicht allen Ansprüchen an Zuverlässigkeit genügen. Lachmann war sehr stolz darauf, daß er, wie Friedrich August Wolf die homerischen Gedichte, das Nibelungenlied in einzelne Gesänge zerlegt hatte, die von einem mäßig begabten Spielmann des 13. Jahrhunderts zusammengekleistert wären. Wie er eigentlich recht lieblos war, so weckte dieser seit 1823 in Berlin lehrende Braunschweiger nur bei wenigen, die ihm sehr nahestanden, freundschaftliche Neigung. Den meisten war der semmelblonde Alleswischer und Alleskönner, auf dessen Zügen immer ein spöttischer Ausdruck lag und der ein Geheimrat von

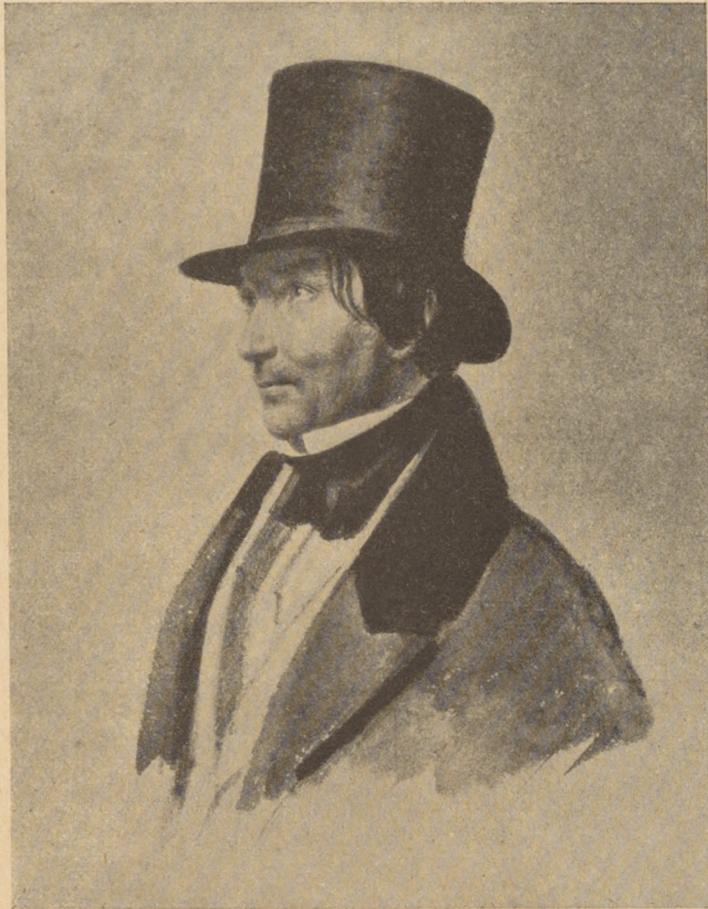
eiskalter Unnahbarkeit wurde, höchst unangenehm. Nur im kleinen Kreise, z. B. in seinen Übungen, entwickelte er, der in seinem auch gegen sich selbst harten Pflichtgefühl das Letzte an Leistungskraft von seinen Studenten verlangte, die attische Feinheit seines Wesens und milderte seine sarkastische Haltung. Der große klassische Philologe der Universität war der aus Karlsruhe stammende und 1811 von Heidelberg nach Berlin berufene August Böckh. Man hatte viel von Friedrich August Wolf erhofft, der auch an der Vorbereitung der Hochschule beteiligt gewesen war. Allein dieser Begründer der Altertumswissenschaft im heutigen Sinn und Umfang war kränklich und von einem unmäßigen Ehrgeiz. Wie er als Gelehrter sich heillos zersplitterte, so fehlte ihm jeder Sinn für die Arbeit als Beamter. Daß man ihn weder zum Staatsrat ernannte noch zum Akademiepräsidenten wählte, erbitterte ihn schwer. Zu den Verdiensten, die er sich dennoch um Berlin erwarb, gehört, daß er Böckh der Universität gewann. Es war in der That ein Gewinn. Durch 56 Jahre hat Böckh in Berlin gelehrt. Er wurde, eine sehr seltene und bisher niemals einem Professor zuteil gewordene Auszeichnung, Ehrenbürger der Stadt. Sechsmal wählten ihn seine Kollegen zum Dekan, fünfmal zum Rektor. Die Reden, die er am Geburtstag des königlichen Stifters der Universität hielt, waren für Berlin ein Ereignis, zu dem man sich drängte. Wenn er die Staatshaushaltung und das Seewesen der Athener erforschte und darstellte, so begab er sich auf Gebiete, die auch den Laien anziehen und zu belehren vermochten. Seine Philologie klebte nicht am Wort, wovon die Wissenschaft ihren Namen trägt, sondern strebte über die geschriebenen überlieferten Urkunden zum wirklichen Leben. Der kräftige, aber nicht hochgewachsene und sich etwas linksch bewegende Mann mit dem großen Kopf, aus dem aufmerksame Augen unter buschigen Brauen blickten, war als Bürger, der wußte, was er von Fürstengunst zu halten hatte, nach dem Herzen des Berliner Biedermeiers. Er hatte als Landsturmhauptmann 1813 seine Pflicht getan und entzog sich ihr auch später nicht, als sie den Politiker aufrief. So geschickt er seine offiziellen Reden hielt und so gewissenhaft die Vorlesungen waren, die selbst Alexander von Humboldt noch als weltberühmter Gast besuchte: erst wer ihn genau kannte, wußte, daß er über die sonst bei Geheimräten nicht allgemein verbreitete Kunst der liebenswürdigen Plauderei verfügte.

In seinen Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte, in denen er zu beweisen glaubte, daß die Weltgeschichte die Weltvernunft in steigendem Maße verwirkliche, lenkte Hegel den Blick auf „ein ungeheures Gemälde von Veränderungen und Thaten, von unendlich mannigfaltigen Gestaltungen von Völkern, Staaten, Individuen, in rasloser Aufeinanderfolge. Alles, was in das Gemüt des Menschen eintreten und ihn interessieren kann, alle Empfindung des Guten, Schönen, Großen wird in Anspruch genommen, allenthalben werden Zwecke gefaßt, betrieben, die wir anerkennen, deren Ausführung wir wünschen; wir hoffen und fürchten für sie“. Auch der Biedermeier, der romantischer Uferlosigkeit und philosophischer Versponnenheit dank dem guten alten Erbe der Aufklärung ferngeblieben war, fühlte den Atem großer Geschichte in solchen

Worten wehen, und die neue Wissenschaft von ihr bemühte sich, die Schau der Ereignisse auf die genaueste Kenntnis der Einzelheiten zu gründen.

Sie erstrebte, von 1819 bis 1859 in Berlin tätig, Friedrich von Raumer, der vielseitig und unermüdlich geschäftig war und dessen sechsbändige Geschichte der Hohenstaufen (1823–1825) noch im Jahre 1878 in fünfter Auflage erscheinen konnte, Zeugnis, mit welchem Beifall die nicht eben tiefe, aber gefällige und die Quellen geschickt nutzende Darstellung im gebildeten Bürgertum gelesen wurde. In Vergleich zu Ranke war Raumer allerdings weniger Forscher als Schriftsteller, und auch als solcher wurde er von seinem jungen Kollegen weit übertroffen. Von diesem stammt das Wort, das seine Darstellung weder richten noch belehren, sondern bloß sagen wolle, wie es eigentlich gewesen ist. Ranke hatte erkannt, daß die Geschichte nach den Bedürfnissen und Vorstellungen jeder Zeit immer wieder umgeschrieben werde, und glaubte, ein treues Bild der Vergangenheit zu erhalten, indem er zur ursprünglichsten erreichbaren Mitteilung vordrang. Seine Hauptwerke, u. a. „Die römischen Päpste im 16. und 17. Jahrhundert“ (1834–1839), die „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation“ (1839–1847), sind in der Biedermeierzeit entstanden, und wenn er diese Zeit dank seinem hohen Alter weit überlebte: mit seinem Leben und Denken wurzelte er in ihr. Er, der aus Thüringen, aus einem seit langer Zeit geschichtlichen Entscheidungen entrückten Kleinstaat stammte, fühlte sich in Preußen, in Berlin dem Geist der Geschichte näher, und dieser Geist ward ihm zum Geist Gottes, den er im Werden und Vergehen der Völker erkannte. Er hatte keine Zeit für Gesellschaften, und wenn ihn ein königlicher Prinz besuchte, so hielt es der Professor nicht für nötig, den Schlafrock mit einem anderen Rock zu vertauschen. Seit 1825 wohnte er in Berlin; Varnhagen war stolz, daß er den Gymnasiallehrer Ranke aus seiner Frohn in Frankfurt a. D. hatte befreien helfen, und ziemlich gekränkt, daß dies sein Verdienst um die Wissenschaft, wie manches andere auch, nicht gebührend anerkannt wurde. Ranke, so schien es, steckte mehr in Archiven, als daß er lebte. Aber dieser fachmännisch bis ins letzte geübte Gelehrte hatte etwas von jener umfassenden Bildung, die das Biedermeier zur kulturellen Einheit macht und deren erhabene Vertreter Goethe und Wilhelm von Humboldt sind. Er konnte sich auch mit seinen Kollegen aus anderen Fakultäten, insbesondere den Naturforschern, angeregt und anregend unterhalten. Eine eiserne Gesundheit, die nicht einmal durch einen Schnupfen beeinträchtigt wurde, befähigte ihn zu größten geistigen Anstrengungen. Seine Erholung war, mit seinem Bruder, der Gymnasialdirektor war, am Sonntagnachmittag griechische und lateinische Klassiker zu lesen, statt die Stunden müßig zu verplandern. Besuch mochte er nicht. Als ein junger Kollege zu ihm kam und fragte, ob er störe, erhielt er die Antwort: „Man stört mich immer. Nehmen Sie Platz.“ In seinen Vorlesungen saßen neben den Studenten viele Offiziere und Beamte. Er sprach, in thüringischer Mundart, die vor Erregung zuckenden Augen nach oben gerichtet, Gesicht und Körper in unruhiger Bewegung, ein wahrhaft Begeisterter, der von seinem Gegenstand hingerissen wird und Mühe hat, ihn zu bändigen.

Friedrich Karl von Savigny
 Zeichnung von Franz Krüger
 Sammlung Handke



Nicht alle Größen der Berliner Universität waren dem durchschnittlich gebildeten Berliner so bekannt wie Schleiermacher und Hegel, wie die Brüder Grimm oder Ranke. Wenn Immanuel Bekker, seit Gründung der Universität in Berlin und selbst ein Sohn der Stadt, die Texte des Platon und des Thukydides reinigte, der Mainzer Franz Bopp auf Grund seiner Sanskritforschungen die Verwandtschaft der indogermanischen Sprachen bewies und der Bibliotheksdirektor Georg Heinrich Pertz seit 1823, zunächst von Hannover, später von Berlin aus, die auf Steins Anregung entstandene Quellsammlung zur deutschen Geschichte betreute, so kamen diese Leistungen fast ausschließlich den Fachgenossen, freilich bis auf den heutigen Tag, zugute. In enger Beziehung mit dem Leben stand, auch als Staatsrat und, seit 1826, als Mitglied der Gesetzrevisionskommission, Friedrich Karl von Savigny aus Frankfurt a. M. Er sah das Recht im Licht der Geschichte. Es stammte nach ihm aus dem innersten Wesen der Nation und entwickelte sich wie jede ihrer Lebensäußerungen als Glied eines höheren Ganzen. Galt seine Forschung auch vorzugsweise dem römischen Recht im Mittelalter wie der Gegenwart: es war ihm nichts Endgültiges oder gar Starres, und sein Kollege, der Pommer Karl Gustav Heymer (seit 1824

Professor in Berlin), bemühte sich um den Sachsenspiegel und andere deutsche Rechtsbücher, die erst unsere Gegenwart als ehrwürdige Quellen eines uns eigenen Rechtsgefühls wiederentdecken mußte. Was diese und andere Gelehrte der Zeit leisteten, stammte aus dem Geiste des Biedermeiers, das im Gefolge von Aufklärung und Romantik und mit beiden Mächten im Bunde erkannt hatte, daß alles Gewordene Achtung verdiente und daß die in der Stille wirkenden Kräfte der Volksseele Sitte und Recht, Dichtung und selbst Religion geschaffen hatten. In solcher Gesinnung lehrte Karl Ritter aus Quedlinburg seit 1820 an der Universität und an der Kriegsschule Geographie. Indem er Herdersche Gedanken aufnahm, untersuchte er, in welcher Weise und in welchem Ausmaß die Völker durch ihre Umwelt beeinflusst werden, und ihm erschien die Erde als der ihnen von Gott zu ihrer Erziehung vorbestimmte Raum. Er war mit Alexander von Humboldt, der seit 1827 in Berlin wohnte, nachdem er seine großen und ertragreichen Reisen nach Südamerika gemacht hatte, der Begründer der modernen Geographie. Humboldt, dem Berlin nach einem langen und anregenden Aufenthalt in Paris sehr klein und biedermeierisch vorkam, hat viel getan, um seine Vaterstadt würdig neben den älteren Vororten wissenschaftlichen Lebens erscheinen zu lassen. Es ist sein Verdienst, daß sich hier im Herbst 1828 die Naturforscher versammelten und daß die Tagung glänzend und fruchtbringend verlief, mochte auch der Zoologe Martin Lichtenstein zu nörgeln haben. Humboldts Eröffnungsrede war ein Meisterstück von Freimütigkeit, Angemessenheit, Gehalt, Kraft, Schönheit und Kürze. Nicht



an seine Kollegen, sondern an die Gebildeten Berlins wendete er sich mit den Vorlesungen, die er im Winter 1827/28 in der Singakademie hielt, und die erfolgreicher waren als die, welche um dieselbe Zeit August Wilhelm von Schlegel über die schönen Künste veranstaltete. Während man sich bei dem altgewordenen und eiteln Romantiker trotz Ausfällen und Witzeleien langweilte, ließ sich der Zuhörer, gespannt und willig, die unermesslichen Räume des Kosmos, des Weltalls, durch die Gewalt des Humboldtschen Geistes erschließen. Humboldt, dessen Beziehungen über die weite Erde reichten, war ein echter Berliner geblieben, vor allem in der Nüchternheit des Beobachtens und des Denkens. Wohl war ihm die Gabe einer

Alexander von Humboldt
Karikatur von Herbert König



Eine Wasserfahrt. Gemälde von Wilhelm Schüze
Im Besitz der Verwaltung der Staatl. Schlösser, Potsdam

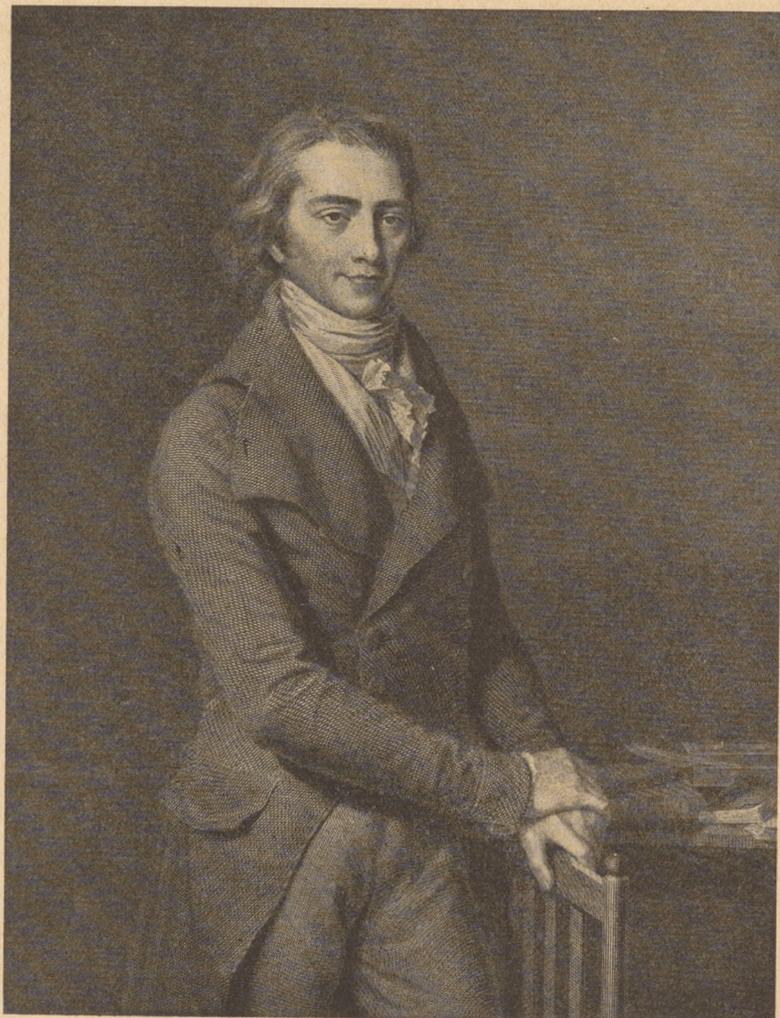


Kreuzstichmuster
aus der
Biedermeierzeit

sich sogar auf die dichterische Höhe erhebenden Darstellung verliehen, aber er schrieb und sprach so, daß ihn jedermann, vom König bis zum Maurermeister, verstehen konnte. Er trug den Kammerherrenschlüssel, und obwohl er manchmal über den Hofdienst stöhnte, machte er ihm doch Spaß. Er war Weltmann genug, um auch auf diesem Posten nicht als langweiliger Professor zu wirken, und gern erzählte er Anekdotchen und machte Wize. Er tat aber auch andres. Reichlich benutzte er seine Stellung so nahe dem König, um für die Wissenschaft und ihre Dienste zu wirken, und wenn ihn die Höflinge und die Professoren belächelten, ihn eitel und aufdringlich schalten: er wußte, was seines Amtes war und daß er als Kammerherr manches leichter durchsetzte denn als Kanzler des Ordens pour le mérite. Gutzkow gibt Humboldts Grundsatz beinahe mit dessen eigenen Worten wieder: „Ich belagere den Souverän, halte seine Freundlichkeit für mich fest, werde nicht wankend auf dem noch so glatten Parkett, tue Kammerherrendienste wie jeder andere ufermärkische Grande, der gerade du jour hat; nur so erreiche ich, was ich für die Wissenschaft brauche! Nur so fragt mich zuweilen die Langeweile: was gibt's Neues, Humboldt? Nur so kann ich sagen: Ei, da ist ein Reisender, der will nach Asien, oder ein Gelehrter, der hat einen Kodex gefunden zum Herausgeben, Künstler möchten ihre Mappen verwerten! Kurz, wer bei den Großen etwas durchsetzen will, muß sie in einem müßigen Augenblick haben und festhalten!“

Der Besuch der Universität hielt sich in mäßigen Grenzen; 2000 Studenten – das war in Biedermeierzeiten eine große Ausnahme; meistens zählte man nur um 1200 herum. Schlecht besucht wurden die medizinischen Vorlesungen; manchmal mußten die chirurgischen ganz ausfallen, weil es an Hörern fehlte. Dabei hatte man seit 1822 einen so hervorragenden Chirurgen wie den Königsberger Johann Friedrich Dieffenbach, den Schöpfer der chirurgischen Plastik, dessen künstliche Nasen weltberühmt waren. Christoph Wilhelm Hufeland aus Langensalza, Leibarzt der königlichen Familie seit den Jahren der Flucht vor Napoleon, war für die Schutzpockenimpfung gewonnen worden und führte sie in Preußen ein. Er lehrte die Kunst, das Leben zu verlängern, und wenn er unter seinem mächtigen Quäkerhut durch die Dorotheenstraße ging, sah er würdig und streng aus. Auch er hatte die Freude des Biedermeiers an der Familie und ihren Festen, am Hause und seiner Gemütlichkeit. Er hatte Geld und gab es am liebsten im Dienst einer schönen und heiteren Gastlichkeit aus. Er hatte Humor und Witz und war in einer geselligen Zeit einer der angenehmsten Gesellschafter. Der beliebteste Arzt im Biedermeierberlin war der Thüringer Ernst Ludwig Heim. Er teilte seines Kollegen Hufeland Ansicht über die Pockenimpfung und sorgte mit ihm für ihre Anwendung. Er galt als glücklicher Diagnostiker und erwarb sich das Vertrauen aller Volksschichten durch seine unermüdliche und sehr oft ganz uneigennütige Hilfsbereitschaft. Dieser Feldmarschall unter den Doktoren, wie ihn Blücher nannte, kam mit fünf Stunden Schlaf aus und war für Spazierenreiten, eine Pfeife Tabak und ein Glas guten Rheinweines. Er mochte geizige Leute nicht ausstehen, und wenn es eine königliche Hoheit war, die für zehn Personen eine Flasche Champagner servieren ließ. Man sagte ihm nach, er röche die

Krankheiten, und erzählte sich mit Vergnügen, wenn er einer eingebildeten Madame geraten hatte, gegen die in der Biedermeierzeit so beliebten Vapeurs zu dem ihr empfohlenen Sauerkohl eine Bratwurst auf den Kopf zu legen. Er war der erste, der die Heilkraft des Arseniks in gewissen Fällen nutzte, und als ihn Hufeland fragte: „Was werden Sie sagen, lieber Kollege, wenn Gott dereinst Rechenschaft von Ihnen fordert wegen dieses verwegenen Spiels mit dem stärksten Gift?“, erwiderte Heim sehr ruhig und selbstbewußt: „Ich werde antworten, Alter, das verstehst du nicht!“ An den Festtagen seines Lebens, wie dem Doktorjubiläum oder der goldenen Hochzeit, nahm die Bevölkerung von ganz Berlin teil. Überall hatte er Freunde, wie er für jedermann Verständnis hatte, selbst für den Kutscher, den er verarztete und der im letzten halben Jahr seines Lebens selten nüchtern gewesen war. Wenn Heim gewußt hätte, daß er seinem Leichnam damit eine Unnehmlichkeit erwiesen, so hätte er ihn gern mit Branntwein waschen lassen. Er konnte aber nicht bloß



Christoph Wilhelm Hufeland
Stich nach einem Gemälde von
Johann Heinrich Tischbein

Ernst Ludwig Heim
Nach einem Stich von W. Debriant



human und witzig, sondern auch sehr grob sein. Als einmal ein Student seine Kunst der Diagnose erproben wollte und sich krank stellte, verweilte Heim nur kurz an dem Bett des falschen Patienten. Er forderte ihn auf, die Zunge herauszustrecken, und verließ ihn mit dem Rat: „So, nun können Sie von Ihrer Zunge einen praktischen Gebrauch machen und mich . . .“

Ein sehr witziger Berliner, der eigentlich auch keiner gewesen ist, war der Philologe Philipp Buttmann aus Frankfurt a. M. Von Hause aus schrieb er sich Boudemont, wurde Mitglied der Akademie und Bibliothekar, hat aber trotz aller Gelehrsamkeit der Universität nicht angehört. Sein angesehenster Schüler war der spätere König Friedrich Wilhelm IV., den er im Lateinischen unterrichtete; sein Hauptwerk war eine griechische Grammatik, die 1792 zuerst erschien und es bis 1869 auf 22 Auflagen brachte. Ohne die Einnahmen aus dieser nützlichen Arbeit wäre es ihm nur sehr kümmerlich gegangen, denn sein Amt trug ihm nicht viel ein. Nebenbei redigierte er an der Haude- und Spenerischen Zeitung und fühlte sich am glücklichsten, wenn er in der Gesellschaft Herodot liebender Freunde die Klassiker las oder in der Gesellschaft der Geseglosen machtvoll herrschte und an ihrem höchsten Feiertage, dem 18. Juni, das Gedächtnis von Belle-Alliance nach ständig geübtem Brauch beging. Er war ein Original und sah in seinem viel zu weiten, lotterigen Anzug nicht wie ein Geistesarbeiter aus. Kein Wunder, daß ihn ein Herr, der am frühen Morgen zum Fenster hinaus sah, für einen Barbier hielt und ihn mit der Frage anrief, ob er ihm die Haare

schneiden wolle? Buttman bejahte und schnitt dem unvorsichtigen Kunden den Kopf rasch ab. Auf die empörte Beschwerde antwortete er mit der Genauigkeit des die Sprache logisch betrachtenden und gebrauchenden Gelehrten: „Sie haben mich nicht gefragt, ob ich Haare schneiden kann, sondern nur, ob ich will. Ich bin der Professor Buttman.“ Als er bald darauf einen Orden erhielt, sollte der Grund dafür der gewesen sein, daß man einen Professor von einem Barbier unterscheiden könnte.

Jünger als er war der Berliner Karl Gottlob Zumpt, dessen 1818 zuerst herausgekommene lateinische Grammatik ganzen Generationen von Humanisten ein hilfreicher Quälgeist gewesen ist. Er war seit 1812 Lehrer am Grauen Kloster und wurde 1827 an die Universität berufen. Von anderen berühmten Schulmännern des Berliner Biedermeiers sei U. Meinecke genannt, Direktor des Joachimsthalschen Gymnasiums. Sein Lesekränzchen „Die Griechheit“ hat viele Jahrzehnte bestanden. Er wußte die Jugend für die Alten zu begeistern, da er selbst ein Begeisterter war. „Es ist wunderschön!“ mit diesen Worten unterbrach er sich oft, hingerissen beim Unterrichte.

Die humanistische Bildung, wie sie das nach den Gedanken Wilhelm von Humboldts erneuerte Gymnasium als Vorstufe für den Besuch der Universität lehrte und pflegte, war für den Biedermeier der einzige Weg zu jeglichem geistigen Beruf. Doch auch auf diesem Gebiet begann die scheinbar so ruhige und klare Zeit mit Versuchen, die die Überlieferung zu stören geeignet waren. Die schon vor den Freiheitskriegen gegründete Plamannsche Erziehungsanstalt, an der Zahn lehrte und die Bismarck vom sechsten bis zum zwölften Lebensjahr ohne Vergnügen besuchte, stellte neben die klassische die deutsche Bildung und bemühte sich um körperliche Schulung ihrer Zöglinge. Im Geiste Fichtes und Pestalozzis arbeitete die Gauerische Anstalt (seit 1817). Sie legte außer auf wissenschaftliche und turnerische Ausbildung großen Wert auf Zeichnen und auf Musik. Zelter unterrichtete an ihr und war sehr angetan; er haßte die Popsmagister, verstand die Jugend und redete ihr zu: „Lernt und folgt mit Liebe, wie wir euch mit Liebe lehren und leiten. Das ist ebenso appetitlich wie lastenleicht.“ Als das Turnen wieder (1840) erlaubt wurde, rief Zahns Schüler Philipp Feddern die Jugend in die Hasenheide, und daß sie schwimmen lernte, dafür sorgte mit Begeisterung der ein abenteuerliches Leben mit gemeinnütziger Fürsorge krönende General Ernst von Psüel. Eine neue Zeit brach heran, die nicht mehr in der Grammatik und in Antiquitäten selig werden konnte und wollte. Die Handwerker strebten nach einer ihrem Beruf angemessenen Bildung. Eine Gewerbeschule wurde 1824 als erste ihrer Art gegründet; ihr Direktor wurde Karl Friedrich von Klöden, der Geograph und Historiker, aber auch Goldschmied und Kartenstecher war und als Geistlicher wirken konnte.

War das religiöse Leben im Berliner Biedermeier bewegt, das wissenschaftliche glänzend gewesen: das literarische steht im Ruf betriebamer Mittelmäßigkeit. Zu Beginn des Jahrhunderts hatte auch in Berlin die Romantik Fuß zu fassen gesucht. Achim von Arnim gründete 1811 die christlich-deutsche Tischgesellschaft, die keine Juden, keine Franzosen und keine

Clemens Brentano
Radierung von Ludwig Grimm



Philister duldete. In diesem Kreise las Clemens Brentano seine Abhandlung vom Philister vor. Man kämpfte gegen die selbstzufriedene Aufklärung, die in der Stadt Nicolais noch immer ihren Sitz hatte. Cavigny, Zelter, auch Heinrich von Kleist verkehrten in der Gesellschaft, in der es recht arnimsch zuging. Brentano, der in Berlin seine mystisch-tieffinnigen Romanzen vom Rosenkranz schrieb, kam nach längerem Aufenthalt in Böhmen und in Wien erneut nach Berlin und erlebte hier unter dem Einfluß der märkischen Pastorentochter Luise Hensel, die selbst 1818 katholisch wurde und deren Abendgebet „Müde bin ich, geh zur Ruh“ noch heute unsere Kinder sprechen, die schicksalsvolle Wendung zum Glauben seiner Kindheit. Brentano hat sie geliebt, ohne Gegenliebe zu finden. Arnim, der 1811 Brentanos Schwester Bettina geheiratet hatte, kam von seinem Gut Wiepersdorff häufig nach Berlin; er und noch mehr seine Frau vermiften auf dem Lande doch mancherlei Anregungen, die ihnen die Stadt spenden konnte. Seine besten Freunde waren, nachdem Brentano andere und dem protestantischen märkischen Edelmann fremde Wege eingeschlagen hatte, die Brüder Grimm. Was er schuf, fand nur bei wenigen Widerhall. Bitter merkte er, daß die Welt ihn vergaß. Auch er litt unter der Zeit, deren müdes Antlitz er nicht zu wandeln vermochte, und tröstete sich, er wäre gewiß auch ein Esel geworden wie die einflußreichen Männer, wenn man ihn in ein bedeutendes Amt berufen hätte. Ludwig Tieck war ein Berliner, Sohn eines Seilermeisters, aufgewachsen in der Enge einer philiströs gewordenen Aufklärung. Er wurde der erste Dichter, der die große Stadt mit den

Augen des Poeten ansah. Unter dem Einfluß der Brüder Schlegel in Jena und namentlich seines Landsmannes Wilhelm Heinrich Wackenroder war er zum Romantiker geworden. Seit 1819 lebte er in Dresden, Hofrat und Dramaturg, schrieb seine bewundernswert mannigfaltigen Novellen und Märchen, versenkte sich in seine dem englischen Drama und der mittelalterlichen deutschen Literatur gewidmeten Studien, wurde durch seine meisterhaften Vorlesungsabende fast noch berühmter denn als Dichter und betreute die von seiner Tochter Dorothea und dem Grafen Baudissin vervollständigte Schlegelsche Übersetzung Shakespeares. Als ihn Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berief und er 1842 für dauernd in seine Heimatstadt zurückkehrte, war die Zeit über ihn hinweggegangen. Er hatte mit dem Biedermeier kein Glück. Man sah in dem altgewordenen Romantiker nur einen Reaktionär. Von den jüngeren Vertretern der Romantik galt als ihr letzter Ritter Joseph Freiherr von Eichendorff, seit 1831 als Ministerialrat in der Abteilung für katholisches Kirchen- und Schulwesen in Berlin, bis er 1844 verärgert den Dienst quittierte und in seine schlesische Heimat zurückkehrte. Auch er hatte wie Brentano „Krieg den Philistern“ erklärt, aber was ungleich genialeren romantischen Geistern nicht gelungen war,



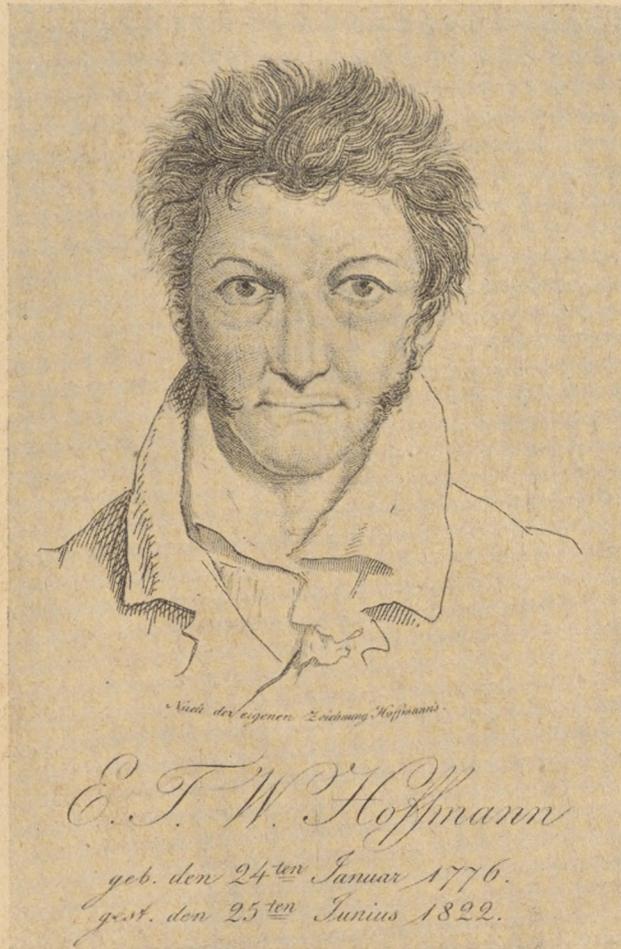
Bettina von Arnim
geb. Brentano
Radierung von J. Cassel

Ernst Theodor Amadeus Hoffmann
 Nach einem Selbstbildnis
 des Künstlers

glückte ihm: Er hat sich mit seinen Liedern in die Herzen des Volkes gesungen, unzähligen, die der Natur entfremdet wurden, die Sehnsucht nach dem deutschen Walde und damit ein beseligendes Glück geschenkt. In Berlin schrieb er außer Novellen und dem in neuerer Zeit auf die Bühne gebrachten Lustspiel „Die Freier“ die große Erzählung „Dichter und ihre Gefellen“ und sammelte (1837) seine Gedichte. Neben dem letzten Ritter der Romantik findet ihr Don Quixote seinen Platz: Friedrich Baron de la Motte-Fouqué. Der märkische Edelmann französischer Abkunft wurde viel gelesen. Wir kennen höchstens noch seine „Undine“, das Märchen von der Nixe, das die Grundlage für die beiden romantischen Opern von E. T. A. Hoffmann und Albert

Vorzing abgab. Fouqué war ein Meister in der Freundschaft. Er hat Kleist in seinen Nöten beigegeben und Chamisso's „Schlemihl“ zum Druck befördert. Eine seiner drei Gattinnen, Karoline, war gleich ihm unermüdetlich tätig, indem sie Romane, Märchen, Gedichte schrieb. An Fouqués Schaffen ist festzustellen, wie die Romantik, die sich eigentlich an erlesene Geister wandte, die Spießer verachtete und aus der Masse nur wenige Berufene zu sich emporzuziehen trachtete, ins Bürgerliche sich wandte und Biedermeier wurde. Seine Zauber-, Ritter- und Heldengeschichten waren, selbst wenn sie aus der nordischen Welt stammten, mit so süßlichen, ja niedlichen Zügen ausgestattet, daß sie dem verehrten Leser und insbesondere der geneigten Leserin leicht eingingen. Leider mußte Fouqué erleben, daß sich der Geschmack des Biedermeiers vom Romantischen weg zum Realismus entwickelte. Der fleißige Mann, der so schnell schrieb, wie nur die Feder laufen konnte, und selten strich oder änderte, was er zu Papier gebracht hatte, starb in Armut und Vergessenheit. Auch die Gnade Friedrich Wilhelms IV. konnte ihm nicht helfen.

Dauerhaften Ruhms konnte sich Ernst Theodor Amadeus Hoffmann erfreuen. Nach unruhigen



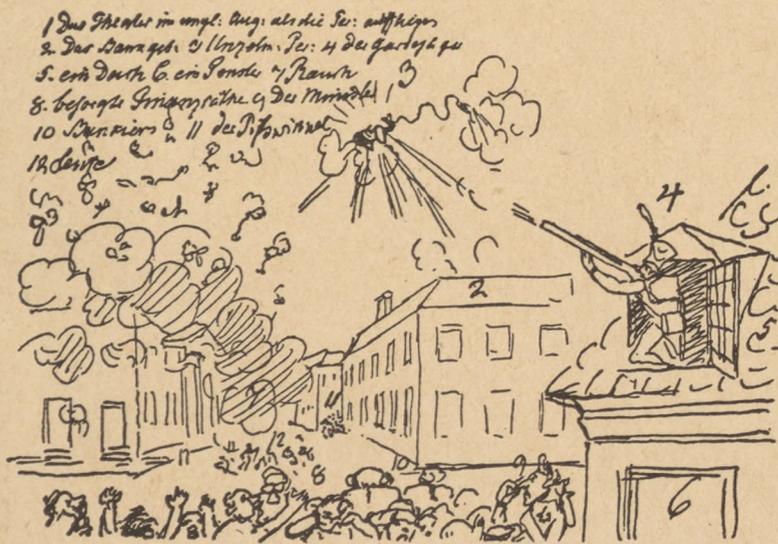
Jahren, die den durch den Zusammenbruch Preußens seines Amtes verlustig gegangenen nach Bamberg als Theaterkapellmeister geführt hatten, lebte er seit 1816 als Kammergerichtsrat in Berlin, wunderbarlich wie seine Phantasiestücke, ein kleiner Mann mit dunkeln, stechenden Augen und einem unheimlich wechselnden Mienenspiel. Gleich ausgezeichnet wie als Poet und Musiker war er auch als Beamter, steifnackig gegen oben, als es galt, das Recht vor der Politik zu schützen, völlig unbeamtenschaft, wenn er mit dem Schauspieler Ludwig Devrient und andern Genossen in der Weinstube von Lutter und Wegner zechte, die Philister verjagte, indem er ihnen ein Grauen einflößte und mit ihnen sich selber zum besten hielt. Er wohnte am Gendarmenmarkt gegenüber dem Schauspielhause und sah von seinem Gassenfenster dem Berlin des Biedermeiers zu. Es war nicht so harmlos, wie es den Anschein hatte, denn es bevölkerte sich ihm mit den seltsamsten Gestalten. Er schildert einen schönen Spätherbstsonntag in Berlin. Elegants, Bürger mit der Hausfrau und den lieben Kleinen in Sonntagskleidern, Geistliche, Jüdinnen, Referendare, Freudenmädchen, Professoren, Putzmacherinnen, Tänzer, Offiziere ziehen durch die Linden nach dem Tiergarten. Bei Klaus und Weber dampft der Mohrrübenkaffee, die Elegants zünden ihre Zigaros an, man plaudert über Politik und Theater, den geschlossenen Handelsstaat und böse Groschen, und aus diesem Bild der Wirklichkeit steigt die Erscheinung des Ritters Gluck. Oder er erlebt seltsame und tolle Abenteuer in der Silvesternacht und versucht, bevor ihm der Mann begegnet, der sein Spiegelbild verkauft hat, sich bei gutem englischem Bier und einer tüchtigen Pfeife guten Tabaks vergebens in einen sublimen Philistrismus zu retten, vor dem selbst der Teufel Respekt hat. Und er kannte nicht nur die Stadt, in der er viele Menschen und Geschichten seiner Dichtung ansiedelte, sondern auch die Berliner und fand, daß ihnen die unruhvollen Zeiten gut bekommen waren. Der Biedermeier hatte viel erlebt und gesehen. Ihn konnte so leicht nichts außer Fassung bringen, und mochte er nicht besser geworden sein: er hatte an Gewandtheit des Auftretens auch in den einfachen Schichten gewonnen.

Hoffmanns Gestalt war den Berlinern zu einer Erzählung geworden. Er gehörte zu den wenigen Dichtern, die nicht nur literarischen Kreisen bekannt waren. Man las ihn viel und honorierte

In der Nacht vom 29^{ten} bis zum 30^{ten} November
d. J. entsahst, um zu einem bessern Dasein
zu erwachen, mein theurer geliebter Jüngerling
der Kaiser Murr im vierten Jahre seines hül-
fungs-vollendeten Lebens. Wer den Verewigerten Jüngling
kannte, verahnte wandeln sah auf der Bahn der
Jugend und des Rechts, mußte meinen Schmerz
und ehrt ihn durch Schweigen.
Berlin d. 1^{ten} Decbr. 1821. Hoffmann

Anzeige Hoffmanns
vom Tode des Kaisers Murr
Zeichnungen aus E. L. A. Hoffmanns
Briefwechsel
Gesammelt von Hans von Müller
Verlag von Gebr. Paetel, Berlin

ihn gut; für eine mittellange Geschichte, wie er sie in den Almanachen der Biedermeierjahre veröffentlichte, bekam er z. B. 350 Taler. Zu einem Berliner Original entwickelte sich Hoffmanns Freund, der französische Emigrant Adelbert von Chamisso. Er hatte Naturwissenschaften studiert, eine Weltumseglung mitgemacht und mit seinem „Schlemihl“ eine der merkwürdigsten Erzählungen der Romantik geschrieben. Seit 1819 war er Kustos am Botanischen Garten in Berlin. Die Gedichte, die ihn selbst von dem lange genährten Zweifel an seiner Begabung befreiten, entstanden in der Mehrzahl erst nach 1827. Lockenumwallt und von jedermann gekannt, wanderte er zu seinem sechsstündigen Dienst im Botanischen Garten, ein glücklicher Biedermeier, der insbesondere der Weiblichkeit mit seinen Gedichten „Frauenliebe und -leben“ aus dem Herzen sang. Eine spätere Zeit hat die hier waltenden Gefühle nicht mehr wahrhaben wollen; aber der Poet, der die reine Minne so inbrünstig verherrlichte, hatte auch Humor und war einer der wenigen, die auch das Schicksal der Armen für einen der poetischen Behandlung und Verklärung würdigen Gegenstand ansahen. Er hat den Pöpel verspottet, der dem Philister trotz allem Drehen und Wenden hinten hängt, und der alten Waschfrau mit rührenden Versen gedacht. Kindersprachenkund läßt er die Kleinen rufen, wie er sie auf seinem Weg von der Friedrichsstraße nach Schöneberg hörte: „Mutter, Mutter! unsre Schwalben – sieh doch selber, Mutter, sieh! Junge haben sie bekommen, und die Alten füttern sie.“ An Berlin hat Chamisso, der seiner Lebtag französisch rechnete, jedoch deutsch dichtete, seine liebe Heimat gefunden, der er aus frommem Herzen für das in bescheidenem, kleinem Raum erwachte heitre, reiche Leben dankt, und die Stadt hat der Lauterkeit seines Lebens und Dichtens mit Liebe und Verehrung geantwortet. Er war das Haupt der



Die Gefährdung des Seehandels durch die Perücke Unzelmanns beim Brande des Schauspielhauses am 29. Juli 1817 und die Rettung des Staatskredits durch einen Gardejäger
Zeichnung von E. A. Hoffmann

1824 gegründeten Mittwochsgesellschaft, die für die Kenntnis von Goethes Wesen und Wirken in Berlin viel geleistet hat, zusammen mit dem „Gesellschafter“, den der Schriftsteller und Holzschneider Friedrich Wilhelm Gubitz, und der Neuen literarischen Monatschrift, die der Literat Friedrich Förster herausgaben und die die Werbearbeit des Goethes Schriften wie Traktätchen verteilenden Zelter unterstützten; denn man irrte, wollte man glauben, daß einzig oder vorzugsweise die jüdische Intelligenz in Berlin zuzeiten des Biedermeiers das rechte Verständnis für den Genius namentlich auch des alten Goethe aufgebracht hätte. In dieser Gesellschaft, in der Chamisso mit Fouqué und Eichendorff zusammentraf, verkehrte auch ein anderer adliger Poet, Franz Freiherr von Gaudy, eine leichte Begabung, die überall mit Geschick lernte, mit Chamisso Béranger übersetzte und nach Eichendorffs „Laugenichts“ das „Tagebuch eines wandernden Schneidergesellen“ schrieb. Er stammte aus Frankfurt a. D. und hatte als Leutnant schuldenhalber den Abschied nehmen müssen. Am bekanntesten machten ihn seine Napoleon huldigenden „Kaiserlieder“. Der Biedermeier, der noch vor zwanzig Jahren unter dem Druck des Tyrannen geseufzt hatte, flüchtete sich jetzt in die Erinnerung an weltgeschichtliche Größe, die die Gegenwart ihm versagte. Manchem freilich schien es würdiger, das Gedächtnis preußischer Helden zu erneuern, wie es der auf dem Gebiet der Kunstgeschichte bahnbrechende Franz Kugler tat, als er die von Menzel illustrierte „Geschichte Friedrichs des Großen“ schrieb (1840–1842). Er war ein Dichter, der das Lied „An der Saale hellem Strande“ sang, und in seinem bescheidenen Heim in der Friedrichsstraße verkehrten die erlesenen Geister auch der literarischen Jugend: Geibel, Fontane und die eigentwilligen Schweizer Jacob Burckhardt und Gottfried Keller. Der aus Pommern stammende Kunstdezernent im Kultusministerium und Professor an der Universität, Kugler, fand echte Berliner Töne, wenn er das Klage lied eines Privatdozenten anstimmte, der die Vöglein im Walde beneidet, weil sie ihr Nixum an Würmern



und Mücken haben. Er hat auch mit seinen jungen Freunden dem Berliner Sonntagsverein „Der Tunnel über der Spree“ angehört, einer Vereinigung, die jahrzehntelang, seit 1827, bestanden hat und im Biedermeier ihre Kinder- und Fliegeljahre erlebte. Ihr Stifter war der ungarische Jude Saphir gewesen, von dem ein Witzwort sagte, er wäre ein Edelstein, den nur die Polizei

Schlemihls Nordpolfahrt
Zeichnung von E. A. Hoffmann

Selbstbildnis G. L. A. Hoffmanns
Aus einem Briefe an den Schauspieler Keller

recht fassen könnte, und der sich nach Fontanes Meinung in den Mitgliedern der Gesellschaft eine Art literarischer Leibwache schaffen wollte. Die Mittwochs-gesellschaft hatte den unangenehmen Burschen, der sich merkwürdig lange der Gunst Friedrich Wilhelms III. erfreute, ebenso abgelehnt wie die Ludlamshöhle in Wien, deren Bränchen er das Zeremoniell des Tunnels entlehnte. Der Name zielte scherzhaft auf den damals in Bau begriffenen Tunnel unter der Themse, dessen Erbauer, Brunel, zum Ehrenmitglied ernannt wurde und sich ebenso formell wie ahnungslos dafür bedankte. Der Vorsitzende hieß angebetetes Haupt, sein Stellvertreter nach Spontinis Zauberoper Alcidor, der Sekretär erhielt die Bezeichnung Gesellschafter, was Gfüllschawffter geschrieben wurde, indem man die Anfangsbuchstaben der ursprünglichen Mitgliedernamen zusammenstellte. Das Siegel zeigte eine Gule, die einen Spiegel und einen Stiefelknecht hielt. Dieser lief in einen Schafskopf und in ein Ziegenohr aus, was unendliche Wehmut und ungeheure Ironie bedeuten sollte. Schutzpatron war Till Eulenspiegel. Die Mitglieder hießen Klassiker oder Makulaturen, je nachdem sie nur kritisierten oder dichteten. Bei den Sitzungen wurden neue Schöpfungen der Mitglieder vorgelesen und beurteilt, wobei es sich als nützlich erwies, daß jeder einen Tunnelnamen trug und Oedipus z. B. sich gefallen ließ, was der Königliche Premierleutnant Freiherr von Falkenstein übel vermerkt haben würde. Schon 1829 schied Saphir aus, und das war ein Glück für den Verein, der in den ersten Jahren hauptsächlich Dilettanten einen Unterschlupf mit Kritik gewährte, und zwar im Sinne des Biedermeiers, das künstlerischen Liebhabereien aller Art geneigt gewesen. Große Verdienste um seine Entwicklung hat sich der Schauspieler Louis Schneider erworben, der Vorleser Friedrich Wilhelms IV. und Wilhelm I., ein Berliner, der auch für die Geschichte seiner Vaterstadt viel geleistet hat und 1866 sowie 1870/71 die amtlichen Kriegsberichte aus dem Hauptquartier verfaßte. Noch in den vierziger und fünfziger Jahren überragten die Assessoren, Professoren, Doktoren und Offiziere die Dichter, Berufsschriftsteller und Künstler bei weitem, unter diesen freilich Unsterbliche, wie Strachwitz und Fontane. Bis um 1840 war ein Poet wie Heinrich von Mühlner, der später Kultusminister wurde und allzuoft und böseartig an sein trunkenes Tunnellied „Grad' aus dem Wirtshaus“ sich erinnern lassen mußte, bereits eine bedeutende Erscheinung. Mühlner hat nicht bloß burschikos gedichtet, sondern auch Episches geschrieben; aber gegen die eiserner Wucht des Grafen Moritz Strachwitz oder gegen Christian Friedrich Scherenberg mit seinen oft allzu pathetischen Schlachtenschilderungen kam sein lebenswürdiges Talent nicht an.



Als Claudius gehörte dem Tunnel Fontanes Freund Georg Hefekiel an, der in Halle geboren war und aus einer böhmischen Emigrantenfamilie stammte. Seine altpreussischen konservativen und protestantischen Romane fallen erst in die politische Kampfzeit nach 1848, als er Redakteur der damals gegründeten Kreuzzeitung war, doch offenbarte er sein Herz in den 1845 erschienenen „Gedichten eines Royalisten“. Er hatte die echt berlinische Gabe der Selbstironie, wenn er in einer Streitfrage, die das Konversationslexikon entscheiden sollte, lachend sagte: „Wer selber so viele hundert Artikel dafür geschrieben hat wie ich, den müssen Sie mit dem Konversationslexikon nicht widerlegen wollen.“ Ein wohlbeleibter Mann, der den Wein so liebte wie eine gute Anekdote und der das Geld nicht halten konnte, bis er tief in Schulden steckte und mit eiserner Entschlossenheit daranging, seine Verhältnisse durch eine ungeheure und mehr stofflich als künstlerisch anziehende Schreiberei zu ordnen, kam er im Tunnel nur langsam zur Anerkennung. Die hier versammelten Biedermeier wollten sich durch politische Erörterungen in ihren poetischen Liebhabereien nicht stören lassen, und die vielen Beamten und Offiziere, die Klassiker und erst recht die Makulaturen waren bei weitem nicht so reaktionär wie Hefekiel, der lange nicht so starr war, wie er sich gab, und in kleinem Kreise seine Großzügigkeit nicht nur im Bezahlen der Zeche zeigte. Sein literarisches Vorbild war Walter Scott, dem glücklicher ein größerer Erzähler der Berliner Biedermeierzeit nachempfand: der Breslauer Willibald Alexis, der eigentlich Häring hieß. Er lebte von Jugend auf in Berlin, war Soldat im Feldzug 1815 und entwickelte seit 1820 eine sehr vielfältige literarische Tätigkeit. Im Roman sah er den Erben des Epos und beschloß, die brandenburgisch-preussische Vergangenheit als die ihm und seinen Zeitgenossen am nächsten liegende lebendig zu machen. Nachdem er die Geschicklichkeit seiner Feder in einem Roman erprobt hatte („Walladmor“), den er als eine Übersetzung eines Werkes von Scott erscheinen ließ (1827), schrieb er den „Sabanis“, weise zögernd und von allen romantischen Einflüssen befreit. Dieser 1832 herausgekommene Roman, der in der Zeit Friedrichs des Großen spielt und den dank Karl Loewes Komposition zum namenlosen Volkslied gewordenen „Fridericus Rex“ enthält, schuf den auf realistischen Grundlage ruhenden deutschen Geschichtsroman. Da es etwas Neues war, was hier geboten wurde, war der Beifall nur gering. Trotzdem fand Alexis die Kraft, seinen Weg weiterzugehen, und seit 1840 erschienen die nun begeistert aufgenommenen Romane aus der brandenburgischen Geschichte, unter ihnen (1846–1848) die unvergänglichen und bis in unsere Tage immer wieder neu gedruckten „Hosen des Herrn von Bredow“, die ihrem Verfasser viel Sorge machten, denn ein großer Teil der Handschrift wurde am 15. April 1846 durch einen Brand der Sittenfeldschen Druckerei in Berlin vernichtet, und der unglückliche Verfasser mußte das schwierigste und am besten gelungene Stück neu schreiben. Er ging den warmen Pulschlägen, die das Leben eines Volkes machen, nicht den Staatsaktionen nach, gleich dem Bergmann, bis in die verborgenen Tiefen des Glaubens, der Sitte, der Art und war nicht nur in dieser die Vergangenheit erforschenden und ihre Schätze hegenden Gesinnung ein

Theodor Fontane
Zeitgenössische Photographie
Sammlung Handke



Biedermeier, sondern auch insofern, als er den Blick und die Liebe für die Schönheit der märkischen Heimat hatte. Aber er war nicht bloß Poet und Literat, sowenig wie der Biedermeier bloß ein idyllisches Leben führte. Er spekulierte in Grundstücken, war Besitzer eines Lesekabinetts, einer Sortiments- und Verlagsbuchhandlung und haute in den zwanziger Jahren als einer der ersten eine Villa in Heringsdorf, ohne damit ausgesprochen der Gründer des Seebades zu werden, das sich später zu einer Art Vorort von Berlin entwickelte. Seine erschütterte Gesundheit zwang ihn, sich aus dem literarischen Leben zurückzuziehen. Er ging nach Arnstadt in Thüringen, wo sein langes Siechtum begann und er im Wahnsinn endete. Alexis war ein Vetter Ludwig Kellstabs, der viele Jahre das musikkritische Amt an der Vossischen Zeitung verwaltete und 1834 in dem Roman „1812“ ein anschauliches, allerdings etwas weichmütiges Bild des russischen Winterfeldzuges entrollte. Neben ihm stand seit der Mitte der vierziger Jahre auf der kritischen Tribüne der das Schauspielwesen in der Openerischen Zeitung oft allzu geistvoll und akademisch betrachtende Heinrich Theodor Rötcher und der an beiden Zeitungen mit gesundem Menschenverstand kritisch wirkende Herausgeber des „Gesellschafters“, Friedrich Wilhelm Gubitz, der aus Leipzig stammte, noch Freund Friedrich Nicolais gewesen war und als ein echter Biedermeier verstand, als Schriftsteller wie als Schriftleiter alle romantischen Verstiegenheiten zu meiden und zum Herzen wie zum Verstand des schlichten Bürgers zu sprechen. Diesen volkstümlichen Ton fand auch August Kopisch aus Breslau, der lange in Italien lebte und die Blaue Grotte auf Capri wiederentdeckte. Von seinen Gedichten sind die Oden, die er seinem Freunde, dem Grafen Platen, nachsang, lange vergessen. Um so lebendiger sind die Heizelmännchen in Köln geblieben oder „Als Noah aus dem Kasten kam“. Mit so heiteren Einfällen folgte er glücklich Chamisso's Humor. Er wurde Geschichtschreiber der Schlösser und Gärten in und um Potsdam, hat als Poet die Gemmen in der Mark geschildert, wie sie Blechen gemalt hat, und wetteiferte glücklich mit Fontanes preussischen Balladen, wenn er in rumpelnden Versen den Streit erzählt, den der Alte Fritz mit seinem groben Kutscher Pfund anzufechten

hatte. Theodor Fontane selbst stand während des Vormärz in seinen Anfängen und entschloß sich erst mit dreißig Jahren, den Apothekerberuf aufzugeben und den an Entbehrungen und Enttäuschungen reichen Weg des Schriftstellers einzuschlagen. Er hatte in Berlin einem Lenau- und einem Platenverein, in Leipzig einem Herweghklub angehört, wie das literarisch angeregte junge Leute in der Biedermeierzeit zu tun pflegten. Ernster und verführerischer trat seine Berufung vor ihn, als er 1844 Mitglied des Tunnels wurde, der damals bereits aus einem Dilettanten- ein Dichterverein zu werden begonnen hatte. Als er mit seinem „Alten Derfflinger“ erschien, war er „für die Zukunft etabliert“. Heinrich von Mühlner wurde ihm von Stund an zugetan. Verwandte Gedichte folgten; das vom alten Zieten fand auch im Publikum starken Beifall (1846). Jedoch honorieren oder kaufen war etwas ganz anderes als applaudieren, und er mußte lange warten, bis die Berliner mehr in ihm sahen als einen mäßig erfolgreichen Journalisten. Als alter Mann ließ sich Friedrich Rückert aus der fränkischen Heimat nach Berlin verpflanzen. Der Versuch mißglückte wie mancher andere, den Friedrich Wilhelm IV. anstellte. Als Professor für orientalische Sprachen vertrat er auf der Universität ein Gebiet, das nur wenige zu studieren wünschten, und auch diese wenigen vermochte er nicht zu fesseln. Mit der Stadt war er so unzufrieden wie mit seinem Amt. Er wohnte am Schiffbauerdamm, mit dem Blick auf die Spree und fühlte sich, fern von den Seinen, die er in Franken gelassen hatte, in der staubigen Residenz mit ihrem tosenden Gassengeschrei sehr unbehaglich. Er war, weit umfassender als

Chamisso, ein echter Hausdichter, der mit dem zärtlichen Herzen des Biedermeiers und mit einer bewundernswerten Gewandtheit alles besang, was an Glück und Leid daheim geschieht, wobei er mit den kleinen Freuden besser als mit den großen Schmerzen fertig wurde. 1848 kehrte er auf sein Gut Neuseß bei Koburg zurück. Berlin hatte ihm nichts zu geben vermocht. Dieser hat die Stadt auf Christian Dietrich Grabbe gewirkt, der 1822 als Student in der Friedrichsstraße wohnte und sich in dieser Gegend sehr vornehm erschien. Der Westfale sah die Berliner, nachdem er die Hochachtung vor ihrem großstädtischen Schliff verloren hatte, mit scharfen Augen an, und als er seinen „Napoleon“ schrieb, ließ er auch einen schnoddrigen Berliner Jungen auftreten, der mir



Illustration aus einer Schulfibel

und mich verwechselt, aber stolz auf seine Bildung von den Brüdern Schlegel, von Alexander dem Großen, von Iffland redet, kein Held, kaum ein Soldat, aber ein hervorragender Schwadronneur. In der Behrenstraße, in dem von zwei schwarzen Riesen flankierten Kasino, hielt Grabbe mit einer Schar junger Freunde seine Kneipen ab. Man baute sich ein Marionettentheater für Parodien und Komödien, man schwelgte in Scherz, Satire, Ironie und tieferer Bedeutung, und es war sicher nicht ein einmaliges Pech, wenn Grabbe einem literarischen Bekannten, der ihn im Eifer des Gesprächs mit nach Hause nahm und mit ihm aß, gestehen mußte, daß es seit drei Tagen die erste Mahlzeit gewesen sei. Solche Leute, die als Hauptkennzeichen des Genies Hunger hatten, paßten nicht in die Welt des Berliner Biedermeiers, und es ist selbstverständlich, daß ein Kritiker wie der vortreffliche Subiz mit Grabbe nicht fertig wurde. Er war nicht so unempfindlich, die Bedeutung des jungen Dichters zu verkennen; aber er sah sich in seinen Hoffnungen enttäuscht. Er meinte, Grabbe werde leicht fertig mit großen Stoffen oder behandle große Stoffe leichtfertig, und er fühlte sich als ordentlicher Bürger und Biedermeier von dem trunkenen Poeten entsetzlich abgestoßen. Wenn solche Leute zugrunde gingen, so war das traurig, jedoch eigentlich geschah ihnen recht.

Die Erfolgreichen im Biedermeierberlin waren ganz andere Leute. Sie schrieben für die Almanache, Taschenbücher und Sammlungen, die „Angenehme Familiengeschichten“ versprachen, die „Holsharfe“ schlugen, „Efeuranken“ zogen, sich am „Sinngrün“ freuten, „Aprillanzen“ und „Schneeglöckchen“ von der warmen Stube aus, am spionbewehrten Fenster sitzend, genossen und sich einbildeten, „Zauberblöckchen“ zu vernehmen, wenn ihnen die scheppernde Glocke eines literarischen Ausrufers in den Ohren klang. Hermann Marggraf aus Züllichau, der 1839 „Deutschlands jüngste Literatur- und Kulturepoche“ behandelte, zürnte über die biedermeierlichen Taschenbuchmacher: „Die bare, nackte und frevelhafte Mittelmäßigkeit hatte mit ihrem Fett- und Wasserbauche auf dem Lotterbett der schönen Literatur und den Dielen der Bühne Platz genommen.“ Aber der Zorn hatte keinen Erfolg. Herr und Frau Biedermeier lasen begeistert die Romane des Braunschweigers August Lafontaine der als preußischer Feldprediger die Campagne in Frankreich (1792) mitgemacht hatte. Aber auch die Jugend las ihn noch. Die sechzehnjährige Lilli Parthey findet seinen „Reinhold von Welfenstein“ ziemlich hübsch; zwar meint sie, man lese sich solches Zeug doch bald über, aber dafür war sie auch ein besonders gescheites und geschmackvolles Mädchen. Die meisten urteilten ganz anders und verschlangen die gefühlseligen Familienromane, deren er mindestens 150 geschrieben hat und für deren Verbreitung er Pseudonyme zu Hilfe nehmen mußte, um mit seiner Fruchtbarkeit selbst unkundigen Lesern nicht verdächtig zu erscheinen. Tief aus dem 18. Jahrhundert stammte Ernst Langbein, aus dem königlich sächsischen Radeberg, der noch als Student an Bürgers Musenalmanach mitgearbeitet hatte, mit seinen Schwänken und Geschichten von Wieland herkam und mit gelegentlichen Zweideutigkeiten und Schlüpfrigkeiten eine aufmerksame Leserschaft fand. Er

wurde 1820 zum Zensor der belletristischen Schriften bestellt und hat dies Amt weitherziger, als seine Auftragsgeber im Sinne hatten, verwaltet. Wir wissen nichts mehr von den Helden seiner humoristischen Erzählungen Schmolke und Bakel, aber als ein echter Biedermeier hat er sich mit ein paar Versen ins Herz des Volkes gesungen: „Ich und mein Fläschchen sind immer beisammen“ und „Als der Großvater die Großmutter nahm“. Wobei zu bemerken ist, daß der Bürger der, wie uns scheinen will, gemütvollsten und gemütlichsten Zeit sich durchaus nicht in ihr wohlgeföhlt hat, sondern die der Großeltern beschwor, sowie es auch unter uns wieder viele tun, die noch immer etwas biedermeierlich angehaucht sind, und in der Vergangenheit finden, was einer vor andre Aufgaben gestellten Gegenwart fehlen muß und darf.

Ein Sachse ist auch Karl Heun gewesen, der als Heinrich Claren alle Gedankenlosen mit seinen verschämt-lüsterne Erzählungen beglückte. Wie Langbein, hatte ihn der preußische Staat mit Vertrauensämtern ausgezeichnet; so redigierte er 1814 die Preußische Feldzeitung, leitete 1820–1823 die Preußische Staatszeitung und erhielt sie geschickt in ihrer offiziellen Langenweile. Seit 1824 war er im Generalpostamt angestellt. Daß man seine Unkunst verspottete – Wilhelm Hauff war mit seinem „Mann im Mond“ nicht der einzige, der sich wider sie wandte –, hat ihn nicht wesentlich gestört. Man wußte in Berlin, was man an ihm hatte, auch politisch; denn er hatte in einem Gedicht das Wort geprägt: „Der König rief, und alle, alle kamen“, ein Wort, das dem Ordnungsgefühl des Biedermeiers entsprach. Denn daß sich das Volk gegen den Zwingherrn erhoben haben sollte, konnte nur gefährliche Folgerungen nahelegen. – Auf einer künstlerisch höheren Stufe standen die Gesellschafts- und Familienromane der vielgelesenen Berlinerin Henriette von Paalzow. Sie war die Schwester des Malers Wach und von ihrem Manne, einem Major, geschieden. Die Trennung ihrer Ehe war das einzige fragwürdige Erlebnis einer ebenso tugendhaften Frau wie sittsamen Schriftstellerin. Sie hatte etwas von der eher blechernen als stählernen Ritterlichkeit Fouqués und hütete in ihrer biedermeierlichen Enge etwas von der Romantik und ihrem reizvollem Kostüm. Ihr Roman „Godwie-Castle“ hat den Kronprinzen Friedrich Wilhelm, der zu seinem Schaden nicht immer das Echte erkannte, hell begeistert. Ihre Romane wurden wegen ihrer guten Gesinnung und spannenden Handlung viel gelesen, und auch ein religiös und politisch grundverschieden gestimmter Dichter wie Karl Gutzkow fand, daß die Paalzow eine geniale Frau war. Sie hatte nicht bloß Talent, sondern auch Weltbildung und beherrschte in ihrem Salon gegenüber von Monbijou die Kunst, Herzengüte und treffendes Urteil zu vereinen.

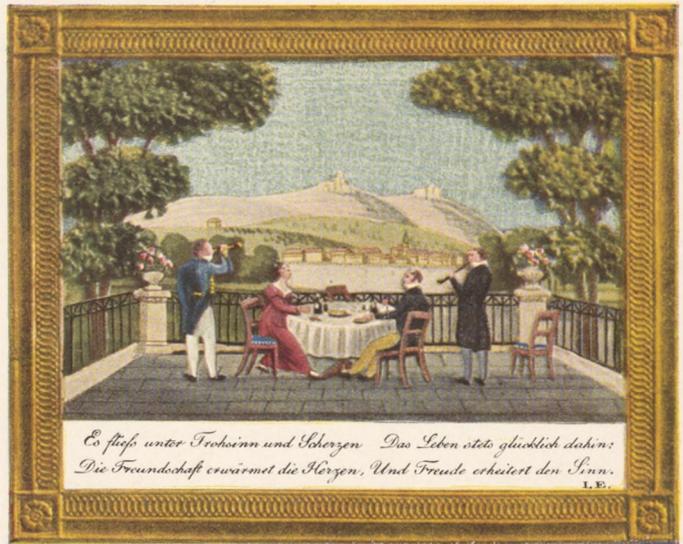
In der Gunst der höchsten Kreise wie des breiten Publikums lebte Ernst Raupach. Als der Schlesier 1824 nach Berlin kam, ein häßlicher und unliebenswürdiger Mensch, hatte er schon viel erlebt. Er war viele Jahre in Rußland als Hauslehrer und als Professor gewesen und hatte dort Eindrücke gewonnen, die für seine Schriftstellerei wichtig werden sollten. Nach seiner italienischen Reise war er in Weimar eingekehrt, von Goethe jedoch ungewöhnlich und ihm



Sonntagnachmittag bei der Familie des Künstlers. Gemälde von Theodor Hofmann. Berlin, Galerie Dr. Luz



Biedermeier-
Glückwunschkarten



Henriette von Paalzow
 Zeichnung von Franz Krüger
 Sammlung Handke

jedenfalls unerträglich kühl behandelt worden. Seinen Plan, sich in Weimar festzusetzen, ließ er fallen. Immerhin schenkte er der ungasflichen Stadt ein Andenken in Gestalt eines Kindes, welches einem flüchtigen Verhältnis entsproß und das nach einem Drama seines natürlichen Vaters die Tochter der Luft genannt wurde. Sein 1825 aufgeführtes Trauerspiel „Isidor und Olga“, das die Leibeigenschaft in Rußland schilderte, hatte gewaltigen Erfolg. Der Biedermeier freute sich, wieviel besser es doch im eigenen Lande ausseh. Raupach, den Platen zu Unrecht als Jüdchen Raupel verspottete, hat weit über hundert Stücke geschrieben und bessere als die langweiligen Hohenstaufendramen, die er aus



Kammers Geschichte ablas. Er bekam für jeden Akt in Prosa 40, in Versen 50 Taler. Gegen 1840 ließ seine Beliebtheit nach. Der Biedermeier hatte die Kühnheit, den Dramatiker des Königlichen Schauspielhauses auszupochen. Immerhin sollte nicht vergessen werden, daß Raupachs wirkungsvolle Tragödie „Der Nibelungenhort“ den jungen Hebbel in ihren Bann schlug und nicht los ließ, als bis er selbst den großen Wurf seiner Trilogie wagte.

Neben dieser Literatur für die Gebildeten, die für uns heute verschollen ist und die in ihrem Eifer zu belehren, zu erziehen, zu rühren und zu erheitern wohl biedermeierisch, doch kaum ausgesprochen berlinisch ist, gibt es eine andere, volkstümliche Strömung, der wir uns nach hundert und mehr Jahren noch mit Vergnügen anvertrauen. Der Brandenburger Julius von Voß, Offizier, der trotz seinem Schneid den Abschied nehmen mußte, weil er den bösen Mund nicht halten konnte, seit 1798 Schriftsteller von größter Fruchtbarkeit, war fast immer liederlich, doch manchmal überraschend genial. Er dichtete 1823 einen ganz ernst zu nehmenden „Faust“ und erheiterte die gegen Größe immer voreingenommenen Biedermeier durch seine Parodien auf „Nathan den Weisen“ und die „Jungfrau von Orleans“. Er hatte weder mit der Klassik noch mit der Romantik, wie sie in Weimar und in Jena gepflegt worden waren und Berlin zu erobern suchten, viel im Sinn. Am wichtigsten ist uns seine echt berlinische Posse „Der Strahlower

Fischzug“. Hier wurde zum erstenmal das Vergnügen des kleinen Mannes aus dem Volk dargestellt und auf die Bühne gebracht, und so wurde Voß der Ahnherr von Glasbrenner, Angely, Holtei. Unter diesen dreien ist Adolf Glasbrenner der richtige Berliner. In der Leipziger Straße geboren, im Haus zum Fliegenden Roß, hat er sich vom Kaufmannsgehilfen in einer Seidenhandlung zum Journalisten und Redakteur entwickelt, der seit 1832 den „Berliner Don Quixote“ herausgab. Geistreich, doch nie herzlos entdeckt er „Berlin, wie es ist – und trinkt“ (1833) und sendet, am glücklichsten unterstützt von Hofemann, eine reiche Folge von Heften hinaus, die uns das Berliner Volk in seinen unteren Schichten schildern: er zeigt uns wie Voß den Stralauer Fischzug, er schafft den Eckensteher Nante, schildert Hökerinnen und Fuhrleute, Guckkästner und Zirngibler, führt uns in die Schnapsläden und zu den Puppenspielern, macht uns mit Herrn Buffey bekannt, wenn er im Jugendverein tagt oder die Kunstausstellung besucht. Eckensteher Nante war eigentlich eine Erfindung des Schlesiens Karl von Holtei, dessen kleines Stück „33 Minuten in Grüneberg“ noch vor ein paar Jahren das Schmunzeln der Besucher des Staatstheaters in Berlin erregte. So wie sich Holtei, einer der liebenswürdigsten, gutmütigsten und heitersten Biedermeier, bemühte, Breslau und Berlin zusammenzubringen, hat er sich auch der „Wiener in Berlin“, der „Berliner in Wien“ angenommen. Was er so für Berlin begonnen hat, setzte der Leipziger Schauspieler Louis Angely fort. Er plünderte für seine Schwänke unbedenklich die Franzosen, doch fiel ihm auch selber allerlei Nettes ein, so die „Sieben Mädchen in Uniform“, die dem König ausgezeichnet gefielen, und das „Fest der Handwerker“, das im Glendsviertel Berlins, im Vogellande spielt und auch hier bescheidene Freuden gedeihen läßt. Aus diesem Stück stammt nicht bloß das friedfertige Biedermeierwort: „Dadrum keene Feindschaft nich“, das noch heute geflügelt ist, sondern auch das Lied vom Dischken, vom Bettken, vom Stuhl: „Mehr braucht man nicht, um glücklich zu sein, und das wird den Hals ja nicht kosten.“

Der Biedermeier lachte über Angely, ließ sich von Holtei rühren und erzählte beim Bordeaux oder einer Weißen die Wize weiter, die Glasbrenner aufgeschnappt oder gerissen hatte, aber er sah nicht, daß die Welt der Schusterjungen, der kleinen Handwerksmeister und Maurergesellen gegen die Gesellschaftsordnung, der er selber angehörte, Forderungen erhob. Viele Tausende in Berlin lebten weder behaglich noch vergnügt. Nur wenige ahnten, daß hier etwas geschehen müsse, sollten sich nicht unabsehbare Gefahren auch für den Staat ergeben. Der Bürger von 1848 lebte so gedankenlos in den Tag hinein wie der Adlige von 1789, und es ist das große Verdienst des Jungen Deutschlands, daß es versuchte, den Bürger aufzurütteln und ihm seine Verantwortung für das politische Schicksal der Gemeinschaft klarzumachen. Unter ihnen, deren Werke der Deutsche Bundestag 1835 verbot, und die er dadurch zusammenfaßte, obwohl sie nur recht unvollkommen miteinander verbunden waren, befand sich ein richtiger Berliner: Karl Gutzkow. Er litt an Berlin. Sohn eines kleinen Beamten, haßte er von Jugend auf

die pedantische Korrektheit, die glattgeseitelte Orthodogie seiner Vaterstadt und machte sich in ihr bald unmöglich. Und dennoch hat er unser Biedermeierberlin geliebt und in seinem herzlichsten Buch „Aus der Knabenzeit“ geschildert. Er wollte den Aberglauben tilgen helfen, als könne Berlin nur gesuchten Witz, kalten Verstand und Gemütsleere, nur Eckensteherwize, Weißbiertemütlichkeit und Schusterjüngencouplets hervorbringen. Die Entwicklungsfähigkeit Berlins sieht er in einer gewissen Neigung zur Selbstpersiflage und nimmt sogar die als kahl, sandig und farblos verschriene Umgebung gegen den Spott des bevorzugten Südens in Schutz. Gutzkow führt uns in die Gesellschaft und in die Ballokafe. Wir sehen dank ihm in die Werkstätten der frisch aufblühenden Großindustrie. Er ist der erste, der die Großstadt Berlin künstlerisch zu gestalten versucht hat. Ein scharf kritischer Geist, erkannte er die Schwächen seiner Landsleute, deren Mundart als ein verdorbenes Plattdeutsch er am liebsten ausgerottet haben möchte. Heftiger noch haßte er, was er Quatsch nannte, d. h. nicht den echten, wahren, natürlichen Unsinn, sondern den Anlauf zum Witz, der auf halbem Wege stehenbleibt. „Berlin ist groß im Quatsch“, schreibt er. „Man findet hier Menschen, die für witzig gelten, weil sie keinen Satz reden wie andere Menschen, jedes Ding mit einem anderen Namen nennen, Begriffe verwechseln und das Ernsteste im Ton der Ironie sagen.“ Dabei war er selbst auch in seinen Schwächen seinen Landsleuten verwandt, seiner Heimat zugehörig. Den Grund für das vielgerügte, vorwitzige, aufstrumpfende Wesen des Berlinertums sieht er in einem tiefen Gefühl von Unzulänglichkeit und verlegener, sich für die beanspruchte Größe nicht schickender Un- erfahrenheit, also in einer überstürzten Entwicklung, die in der Biedermeierzeit begann, doch den meisten verborgen blieb. Gutzkow wächst aus dem Biedermeier in eine neue, lautere, auch größere Welt. Sein Genosse vom Jungen Deutschland, der Potsdamer Theodor Mundt, dessen Frau Clara als Luise Mühlbach mit ihren Romanen viel dauerhaftere Erfolge errang, hat den romantischen Poeten geschildert: er hat „einen Gedanken, und aus dem Gedanken wird eine sechs Treppen hoch von dem Geräusch der Welt entfernte Studierstube. Man muß sich immer erst die Beine ablaufen, ehe man so hoch hinauf kommt, denn er steht nicht mitten im Leben drin“. Seit 1830, seit der Julirevolution hat sich das geändert. Im Jungen Deutschland werden die Dichter die Advokaten in dem Prozeß des geistigen Lebens. „Sie machen“, wie Gutzkow 1845 schrieb, „die Ansichten ihrer Partei geltend, sie liefern Klageschriften, Repliken, Dupliken: der Gegner stellt ihnen gleiche Ausarbeitungen im gleichen Interesse entgegen.“ Sie sind wie Botengänger, die des Morgens in der Winterfrühe, wenn kaum noch die Hähne gekräht haben, schon auf den des Nachts vom Schnee verschütteten Wegen die ersten Fußstapfen eintreten müssen. Der Autor, der noch mitten in der Biedermeierzeit das Biedermeier überwindet und die Revolution von 1848 vorbereitet, erobert sich die Zeitschrift, die Bühne. Seine Stärke liegt in der Pointe, in der Polemik, in der Tendenz. Die Poesie soll die Ideen, die Kämpfe, die Ziele der Gegenwart spiegeln. Eins vor allem andern erstrebte sie: Wirkung,

nicht auf einzelne, sondern auf die Masse oder doch auf die Mehrzahl der gebildeten Bürger, an die sie sich wandte und die sie aus ihrem Biedermeierdasein aufrütteln wollte. Gutzkow glaubte, sich die Menschen mit Hilfe der Bühne erobern zu müssen. Es war ein Fortschritt, als es auf einmal Stücke gab, die die Theater verbieten zu müssen glaubten, und es war ein Triumph für den verfehmten Poeten, daß sein erstes erfolgreiches Drama, das den englischen Dichter Richard Savage auf der Suche nach seiner ihn verleugnenden vornehmen Mutter zum Helden hatte, am 2. Mai 1840 auf der Königlichen Bühne erscheinen konnte. Hier rief ein Journalist: „Die Ideen müssen Gemeingut werden; alle sind berufen, die Menschheit will wissen, woran sie ist.“ Biedermeier verlangte, für mündig erklärt zu werden.



Graf Kameke. Zeichnung von Franz Krüger

Theater und Musik

August Wilhelm Iffland, seit 1796 in Berlin tätig und 1811 zum Generaldirektor der Königlichen Schauspiele berufen, war 1814 gestorben. Er hatte noch als ein richtiger Komödiant begonnen. Als junger Mensch war er seinen Eltern und dem Studium der Theologie entlaufen. In Gotha trat er in den Bannkreis des großen Ekhof, der dank seiner künstlerischen Wahrheit und menschlichen Rechtschaffenheit zu den Gründern deutscher Schauspielkunst und eines aus dem Vagabundenleben zu bürgerlichem Ansehen strebenden deutschen Schauspielers standes gewesen ist. Iffland setzte sein Werk fort. Er war, in Mannheim, der erste Franz Moor, und diese Rolle machte ihn berühmt. Allein am besten lagen ihm Rührung, Biederkeit, auch Humor. Er war, wie er seine Stücke schrieb, z. B. „Die Jäger“ und „Die Hagestolzen“, die ihn lange überlebten, weil sie Bilder aus dem wirklichen Leben boten oder doch zu bieten schienen und der durchschnittliche Zuschauer zu allen Zeiten für Geldnöte mehr Verständnis aufbringt als für Herzenswirren oder gar weltanschauliche Probleme. Er war geschickt, aber schwunglos wie der König, der ihn berief und den in bösen Zeiten sich mutig bewährenden Patrioten sogar mit einem Orden auszeichnete, natürlich nicht den bedeutenden Schauspieler, sondern den tüchtigen Beamten. Schauspieler bekamen ihres lange noch verdächtigen Metiers wegen grundsätzlich keine Orden. Als Louis Schneider, der ein sehr braver Mann und dem Hof so tief ergeben war, daß ihn manchmal selbst konservative Gesinnungsgenossen belächelten, Knopflochschmerzen hatte und man bei Friedrich Wilhelm versuchte, ein bescheidenes Kreuzlein loszureißen, erwiderte er: „Schneider ist ein braver Mann, gegen den ich nichts habe; aber einen Orden kann er nicht bekommen; er ist ein Komödiant.“ Nachdem nach Ifflands Tod ein paar Monate lang ein Ausschuß von Schauspielern die Geschäfte geführt hatte, wurde im Februar 1815 Karl Graf Brühl zum Generalintendanten der Königlichen Schauspiele ernannt, der Enkel jenes als Verschwender berüchtigten sächsischen Ministers, den Friedrich der Große mit seinem höchstpersönlichen Haß ausgezeichnet hatte. Die Wahl des Grafen, der neben sich den alles wissenden, noch viele Jahre nach ihm dienenden Hofrat Leichmann hatte, war die beste, die getroffen werden konnte, wenn man die Stellung zu einer Hofcharge machen wollte. Brühl war mehr als ein begeisterter Dilettant; er hatte künstlerische Neigungen ererbt und durch ernste Studien vermehrt. In Weimar war er Goethe nahegetreten und hat diese Beziehung auch als Theaterleiter eifrig gepflegt, nicht immer mit Glück, denn das Festspiel „Des Epimenides Erwachen“, das der Alte



Karl Graf von Brühl
Generalintendant der
Königlich Preussischen
Schauspiele

Lithographie
nach einer Zeichnung
von Ludwig Buchhorn

in Weimar auf Brühls Anregung zur Sieges- und Friedensfeier dichtete, erregte bei seiner Aufführung allgemeines Schütteln des Kopfes, und die Berliner witzelten: „Wie meinen Sie det?“ Ein Unglück war, daß 1817 das 1802 erbaute Schauspielhaus am Gendarmenmarkt aus einem unaufgeklärten Grund abbrannte. C. L. U. Hoffmann berichtet über die Schreckensnacht. Er war als Nachbar gefährdet und packte, vom Schreibtisch aufspringend, mit Hilfe von Frau und Köchin Gardinen und Betten zusammen. Was sich nur wegtragen ließ, wurde in die nach hinten gelegenen Räume geschafft, denn vorn, nach der Charlottenstraße zu, plätschete vor Hitze bereits die Fensterscheiben, und die Ölfarbe an Rahmen und Türen tröpfelte herab. Es hieß eifrig Wasser gießen, damit das Holz nicht Feuer fing. Hoffmann war froh, daß er seine Wohnung rettete, ohne sie geräumt zu haben; anderen, die mit ihren Kostbarkeiten auf die Straße geflüchtet waren, wurde vieles verdorben oder gestohlen. Doch gab es auch aus dieser Nacht des Schrecken Heiteres zu berichten, nur mußte man wie Hoffmann Augen dafür haben. Es hatte etwas Unheimliches, als die Perückenkammer in Flammen geriet und 5000 Perücken aufflogen. Eine von ihnen, es war die, die der Komiker Karl Anzelmann im „Dorfbarbier“, dem heiteren Singspiel des Wieners Johann Schenk, zu tragen pflegte, schwebte mit ihrem langen Zopf wie ein bedrohliches Meteor brennend über dem Gebäude der Preussischen Staatsbank. Gottlob wurde der gefährdete Kredit des Staats gerettet, und zwar, wie Hoffmann schreibt, „durch einen couragösen Gardejäger auf der Taubenstraße, der, als mehrere Spritzen vergeblich auf die ad altiora steigende Perücke gerichtet waren, besagtes Ungetüm durch einen wohlgezielten

Büchschuß herabschoß. Zum Tode getroffen, zischend und brausend sank es nieder in den Pflanzwinkel des Schonertschen Weinhauses. Hierauf stiegen sofort die Staatspapiere." Drei Tage vorher hatte man Hoffmanns Oper „Undine“ aufgeführt. Nicht ganz ein Jahr später, am 4. Juli 1818, legte Prinz Wilhelm, der spätere Kaiser, den Grundstein zu dem Schinkel anvertrauten Neubau, dessen unter Wilhelm II. barock entstelltes Inneres vor einigen Jahren im Sinne des großen Baumeisters erneuert ist. Schinkel mußte die vom Brand verschonten Grundmauern benutzen und war so in seinen Plänen vielfach gehemmt. Wir bewundern, was er auch hier geleistet hat. Die Biedermeier, der witzige und manchmal schnoddrige Kronprinz voran, waren anderer Meinung. Als man ihn aus dem Konzertsaal in den eigentlichen Zuschauerraum führte, spielte er den Überraschten: „Si sieh! Da ist in dem Schauspielhause ja auch nebenbei ein kleines Theaterchen! Man sollte es kaum glauben!“ Man tadelte, daß der Bau von außen mehr versprach, als er innen hielt, fand sich in den Gängen, Treppen und Rängen nicht zurecht, reimte Winkel auf Schinkel und bekrittelte, daß insbesondere der Zuschauerraum einer großen Stadt wie Berlin nicht genüge. Der Witz lief um, Schinkel wäre bei der Eröffnung herausgerufen worden, weil er drinnen keinen Platz gehabt hätte. In Wirklichkeit war der



Das königliche Opernhaus vor dem großen Brande am 18.—19. August 1843. Stahlstich der Zeit

Baumeister der Einweihung am 26. Mai 1821 ferngeblieben. Brühl war auf alles bedacht gewesen. Er hatte sich von Goethe einen Prolog verschrieben und ließ die „Iphigenie“ mit Glucks Divertüre spielen. Danach freilich nahm er es nicht mehr so feierlich und gönnte dem Publikum und insbesondere seinem König das Ballet „Die Rosenfee“. Denn Friedrich Wilhelm III. hatte, ein so eifriger Theatergänger er war, zur hohen Kunst kein inniges Verhältnis. Wie er das Flohlied im „Faust“ für unpassend hielt, so den „Don Juan“ für unsittlich, und den „Freischütz“ mochte er wegen des Teufelspukes nicht leiden. Er witterte in den „Räubern“ Unrat, und so ließ sie Brühl am liebsten in Abwesenheit des Hofes spielen. Der „Egmont“, der „Tell“ erschienen politisch bedenklich; ein bißchen genierte man sich, daß selbst Schiller verdächtig war, und so verbreitete man das Gerücht, daß die Dekorationen für den „Tell“ zu kostspielig wären. Dabei mied Friedrich Wilhelm III. flüglich den Anschein, als ob sich der Spielplan nach seiner Neigung oder Abneigung richten müsse, und ließ den Grafen Brühl um so freier gewähren, als die Fürstin Liegnitz Freude auch am ernstesten Drama äußerte. Er für seine Person sah am liebsten Stücke aus dem Alltag, insbesondere lustige. Er wollte sich als ein echter Biedermeier nicht gern aus der beschränkten Welt bewegen, in der er zu Hause war, ja er glaubte, er lernte auf diese Weise Volkschichten und -anschauungen kennen, mit denen er sich auf der steilen Höhe, wo Könige stehen, sonst kaum vertraut zu machen imstande wäre.

Als Brühl die Leitung der Königlichen Schauspiele übernahm und nach dem Ausmaß der Mittel fragte, die ihm zur Verfügung ständen, antwortete ihm Hardenberg: „Machen Sie das beste Theater in Deutschland, und danach sagen Sie mir, was es kostet.“ Brühl war im Vergleich zu seinem Großvater ein vorsichtiger Haushalter, doch wuchsen unter seiner Leitung die Gagen für Schauspieler und Sängler bedeutend, was nicht zu verwundern war, da es ihm gelang, eine Fülle hervorragender Kräfte heranzuziehen. Die Gagen stiegen beim Schauspiel von 1000 auf 2000, bei der Oper von 1400 bis 3000 Taler jährlich. Kostspieliger war, was der Graf für die Ausstattung ausgab. Auch Jffland hatte gelegentlich etwas Besonderes aufgewandt, z. B. bei der ersten Aufführung der „Jungfrau von Orleans“, denn er sah mit Recht in den Vorschriften für den Krönungszug den Willen des Dichters und erlaubte sich nicht, wie man es heute an fast allen Bühnen tut, ihn als opernhafte Schauspiel auf's erbärmlichste zusammenzustreichen. Doch was damals Ausnahme gewesen war, ward jetzt zur Regel. In der biedermeierlichen Freude an der gelehrten Kenntnis der Vergangenheit legte Brühl als erster grundsätzlich Wert auf die geschichtliche Treue des Kostüms, und wenn er nicht so genau wie später der Herzog von Meiningen war, so lag das daran, daß ihm die Quellen seiner Wissenschaft oftmals noch nicht leicht erreichbar waren wie seinem Nachfolger. Manchmal allerdings erschien dem König der Generalintendant allzu üppig, und wie es die Art großer Herren und kleiner Leute ist, wurde dann bei einer ganz lächerlichen Kleinigkeit gespart. So bekam z. B. die Schauspielerin Karoline Bauer, die sich für 200 Taler Garderobengeld jährlich alle modernen Toiletten selbst besorgen mußte,

Karoline Bauer
Lithographie von Josef Kriehuber
Sammlung Handke



gleich allen Mitgliedern die wirklichen Theaterkostüme geliefert. Natürlich paßten sie nicht immer, und es war ihr großer Kummer, daß sie als Hottentottin in einem viel zu kurzen roten Merinokleid auftreten sollte, das selbst Tigerfell und Feder- und Muschelkopfsputz ihrer Meinung nach nicht retten konnten. Das Höchste, wozu man sich nach vielen Verhandlungen herbeiließ, war, daß man ein Stück ansetzte, was erbärmlich aussah, weil der neue Stoff von dem alten verbliebenen Kleid abstach. Sie hatte Gelegenheit, den König um ein neues Gewand anzugehen, was ihr um so aussichtsreicher erschien, als es sich um eine vor den russischen Verwandten stattfindende Vorstellung im Neuen Palais zu Potsdam handelte. Aber Friedrich Wilhelm III., der auf seinen Streifzügen hinter den Kulissen immer sehr freundlich war, blieb eisern: „Brühl sparen . . . recht so – lieb das. Auch sparsam sein, Kind – Kleid ruhig anziehen – tut nichts – doch hübsch drin . . .“

Graf Brühl war kein Geschäftsmann. In seinen Bemühungen um das beste Theater Deutschlands wurde er von vielen Seiten gestört, und er hatte nicht immer die Kraft, sich selber, seinen eigenen guten Geschmack durchzusetzen. Man fand seine Ausstattungen glänzend, und noch die Nachwelt bewundert die von ihm in Auftrag gegebenen schinkelschen Dekorationen, die dank dem rührigen Verleger Winckelmann sogar in die Puppentheater der Kinder drangen, jedoch

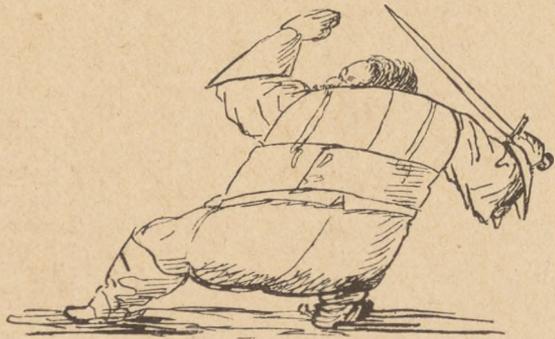
man billigte nicht ebenso einmütig die Wahl der Stücke. Er hatte die schwierige Aufgabe, den Hof, das gebildete Publikum und die breite Menge zu befriedigen, und wenn unter seinen Lieblingen Shakespeare ein Dichter war, der jedermann ergriff, so ließ man sich zu Calderon nicht bekehren. „Das Leben ein Traum“ gefiel, aber der „Standhafte Prinz“ hielt nicht, was sein Name versprach, und der „Arzt seiner Ehre“ erschien dem Berliner Biedermeier viel zu grausam und unerfreulich. Brühl hielt weiter Umblick. Er gewann Moretos anmutige „Donna Diana“ seiner Bühne und erwarb sich das Verdienst, Franz Grillparzer mit der „Ahnfrau“ und mit der „Cappho“ zu Worte kommen zu lassen. Kleists „Prinz von Homburg“ erschien, allerdings stark gekürzt, 1828 auf der Berliner Hofbühne, ein Wagnis, zu dem sich Iffland nicht hatte entschließen können und das noch lange, bis in die neuere Zeit, bedenklich erschien, weil nach königlich-preussischer Ansicht Offiziere weder träumen noch Todesfurcht empfinden durften. Natürlich mußte auch Brühl wie jeder Theaterleiter an die Kasse denken. Sie füllte ihm Kogebue, dessen „Hermann und Thusnelda“ er mit einem Prolog von Fouqué feierlich aufführen ließ, als der Dichter dem Dolchstoß Sando zum Opfer gefallen war; und neben ihm lieferten Claren, Houwald, der Schicksalsdramatiker, und Johanna von Weisenthurn, die Vorgängerin Charlotte Birch-Pfeiffers, was der Alltag forderte, flink, reichlich und anspruchslos. Raupach erntete unter Brühl seine ersten Erfolge, und wenn er auch den Titel Theaterdichter ablehnte: in Wirklichkeit war er es, und da man ihn hatte, war man um die anstandshalber benötigten neuen Stücke nicht verlegen. Der Generalintendant sorgte für einen ordentlichen Geschäftsgang im Verkehr mit den Autoren und setzte zur Prüfung eingehender Arbeiten einen pünktlich arbeitenden Ausschuß ein. Gegen die Kritik war er gewappnet. Neue Stücke durften erst nach der dritten Aufführung besprochen werden; bis dahin hatte sich, wie man annahm, im Publikum eine eigene Meinung gebildet und es war durchgedrungen, wie man an höherer Stelle urteilte. Mißgriffe in der Besetzung von Rollen durften unter keinen Umständen getadelt werden. So hatte, wie sich Alexis ausdrückt, die Kritik nur noch die bescheidene Aufgabe, zu akkompagnieren. Kluge Leute merkten schon damals, daß dem Theater und insbesondere dem Schauspieler die Verbürgerlichung nicht gut bekam. Es war sehr schön, daß die Komödianten pensionsberechtigt wurden und in der guten Gesellschaft verkehrten, aber besser, ursprünglicher, genialer waren sie gewesen, als sie noch wie Vagabunden über Land zogen und in Bretterbuden spielten, statt daß sie jetzt in Marmoralästen als angestellte Beamte auftraten. Unter den vielen begabten Kräften, die Brühl an seiner Bühne hatte, stammte einer noch aus dem alten genialen Theaterleben und war zugleich der größte: Ludwig Devrient. Er war Berliner von Geburt; Iffland hatte ihn noch kurz vor seinem Tode nach Berlin geholt, und Franz Moor war die erste Rolle, in der er das Publikum seiner Vaterstadt begeisterte. Die Tragik war nicht seine Hauptstärke. Er spielte einen ergreifenden Lear, doch tiefer noch prägte sich sein Falstaff ein; Devrient war der erste, der in dem liederlichen Weinschwelger den Ritter ahnen ließ. Die vielen Lustspiele,



Ludwig Devrient
Lithographie
von Friedrich Karl Groeger

in denen er groß war, sind heute alle vergessen. Wer weiß noch etwas von Kogebues „Armen Poeten“ oder gar von des Engländers Richard Cumberland „Juden“? Was ihm die Bewunderung seiner Zeitgenossen und den Ruhm der Nachwelt eingetragen hat, war die vollkommene Hingebung an jede seiner Rollen. Er lebte sie, er spielte sie nicht, und er war von einer so starken Eigentümlichkeit, daß ihm völlig mißlang, was ihm nicht lag. Wo es auf blendenden Vortrag allein ankam, versagte er, ja er erschien stümperhaft. Die künstlerische Technik war nach dem Urteil seines Neffen Eduard Devrient, des Geschichts-

schreibers der deutschen Schauspielkunst, nur da im höchsten Maße in seiner Gewalt, wo er sich der innersten Lebensnerven und Lebensgeheimnisse einer Menschengestalt bemächtigt hatte. Franz Moor, Lear, Falstaff – das waren seine unvergeßlichen Leistungen. Er lebte noch nach der Vorstellung in der Welt des Sir John, wenn er in die Weinstube von Lutter und Wegner trat und gleich dem feisten und zechlustigen Ritter Sekt verlangte. Der Kellermeister wußte, daß er keinen herben Spanier, sondern Champagner zu bringen hatte. Das war der Wein, den Ludwig Devrient liebte. Es gingen viele, auch übertriebene Gerüchte über die Gelage, die er mit E. S. A. Hoffmann in der Tafelrunde abhielt, wo gelegentlich auch der junge Grabbe erschien. Hoffmann, selbst ein unheimlicher Meister im Gesichterschneiden, studierte Devrients unnachahmliches Mienenspiel, und dieser fühlte sich durch des Dichters beißenden Witz, ausschweifende Phantasie, geistvolles Wissen in seiner Kenntnis des menschlichen Herzens bereichert. Manchmal freilich, und namentlich nach Hoffmanns Tode, mied Devrient die Gesellschaft bei Lutter und Wegner und suchte die Einsamkeit. An der Ecke der Schützen- und Markgrafenstraße schenkte



Devrient als Falstaff

ein Materialwarenhändler in einem verschwiegenen Hinterstübchen ein gutes Glas Bier und wußte seinen berühmten Gast vor dem Theaterdiener Jäger so gut wie vor der etwas scharfzüngigen Madame Devrient zu verbergen. Der große Künstler war ein schlechter Haushalter. Er steckte immer in Schulden, aber seine Gläubiger waren nicht seine Feinde. Seine Kasse ruhte in einem Korb auf dem Ofen; sie war mit Absicht hochgestellt, damit sie nicht allzu bequem greifbar wäre. In sie langte er, wenn er Geld brauchte, und war sie leer, so hatte das nicht viel zu bedeuten. Geld war etwas sehr Gemeines, und das einzig Wichtige, das Aufregung verdiente, war die Kunst. Ein Mann von solchen Anschauungen und Gewohnheiten war dem Berliner Biedermeier höchst unheimlich und weit verdächtiger noch als Herr Hoffmann, der am hellen Tage Gespenster sah, aber im übrigen ein angesehenener und wohlbestallter Kammergerichtsrat war. Man erzählte sich sonderbare Geschichten von dem großen Schauspieler, und eine könnte sein bewunderter Freund, der romantische Dichter, selbst erfunden haben. Nach Hoffmanns Tode soll es Devrient oft auf den Kirchhof vor dem Hallischen Tor gezogen haben. Dort saß er auf dem Grabe des Heimgangenen und trank mit dem Schatten Champagner, wie einst mit dem Lebenden. Die frühere Zeit umrauschte ihn; er hörte nicht auf zu trinken, bis er aller ihrer Phantasien habhaft wurde und in selige Erinnerungen versank. Der Totengräber nahm sich seiner an und ließ ihn in seinem Hause den Kausch ausschlagen.

Devrient war der geniale Künstler unter der Intendanz des Grafen Brühl, aber eigentlich paßte er nicht in den Rahmen eines Hoftheaters. Viel besser entsprachen der Würde der königlichen Bühne und dem Maß des bürgerlichen Biedermeiers der aus Augsburg stammende Pius Alexander Wolff und seine Gattin Amalie. Beide hatte Brühl, nicht gerade zur Freude ihres Meisters Goethe, aus Weimar nach Berlin geholt (1816) in dem Bestreben, die klassische Schauspielkunst auf einen Boden zu verpflanzen, der dem Naturalismus günstiger war. Der Hamlet galt für Wolffs bedeutendste Schöpfung. Doch hatte er auch Humor und entwickelte ihn als Don Cesar in Moretos „Donna Diana“ aufs liebenswürdigste. Seine Gattin, eine Leipzigerin, die trotz Goethes Lehren immer noch „bliehn“ sagte, wo sie „blühen“ meinte, war eine ausgezeichnete Elisabeth in „Maria Stuart“. Wolff, dessen nach einer Novelle von Cervantes verfaßte „Preciosa“ dank Webers Musik noch heute mit Erfolg gespielt wird, hatte ein für einen Schauspieler besonders trauriges Geschick. Ein unheilvolles Brust- und Halsleiden, das er vergeblich durch Reisen nach dem Süden bekämpfte, raubte ihm die Sprache. Raupach schrieb für den beliebten Künstler sein „Ritterwort“ mit der ergreifenden Rolle eines stummen Ritters, aber es war Wolff nicht mehr vergönnt, sie zu spielen. Er war ein zarter Mann mit einem reinen Herzen, einer gottergebenen Seele und fand die Kraft, sein Schicksal wie ein Held zu vollenden.

Die liebevolle und kenntnisreiche Pflege des Grafen Brühl galt nicht nur dem Schauspiel, sondern auch der Oper. Wie er eine Reihe ausgezeichneter Schauspieler nach Berlin zog, war er

nicht minder um vortreffliche Sänger besorgt. In Gluckschen und Spontinischen Opern glänzte Anna Milder-Hauptmann. Der Liebling der Berliner ist die Wienerin Caroline Seidler. Als reizende Coubrette wird Johanna Gunicke bejubelt. Der Bassist Ludwig Fischer, der Tenor Carl Bader sind ersten Ranges. Zu Brühls Ruhmestaten gehört, daß er am 11. Oktober 1815 zum erstenmal in Berlin Beethovens „Fidelio“ aufführt; die „schöne Bohmin mit der schönen Stimme“, Schulze-Kilitzschky singt die Leonore. Die Kritik stimmte dem „unübertrefflichen Kunstwerk“ zu. Größeres Aufsehen machte die bedeutendste Bruhlsche Premiere, die von Webers „Freischütz“ am 18. Juni 1821. Es war ein ausgesprochener und in allen Schichten der Bevölkerung empfundener Sieg der deutschen Musik, für deren Geltung Brühl unter Sorgen und Aufregungen gekämpft hatte. Denn ihm war ein großer Gegner an die Seite gestellt worden: Gasparo Spontini. Friedrich Wilhelm III. hatte zwar erklärt, er wolle keine italienische Oper mehr. Doch bezog sich dieser sein Wille einzig auf den Gebrauch der italienischen Sprache: „Ich habe nichts dagegen, daß man fremde Kunstwerke in meinen Theatern gibt, ich will aber, sie sollen in unsre biedere, kraftvolle Sprache übertragen werden.“ Für das wesentlich Deutsche fehlte ihm im Gegensatz zu seinem Generalintendanten der Sinn. So ließ er sich, wie von andern Dingen auch, 1814 in Paris von der rauschenden Musik und dem sinnverwirrenden Pomp der „Vestalin“ und des „Cortez“ von Spontini gewinnen und kam sich zweifellos als ein Maen und Augustus vor, als er 1818 den Italiener mit einem bedeutenden Gehalt als Generalmusikdirektor nach Berlin holte. Eine Nationalhymne, die Spontini alsbald komponierte, wurde zwanzig Jahre lang am Geburtstag des Königs gespielt. Er schuf die Musik für die Maskenfeste des Hofes, und seine neue Oper „Olympia“ mußte Brühl, der sich bei dieser Gelegenheit gern und erfolglos auf das ihm gewordene Gebot der Sparsamkeit berief, mit verschwenderischem Prunk ausstatten; Schinkel entwarf die Dekorationen, C. S. A. Hoffmann schrieb den neuen Text; sogar ein Elefant wandelte in einem von allen Herrlichkeiten des Theaters strotzenden Aufzuge über die Bühne. Viel Erfolg hatte Spontini mit seinen in Berlin geschriebenen neuen Werken nicht. Kellstab war sein erbitterter Gegner, und auch der Biedermeier, den der gute Subiz in seinem „Gesellschafter“ verkörperte, fand, daß der „Höllen-



spektakel“ im Grunde langweilig war, und nach ein paar Jahren, als sein „Mcidor“, den die Berliner „Allzu doll“ nannten, aufgeführt wurde, war es schon so weit, daß diese Zauber- oder Zauberoper nur noch von den Marsköhnen beklatscht wurde, d. h. von den Offizieren, die man mit Freibillets ins Theater geladen hatte. Der Biedermeier fühlte eben, mochte er von Natur und Erziehung auch dem Liberalismus zuneigen: es war nicht in Ordnung, daß ein Fremder die Berliner Oper leitete, und kümmerte sich nicht darum, daß dies in mancher Hinsicht recht verdienstlich geschah. Spontini galt als Despot, aber wer ihn so nannte, bedachte nicht immer, daß man Sänger und Musiker unumschränkt beherrschen muß, will man sie zu höchsten Leistungen führen. Und das tut der schlanke Italiener, der mit einem Marschallstab als Taktstock zu dirigieren scheint und Proben von unendlicher Länge und Zahl abbält. Er steht, wenn es sein muß, von 8 Uhr früh bis 4 Uhr nachmittags am Pult; für seine „Olympia“ setzt er eine Probe nach der anderen an – am Ende sind es 42 gewesen. Die Musiker behandelt er, gewiß im Sinne des Königs, wie Soldaten. Er liebt – und das ist besonders eindrucksvoll für unmusikalische Leute – die starken Kontraste des Fortissimo und des zartesten Piano. So hält er Zucht und Ordnung, aber kümmert sich je länger

um so weniger um das, was sein Vorgesetzter, der Generalintendant, wünscht. Er weiß sich in der Gnade des Königs, und diese ist wichtiger als die Zustimmung des Grafen Brühl. Dieser sieht, wie der ungemessene Ehrgeiz des Komponisten Spontini den Dirigenten die deutsche Musik vernachlässigen läßt und insbesondere alles tut, um Karl Maria von Webers Kunst zu unterdrücken. Brühl erkannte Webers Bedeutung und hätte ihn gern nach Berlin berufen, und Weber wäre zufrieden gewesen, neben oder unter Spontini eine Stellung zu finden; denn er sehnte sich nach



Bildnis Karl Maria von Webers
mit Szenen aus dem Freischütz
Stich von A. S. Payne

Spontini
Lithographie von A. Maurin



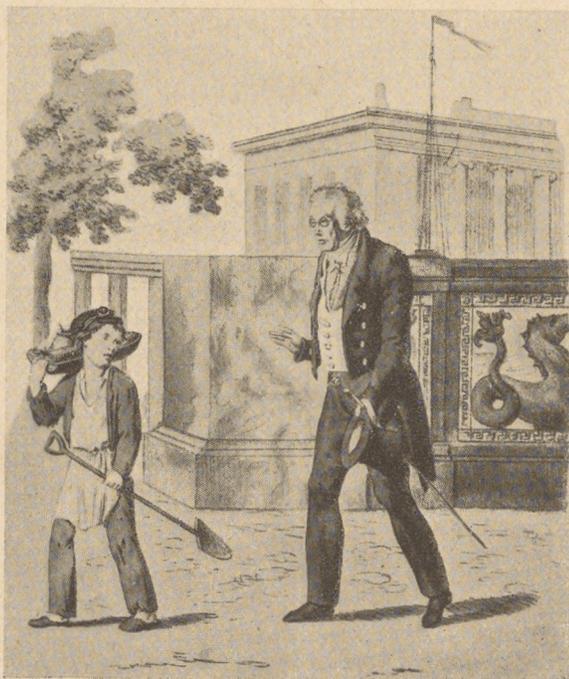
Ruhe und hatte manchmal sehr biedermeierliche Anwandlungen, in denen er keine größere Herrlichkeit kannte, als einmal ein Jahr ganz unbemerkt als ein Schneider zu leben, seinen Sonntag zu haben samt einem guten Magen und heiterem, ruhigem Sinn. Aber er war kein Schneider, sondern hatte den „Freischütz“ geschrieben, und Brühl wollte die Uraufführung benutzen, um seinem Schützling den ihm gebührenden Posten auch gegen den Willen Spontinis zu erobern. Der Tag war ehrenvoll; es war der Tag von Belle-Alliance. Der Ort des musik- und theatergeschichtlich bedeutenden Ereignisses war nicht das Opernhaus; für die kleine Oper erschien das Schauspielhaus geeigneter. Der „Freischütz“ war die erste Oper, die in dem Schinkelschen Neubau aufgeführt wurde. Weber selbst leitete die Proben und kam, liebenswürdiger als Spontini, mit ihrer sechzehn aus. Die Oper stellte ihm ihre besten Kräfte. Caroline Seidler sang die Agathe, Johanna Gunicke das Anchen, Heinrich Stümer den Max, Heinrich Blume den Kaspar. Brühl hatte für Kostüme und Dekorationen gesorgt, deren romantische Schönheit nicht übertroffen werden konnte. So war Weber, obwohl schon lange leidend und vom Tode gezeichnet, in hoffnungsfreudiger Stimmung und bester Laune; er ging sogar zu Lutter und Wegner und saß mit Hoffmann und Devrient an einem Tisch. Ganz Berlin war aufgeregter, gespannt. Jeder Biedermeier, der auf gesellschaftliche Bildung Ansprüche machte, mußte ja mit allem vertraut sein, was das Theater betraf. Er mußte den wöchentlichen Spielplan im Kopf haben und galt als besonders tief eingeweiht, wenn er Änderungen vorhersagen konnte, weil er schon am Montag ahnte, wer am Freitag erkranken würde. Die Theaterkenner schieden sich in zwei einander heftig befehdende Parteien für oder gegen Weber oder Spontini. Der Sieg fiel unzweifelhaft Weber zu. Der „Freischütz“ versetzte ganz Berlin in einen Rausch des Entzückens. Bei offener Szene erscholl immer wieder lauter Beifall. Weber strahlte am Dirigentenpult. Wir lesen, um nur eines von vielen ähnlichen Zeugnissen wiederzugeben, in den Tagebüchern der Malerin Karoline Bardua: „Gleich nach den ersten Vorstellungen hörte man die Jungen auf der Straße Melodien

daraus pfeifen und fingen. Solchen Aufzeß hat wohl selten eine Oper erlebt. Wollte man Plätze haben, mußte man den Einfluß aller Theaterautoritäten in Bewegung setzen und sich lange gedulden, ehe man das Gewünschte erreichte . . . In allen musikalischen Gesellschaften ward aus dem ‚Freischütz‘ musiziert. Wohin man sah und hörte: ‚Freischütz‘! Auf der Ausstellung erschien ein lebensgroßes Bild: Agathe, auf ihrem Bestuhl kniend, am Morgen ihrer Hochzeit. Überall tauchte die schaurig-romantische Gestalt Samiels auf. In allen Straßen spielten Orgeln den ‚Jungfernkranz‘ und ‚Hier im irdischen Zammertal‘. Es herrschte eine allgemeine Freischütz-*manie*“. Selbst ein so nüchterner Mann wie der alte Zelter erlag ihr. Er ging über die Schloßbrücke und traf einen Schusterjungen, der den Jungfernkranz piff, und konnte nicht anders: er machte mit. Worauf sich der Schusterjunge umwandte und den würdigen Freund Goethes anredete: „Wenn de ooch den Jungfernkranz winden willst, kannst’n ooch alleene anfangen!“

„Die Jägersbraut“ – so hieß die Dichtung des Dresdners Friedrich Kind ursprünglich, und erst Graf Brühl hat sie „Freischütz“ benannt – kam stofflich dem Biedermeiergeschmack entgegen. Indem Kind nach einer Erzählung seines Jugendfreundes August Apel das Textbuch schrieb, mischte er romantische Schauer mit Bürgerglück, Höllenspek mit Frömmigkeit und versuchte es sogar mit ein paar humoristischen Lichtern. Was seiner schwachen Kraft nur anzudeuten gegönnt war, gestaltete Weber und hob es in die Unsterblichkeit. Er überwindet dank dem ewigen deutschen Gemüt den kleinlichen Biedermeiergeist eines in der Maske des Dichters eitel stolzierenden Philisters. Erst in seiner Musik fängt der Wald zu rauschen und das wilde Heer zu heulen an, und noch wer heute den „Freischütz“ hört und sieht, geht es, wie Richard Wagner

schreibt: „Ihm ist wohl, daß er Deutscher ist.“

Die Hoffnungen, die Graf Brühl und Weber auf den Erfolg der Oper gesetzt hatten, erfüllten sich nicht. Berlin hatte keinen Platz für Karl Maria von Weber, und nach wie vor hatte der Generalintendant Ärger und Kummer mit dem anspruchsvollen und eigensüchtigen Generalmusikdirektor, der auch in der Folge nicht daran dachte, Weber anzuerkennen. Nur mit großer Mühe gelang es Brühl, die Aufführungen der „Curyanthe“ und des „Oberon“ gegen



„... wenn Er den Jungfernkranz fingen will, kann Er ihm sich och allene anfangen, wes Er des!“
 kolorierte Lithographie von Julius Schoppe in
 „Berliner Wiße und Anekdoten“
 Staatliche Kunstbibliothek Berlin

seinen allmächtigen Untergebenen durchzusetzen. Der „Oberon“ (1828) war Brühls letzte schöne Intendantentat. Dann war er des Kampfes müde. Er kam um den Abschied ein, der ihm verweigert wurde. Ein langer Urlaub gab ihm weder Kraft noch gute Laune zurück. Durch Spontinis Schuld war die Theaterkasse in Unordnung, und Brühl bekam die Vorwürfe zu hören. Ärger mit unzufriedenen Komödianten, Trauer über den Tod seines lieben Pius Alexander Wolff beschwerten sein Herz. Tiefen noch traf ihn, daß sein ältester Sohn ihm entrissen wurde. Schwere Krankheit, in die er nun selber fiel, erwirkte ihm endlich Befreiung von einem Amt, das er begeistert auf sich genommen und geschickt geführt hatte und das er ohne Schmerz niederlegte. Aufatmend zog er sich auf sein Schloß Seifersdorf zurück, blieb aber dem königlichen Hause und Berlin verbunden, als er bald darauf Generaldirektor der Museen wurde und auch dieses ruhigere, aber nicht minder bedeutende Amt verständnisvoll verwaltete. Spontini hatte gesiegt, und solange Friedrich Wilhelm III. lebte, war die Machtstellung des Ritters E-dur nicht ernstlich zu erschüttern. Er konnte nur sehr schlecht Deutsch und war weder geneigt noch begabt, viel mehr zu lernen als das: „Meine Erre, ich danke“, womit er das Orchester nach anstrengendem Exerzieren in seiner lärmenden Musik entließ. Und dennoch hatte der Biedermeier vor ihm Respekt, denn er hatte Erfolg. Ein Droschkenfutscher, der Geige spielte, faßte sich das Herz, den Herrn Generalmusikdirektor zu sich zu bitten, auf daß er ihn höre. Auch ein Mann wie Spontini konnte nicht immer bloß feierlich sein und tat dem braven Mann den Gefallen. Er mußte zu seiner Überraschung – wir befinden uns im Biedermeier, wo nicht bloß in Wien alle Welt musikalisch war – ein Quartett anhören. Es war kein reiner Genuß, und mit einer Heiterkeit, die uns mit manchem unfreundlichen Zug des Mannes versöhnt, schloß er den einem Bekannten auf der Straße erstatteten Bericht mit den Worten: „Et s'il avait joué seul, mais il avait trois complices“. Den Kampf mit Spontini weiterzuführen, war eine der Aufgaben, die Brühls Nachfolger, den Grafen Friedrich Wilhelm von Redern, erwarteten.

Redern zählte erst 28 Jahre, als er sein Amt antrat. Er hatte sich nicht danach gedrängt. Seine Neigung gehörte weniger dem Theater als der Musik. Der elegante junge Herr, der eine der anziehendsten und bestangezogenen Erscheinungen des biedermeierlichen Berlins war und der den glücklichen Einfall hatte, Schinkel mit dem Umbau seines am Pariser Platz gelegenen Palais zu beauftragen, regierte mit festerer Hand als sein Vorgänger. Er hatte das Talent, sich nicht um Kleinigkeiten zu kümmern, und sparte sich auf diese Weise manche Aufregung. Auch er war Goethe wohl bekannt. Im Jahre 1829 besuchte er ihn, und der alte Menschenkenner schrieb über seinen Eindruck an Zelter: „Er hat als Vorgesetzter gute Gedanken zur Behandlung des Ganzen, die ich billigen mußte und wodurch im Außerlichen höchstwahrscheinlich gewonnen wird. Dem Inneren wird der Genius helfen, wenn es ihm beliebt.“ Es beliebte ihm. In der Oper gelang es Redern, die Vorherrschaft Spontinis ohne lauten Kampf einzuschränken. Neben Bellinis „Nachtwandlerin“ und „Norma“, die heute der Musikgeschichte angehören, begegnen uns viele Werke, die lebendig

geblieben sind oder sich gerade in jüngster Zeit ihrer Wiedererweckung erfreuen: Donizettis „Regimentsstochter“, Aubers „Stumme von Portici“, Adams „Postillon von Lonjumeau“. Auch deutsche Meister wurden aufgeführt: Marschners „Hans Heiling“, Lorzings „Zar und Zimmermann“. Größere Erfolge erzielte der Jude Meyerbeer, den Redern von Jugend an kannte und überschätzte, mit seinen prahlenden Opern; 1832 wurde sein „Robert der Teufel“, der die Pariser begeistert hatte, in Berlin aufgeführt. Die Berliner stritten sich, ob die 1837 an die Hofbühne gekommene Auguste von Faßmann, blondlockig und lyrisch, oder die gleichzeitig angestellte Sophie Löwe, heroisch und in Koloraturen Meisterin, die bedeutendste Sängerin sei. Der lyrische Tenor Mantius, der auf Krügers Paradebild zu sehen ist, erfreute sich allgemeiner Beliebtheit. Die geniale Wilhelmine Schröder-Devrient, darstellerisch und gesanglich unvergleichlich in so verschiedenen Partien wie Fidelio, Donna Anna, Norma, Curvranthe, riß die Berliner hin, doch gelang es nicht, sie der Hofbühne dauernd zu verpflichten. Tragisch ist, daß Albert Lorzing in seiner Vaterstadt wohl Beifall, aber kein Brot gefunden hat. Man erkannte an, daß seine Schlichtheit zu Herzen sprach und daß er Bedeutesendes zu sagen hatte. Man führte nach „Zar und Zimmermann“ (1839) noch andere Werke von ihm auf, „Die beiden Schützen“, den „Hans Sachs“; doch als er endlich, 1850, an dem neugegründeten Friedrich Wilhelmstädtischen Theater eine Stelle als Kapellmeister fand, war es zu spät. Ein Jahr später lag er unter dem Grabstein, den Düringer, sein Biograph, mit ergreifenden Versen geschmückt hat: „Deutsch war sein Lied und deutsch sein Leid.“

Im Schauspiel herrschte noch bis 1840 Raupach. Als man ihn endlich zurückwies, war es ein Zeichen, daß der Biedermeier sich zu besinnen begann. Er wollte nicht mehr bloß unterhalten oder belehrt werden. Er ahnte, daß die Bühne auch ein politisches Werkzeug sei oder sein könne. Es ist Rederns Verdienst, daß er die Hofbühne Gutkow und Hebbel erschloß, wahrscheinlich ohne sich klar darüber zu werden, welcher Revolution er damit weltanschaulich und auch künstlerisch Vorschub leistete. Mehr Freude wird ihm Scribes „Glas Wasser“ gemacht haben, das Muster eines höfischen Intrigenspiels, ganz undichterisch, doch von einem Bühnenpraktiker ersten Ranges verfaßt und bis in die jüngste Zeit immer wieder hervorgeholt, sobald es galt, Schauspielkunst oder besser: Komödiantenvirtuosität und weiter nichts zu zeigen. In diesem Stück glänzte auch der Künstler, der als Nachfolger Ludwig Devrients und zugleich als Meister des modernen Dramas, des Zeitdramas galt: Carl Seydelmann. Nur die letzten fünf Jahre seines kurzen, 1843 beendeten Lebens, gehörte er der Berliner Hofbühne an, nachdem er 1835 zum erstenmal ihr Gast gewesen war. Er kam aus Stuttgart, und Redern hatte Mühe gehabt, ihn von dort, wo man ihn vertraglich für immer gebunden hatte, freizubekommen. Es gelang, und Seydelmann erwies sich auch in der Schätzung des Publikums als der Nachfolger des genialen Meisters Ludwig. Der Schlesier war wesentlich anders geartet als der Berliner aus der französischen Kolonie. Ihm fehlte die stürmische Genialität, und er schien eher ein bohrendes Talent zu

Graf Wilhelm Redern
 Generalintendant
 Zeitgenössische Steinzeichnung
 Sammlung Handke



sein. Mißtrauisch gegen jedermann, auch gegen sich selbst, nahm er sich nur vor wenigen Freunden die Freiheit, sein Herz zu offenbaren. Wer ihn nicht genau kannte, mußte ihn für kalt, auch berechnend halten. In seiner Kunst überließ er nichts dem Zufall oder der glücklichen Eingebung einer besüßelten Stunde. Im Gegensatz zu Devrient zählte er zu den gebildeten Schauspielern, die ihre Aufgaben mit wissenschaftlicher Gründlichkeit lösen. Seine Genauigkeit fand den Beifall eines so ordnungliebenden Königs, wie Friedrich Wilhelm III. war. Seydelmann spielte für ein gebildetes Publikum, wie er es in dem Biedermeierberlin fand. Es spornte ihn, vor berühmten Gelehrten, strebsamen Studenten, Künstlern und gescheiten Frauen aufzutreten. Er war immer



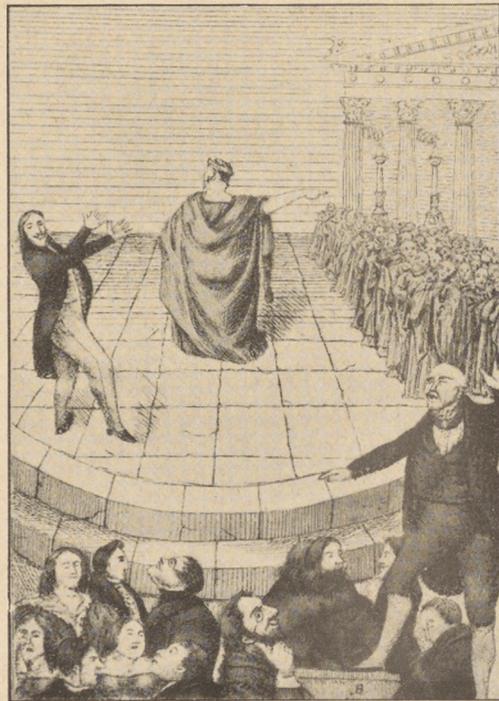
Der Schauspieler Carl Seydelmann
Lithographie von Karl Wildt

gewiß, daß seine Darstellung anregte und nur dann Widerspruch fand, wenn sie geistreiche Erörterungen hervorrief. Schöpfte Devrient aus den Schatzkammern gewaltiger und oft ungebändigter Leidenschaft, so zog Seydelmanns Kunst ihre Kraft aus der Werkstatt eines scharfen und manchmal überspizten Verstandes. Darum war er groß als Antonio im „Tasso“, als Alba im „Egmont“ und vor allem als Mephisto. Er spielte ihn in der denkwürdigen ersten öffentlichen Aufführung des „Faust“ in Berlin; sie fand am 15. Mai 1838 im Opernhause mit der Musik des Fürsten Radziwill und des

Stuttgarter Hofkapellmeisters Lindpaintner und unter geringer Teilnahme des Publikums statt.

Unter den am Schauspielhause wirkenden Damen stammte Auguste Düring noch aus Sfflands Zeit und hatte sich langsam zu einer hervorragenden und ungemein beliebten Künstlerin entwickelt. Sie bestätigte so ihres Meisters hohe Meinung, der von ihr gesagt hatte, sie wäre der seltenste Fund seines Lebens. Sie hatte Größe und Leidenschaft, Klarheit und Dämonie als Iphigenie und Antigone, als Lady Macbeth und Gräfin Terzky. Zweimal hat sie ihren Namen geändert. Im Jahre 1817 heiratete sie den Hofschauspieler Stich und erregte in dieser Ehe das größte Aufsehen des biedermeierlichen Berlins. Ihr Mann war eifersüchtig, und wahrscheinlich mit Grund. Der Leutnant von Blücher vom 1. Husarenregiment hatte seinen Verdacht erregt. Als er ihn, heimkehrend, eines Tages auf der Treppe traf, und zwar in Zivil, stellte er ihn erregt zur Rede. Der junge Herr zog einen Dolch, um sich freie Bahn zu schaffen, und verletzte den Gatten der schönen und von ihm angebetenen Künstlerin. Stich starb nicht an der Wunde, sondern erheblich später, aber man glaubte in Berlin doch an einen Zusammenhang zwischen dem unglaublichen Vorkommnis und dem Tode des einen daran Beteiligten. Frau Stich wurde auf der Bühne mit den Zeichen lebhaften Mißfallens begrüßt, und es dauerte geraume Zeit, bis sie sich in der Gunst des Publikums erneut befestigt hatte. Blücher erhielt drei Jahre Festung, und der König sprach in einer Kabinettsordre sein stärkstes Unbehagen aus: „Ich will nicht, daß die Offiziere meiner Armee die Aufrechterhaltung der Würde des Standes in der blutigen Erwiderung selbstverschuldeter Beleidigungen suchen, sondern ich fordere von ihnen, daß sie dieselbe durch ein anständiges

und sittliches Betragen und durch Unterlassung von Handlungen bewähren, die nach den Gesetzen der Moral und der Ehre gleich verwerflich sind.“ Frau Stich heiratete einige Jahre später einen Sohn des Bankiers Crelinger, blieb aber beim Theater und trat noch 1862 bei ihrem fünfzigjährigen Jubiläum als Iphigenie auf. Sie war nicht bloß eine vortreffliche Schauspielerin, sondern auch eine treusorgende Mutter. Ihre Töchter Bertha und Clara Stich, die gewiß begabt waren, jedoch den Durchschnitt kaum überragten, suchte sie mit allen Kräften und Listen ins helle Licht zu schieben, und wer ihr dabei im Wege stand, den verfolgte sie mit ihrem Haß. Ihre größte Feindin war Charlotte von Hagn, die reizende Liebhaberin, die 1833 von München nach Berlin gekommen war. Sie war entzückend, namentlich in leichten und heiteren Rollen. Man fand, sie sei eine Grifette par excellence und zwar mit einer Virtuosität, die bei der Fülle ihrer überraschenden Einfälle, bei der Feinheit ihrer Nuancen und der graziösen Keckheit ihres Humors an Genialität grenzte. Wollte man ehrlich urteilen, mußte man gestehen: die Stichschen Töchter kamen nicht dagegen an. Aber Auguste Stich-Crelinger, die Mutter, hatte ihre Bewunderer und somit auch blinde Parteigänger. Es gab in Berlin Hagnisten und Crelingeristen, und manchmal hatte es den Anschein, als wenn die Zugehörigkeit zu den einen oder den anderen weniger mit dem Geschmack als mit der Politik zu tun hätte; jene waren aristokratisch, diese demokratisch gesinnt. Daß die Heldinnen des erregenden Haders wehrhafte Frauen waren, haben sie bewiesen. Sie pflegten nicht nur ihren Haß und schmiedeten Ränke; sie schlugen auch zu. Eines Tages sagte Charlotte von Hagn krankheitshalber ab, und Clara Stich übernahm ihre Rolle. Kaum hat das Charlotte von Hagn erfahren, ist sie selbstverständlich sofort gesund. Sie eilt ins Theater, schminkt sich, zieht sich an und steht mit ihrer Rivalin zusammen spielbereit hinter der Kulisse. Der Streit beginnt, Ohrfeigen klatschen, Frisuren werden zerzaust, Gesichter zerkratzt. Mutter Crelinger eilt der Tochter zu Hilfe und schiebt sie, als der Vorhang sich hebt, auf die Bühne, während Fräulein von Hagn so glücklich ist, in eine Ohnmacht zu sinken. Der Skandal hinter der Szene hat die Gemüter der Parteien erhitzt. Als die Hagn zum erstenmal wieder auftritt, kommt es im Zuschauerraum fast zu Schlägereien. Man hat die Billets zu der aufregenden Vorstellung



Antigone in Berlin
 kolorierte Lithographie aus „Berlin wie es ist und —
 trinkt“. 1846. Staatliche Kunstbibliothek Berlin

Charlotte von Hagn
 Zeichnung von Franz Krüger
 Sammlung Handke



mit Gold bezahlt. Man will für sein gutes Geld die Künstlerin demütigen oder erheben. Es gelingt ihrer Anmut, auch ihre Gegner zu versöhnen. Auf einmal schweigt der Tumult. Aller Augen sind wie gebannt auf die Bühne gerichtet. Charlotte von Hagn hat sich flehend auf die Knie gelassen. Der Sturm einmütigen Beifalls bricht aus. Die Biedermeier sind versöhnt. Um sich bei der nächsten Gelegenheit wieder zu streiten. Auch das Ballett gab den Anlaß zu so erbitterten Fehden.

Es hatte unter dem Grafen Redern eine glänzende Zeit. Der in Wien geborene Paul Taglioni war der Berliner Bühne als Tänzer und Ballettdichter gewonnen worden. Seine Schwester Maria war als Tänzerin ein Stern ersten Ranges, bis sie 1835 der französische Graf Gilbert de Voisines in die Ehe entführte. Sie sah nicht eben verführerisch aus. Ihr Rücken war etwas gewölbt, ihre Arme und Beine waren zu lang; böse Mäuler nannten sie die kleine Bucklige. Aber ihr Vater Filippo, ein genialer Ballettmeister, wußte ihr zu helfen. Er verbot ihr die bisher im Ballett gewöhnlichen Prunkgewänder und steckte sie in weiße, bis zum Knie reichende Musselinröcke. Man spottete, Maria Taglioni ginge zum Tanz wie zur ersten Kommunion. Doch wie und was sie tanzte, war etwas Neues. Man fand, sie sei eine Priesterin, sie bete mit den Beinen, sie tanze das Heimweh nach dem Himmel. Ihre Anhänger wurden auf die Probe gestellt, als Fanny

Glöckler nach Berlin kam und hier ihren Weltruf begründete. Sie erschien zusammen mit ihrer Schwester, die später als Freifrau von Barnim die Gattin des Prinzen Adalbert von Preußen, des Admirals und Gründers von Wilhelmshaven, wurde. Zelter berichtete mehr als einmal an Goethe über den liebenswerten Gast aus Wien: „Das Mädchen hat eine Fronte ringsherum für tausend Augen. Die Teile ihres Gesichts sind ein Farbenklavier, mit bewundernswürdiger Anmut gespielt. Liebreiz, Biegsamkeit, ja Herzlichkeit und Schelmerei spielen durcheinander, von leiser Luft getragen.“ Sie verließ Berlin, im Februar 1833, als sie merkte, daß die neu entflammte Liebe zu einem Jugendfreund, den sie als Tänzer an der Hofbühne wiedergetroffen hatte, ihre Frucht trug, und ging nach London, wo sie ihre Tochter Therese in aller Heimlichkeit zur Welt brachte. Die Leidenschaft der Parteien wurde durch diesen schnellen Abschied nicht gestillt. Es gab in Berlin wie in der ganzen Welt Glöckleristen und Taglionisten. Der Unterschied lag diesmal nicht in der Politik, sondern, noch schwerer wiegend, in der Weltanschauung. Fanny Glöckler war die heidnische, Maria Taglioni die christliche Tänzerin, die eine tanzte in sinnlicher Ekstase, die andere tanzte Goethe, aber den alten Weisen. Die eine war naïv, die andere sentimental. Und dennoch fanden auch die Taglionisten an ihrer Heldin gewisse pikante Eigenschaften. Sie tanzte nicht nur Goethe, sondern auch eine Catanella, und wer tiefer blickte, der sah wohl, daß das enfant chérie des Berliner Balletts und dieses selbst die Kehrseite der frommen Medaillen war, die auf der Brust der Heuchelei von Tausenden getragen wurden. Es hat ja auch für uns noch etwas Merkwürdiges, daß Friedrich Wilhelm III. ausgerechnet das Ballett mit seiner allerhöchsten Gnade auszeichnete und noch als alter Herr sich und den jungen Mädeln den Spaß machte, sie mit Kuchen und Schokolade zu füttern, selbstverständlich immer in Ehren, wie es sich für einen Biedermeier gehörte.

Als er starb und sich im großen wie im kleinen vielerlei änderte, lief der Vertrag des allmächtigen Generalmusikdirektors Spontini ab. Vor zwanzig Jahren, als er kam, hatte ihn selbst C. S. A. Hoffmann begeistert öffentlich begrüßt. Mit der Zeit hatte man eingesehen, daß er nicht der rechte Mann am rechten Platz gewesen war. Insbesondere war der neue König, Friedrich Wilhelm IV., kein Freund des Italieners. Er stimmte zwar einer Vertragserneuerung zu, doch sollten Spontinis Befugnisse eingeschränkt werden. Leidenschaftlich erhob er dagegen Einspruch, zu seinem Schaden auch in der Presse, und obwohl seine Erklärung in der, wie es heißt, höflichen französischen Sprache abgefaßt war, las man eine Majestätsbeleidigung daraus. Ein Prozeß war die Folge. Spontini wurde verurteilt. Der König schlägt zwar die Sache nieder, aber als der Generalmusikdirektor ans Pult tritt, um den „Don Juan“ zu dirigieren, bricht ein ungeheurer Skandal aus. Man pocht, man pfeift, man tobt. Man bedroht Spontini, der trotzdem zu dirigieren beginnt, mit Sätzlichkeiten. Man wirft nach ihm mit Steinen. Er muß das Pult verlassen. Der König ist empört und läßt ihm, als er sich von Berlin verabschiedet, Titel und Gehalt. Die Singakademie macht gut, was der gebildete Pöbel im Opernhause gefehlt hat. Sie veranstaltet für Spontini eine Feier, die ihn tief ergreift.

Das Opernhaus, das er solange einseitig, oft eigensüchtig und dennoch nicht verdienstlos geleitet hatte, brannte bald danach ab, am 18. August 1843. Man hatte das Ballett „Der Schweizer-soldat“ aufgeführt, und die Zuschauer waren um 9 Uhr befriedigt nach Hause gegangen. Es war, wie immer an solchen Abenden, reizend gewesen. Man hatte tüchtig geschossen, und Herr Biedermeier war zufrieden, nun schon seit vielen Jahren kriegerisches Getöse nur auf der Bühne zu vernehmen. Eine vergessene Patrone trug wahrscheinlich die Schuld an dem um 10 Uhr sichtbar werdenden Brand, den uns Moltke in einem Brief an seine Frau anschaulich beschrieben hat. Er kam vom Brandenburger Thor und erblickte schon von hier aus über die ganzen Linden weg „die prachtvollste Illumination. Der Apoll, welcher auf dem vortretenden Peristyl des Opernhauses steht, war magisch hell erleuchtet, die Säulen der Treppe deutlich zu erkennen. Dahinter aber wirbelte die rote Glut empor. Schon diesseits der Friedrichstraße regneten dichte Funken, und man verspürte die Hitze. Am Ende der Linden war die Straße durch ein Pikett Manen versperrt, und nur Militär und Spritzenleute erhielten Eingang. So waren der ganze schöne Platz vor der Universität, der Opernplatz und die Straße bei der katholischen Kirche freigehalten, und die prachtvollen umgebenden Gebäude, das Palais des Prinzen von Preußen, Bibliothek, katholische Kirche, Schloß, Dom, Zeughaus und Universität und die Bäume in unbeschreiblicher Pracht erleuchtet. Inmitten loderte wie ein Vulkan das Opernhaus“. An Löschen war nicht zu denken. Man war froh, die Nachbarschaft zu schützen, insbesondere die Bibliothek. Zum Glück war der Wind, der auf sie und das Palais des alten Kaisers stand, nur schwach. Mit furchtbarem Getöse stürzte der Dachstuhl des Opernhauses ein. Nur die Außenmauern blieben stehen. Die Partituren hatte man um das Standbild Blüchers aufgehäuft und wurde in der Hoffnung nicht betrogen: der im Leben stets feuerfest gewesen, war es auch jetzt. Es war noch nicht lange her (Dezember 1841), daß man die Hundertjahrfeier des friderizianischen Baus gefeiert hatte. Carl Ferdinand Langhans wurde mit dem Wiederaufbau des schon von seinem Vater innen umgestalteten Hauses beauftragt und zwar im Anschluß an die ursprünglichen Pläne Knobelsdorffs. Immerhin wurde bei aller Treue gegen das Äußere im Innern etwas ganz anderes daraus. Langhans baute das Proszenium aus und einen vierten Rang ein, und in die im Vergleich zu ehemals weit üppigere Barockdekoration malten Schoppe und Kloeber ihre klassizistischen Deckenbilder, während der Bildhauer Ludwig Wichmann, ein Schüler Schadows, die acht Allegorien neben den Logen des Ersten Ranges schuf, sitzende, edle Frauen, denen die wenigsten Besucher ansehen, daß sie neben der Aufgabe, anmutig zu wirken, die Wahrheit, die Furcht, die Kritik, die Unschuld, die Klugheit, die Freude, den Witz und die Kunst zu verkörpern haben. Im Jahre 1844 war der Neubau vollendet und wurde mit der militärischen Prunkoper „Das Feldlager in Schlessien“ eröffnet. Sie war herrlich ausgestattet; 27 000 Taler waren dafür draufgegangen. Als das Unglück eintrat, war, seit Juni 1842, Theodor von Küstner Generalintendant. Der „Chevalier“, wie man ihn spöttisch nannte, verdankte seinen Adel einem bayrischen Orden; er kam von München nach Berlin. Hier hat er bis 1851 gewirkt



Die verregnete Grunewaldpartie
Gemälde von August von Rentzell



Semnonenlager in der Mark
Gemälde von Carl Blechen

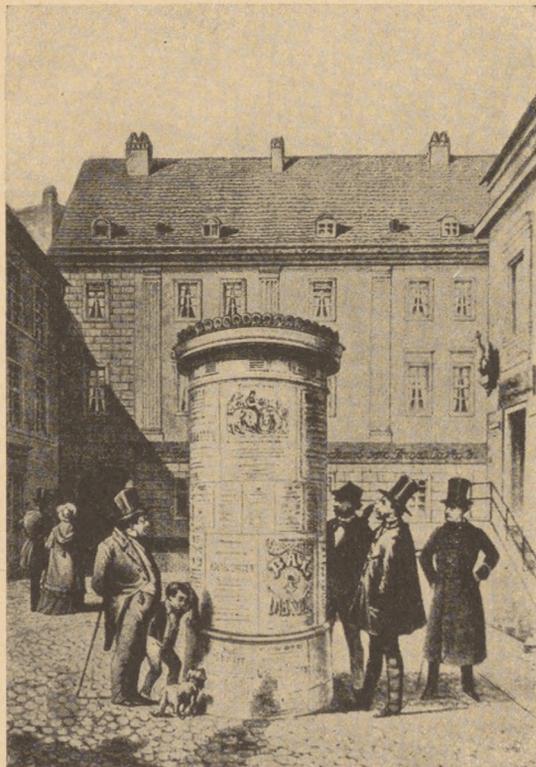
und hier ist er, achtzigjährig, 1864 gestorben. Von Leipzig, seiner Vaterstadt, her ging ihm ein guter Ruf voraus; er hatte das dortige verkommene Theater wieder zu Ansehen gebracht. Die Dichter, namentlich die jungen, die in der Bühne mehr sahen als eine Stätte flüchtiger Unterhaltung, konnten den ehemaligen Advokaten, der ein Deutsch wie ein Dresdner Chaisenträger sprach, nicht ausstehen. Und dennoch hat er ihnen und allen Bühnenschriftstellern eine große Wohlthat erwiesen. Er führte die Santieme ein, d. h. er beteiligte den Autor an den Einnahmen jeder Vorstellung, und da er 1846 alle Theater im Deutschen Bühnenverein zusammenschloß, wurde es bald unmöglich gemacht, daß jeder, der sich für ein paar Groschen das Exemplar eines neuen Stückes kaufte, es auch aufführen und Geld damit verdienen konnte, ohne dem Verfasser etwas abzugeben. Auf eine wenig erfreuliche Weise ist Küstners Name auch mit dem Richard Wagners verbunden. Er hatte bei seinem Amtsantritt in Berlin den noch von Redern als erfindungsreich und effektiv voll bezeichneten „Holländer“ als angenommen vorgefunden; er selbst hatte ihn für München abgelehnt und beeilte sich nun nicht mit der Aufführung. Erst als am 20. Oktober 1842 der „Rienzi“ in Dresden stärksten Beifall geerntet hatte und am 2. Januar 1843 der „Fliegende Holländer“ auf derselben Bühne folgte, entschloß sich Küstner, sein Versäumnis nachzuholen. Wagner kam nach Berlin, dirigierte selbst an Stelle des Kapellmeisters Henning, der nach Wagners Urteil wenig vom Dirigieren und nichts von seiner Oper verstand, und reißt das anfänglich sehr kalte Publikum mit. Doch der Beifall überlebt den Abend nicht. Die Kritik, an ihrer Spitze der sonst so gescheite Kellstab, versagte, und Herr Biedermeier pflichtete ihr bei. Im Februar hat Wagner noch das Glück, daß Wilhelmine Schröder-Devrient bei einem Gastspiel die Centa singt. Dann verschwindet die Oper vom Spielplan; erst 1868 wird sie wieder aufgeführt.

Es war nicht bloß persönliche Beschränktheit Küstners oder Kellstabs, die Richard Wagner zunächst unüberwindliche Schwierigkeiten bereitete; es war das Biedermeier, das unter keinen Umständen die Revolution wollte, und sei es auch bloß eine künstlerische. Die Herren, die noch immer im Geiste des hochseligen Biedermeiers Friedrich Wilhelms III. lebten, auch als ihm schon der redselige König gefolgt war, der eigentlich auch noch biedermeierlich fühlte, hatten ein untrügliches Gefühl für alles Bedeutende und lehnten es ab, weil es ihre in der Enge behagliche Welt zu stören und zu zerstören drohte. Die Schaubühne war in ihrem Urteil weder eine moralische noch eine politische Anstalt; sie hatte nichts weiter zu tun, als den Untertan angenehm zu unterhalten, damit er nicht auf dumme Gedanken verfiel, und nach der Meinung Friedrich Wilhelms III. waren die Königlichen Schauspiele viel zu ernst und zu feierlich. Er wollte sich des Abends erholen wie jeder andere Biedermeier auch und empfand es als eine Zumutung, sich aufregen oder gar erheben zu lassen. Eine gewisse Scheu vor echter Kunst hinderte ihn allerdings daran, seinen Geschmack oder Ungeschmack dem Grafen Brühl aufzudringen, zumal dieser bemüht war, auch den Wünschen seines Herrn Genüge zu tun. Als aber der alte und oft erörterte Plan, ein Volkstheater

in Berlin zu gründen, in den Jahren nach den Freiheitskriegen immer wieder auftauchte, zeigte sich ihm der König wohlgeneigt. Brühl war dagegen. Er fürchtete für seine Kasse und trat dafür ein, ein Vorstadttheater auf Aktien zu gründen, dessen Gewinn den Königlichen Bühnen zufließen sollte; Julius von Voß erschien ihm wie anderen als der geeignete Direktor. Doch mitten in solche Erwägungen fiel die Nachricht, daß der Kommissionsrat Cersf die Konzession zum Bau eines Volkstheaters erhalten hätte. Dieser Friedrich Cersf, der eigentlich Hirsch hieß, eröffnete die Folge der vielen jüdischen Theaterdirektoren, die Berlin durch hundert Jahre erlebt hat. Er war Pferdehändler und konnte weder lesen noch schreiben; man erzählte von ihm, er halte seinem Sekretär die Ohren zu, wenn er sich seine Briefe vorlesen lasse, auf daß dieser nicht etwa hinter geschäftliche Geheimnisse komme. In aller Eile ließ er ein Haus am Alexanderplatz zum Theater in der Königsstadt umbauen und verkaufte seine Konzession gegen eine Pacht von jährlich 3000 Talern an eine Aktiengesellschaft, deren Direktion zum größten Teil ebenfalls aus Juden bestand und deren Geschäfte Justizrat Kunowski führte. Die Direktoren – es waren meistens Bankiers, die sich ein Amüsement von ihrem Privattheater versprachen – hatten keine Ahnung von der Bühne, es sei denn, daß sie sich an Studien erinnerten, die sie hinter den Kulissen gemacht hatten. Zudem hatte Brühl durchgesetzt, daß dem Spielplan der Königsstadt Beschränkungen auferlegt wurden. Ausgeschlossen waren zunächst Trauerspiele, Opern, Pantomimen, Balletts, und von dem, was es sonst gab, durfte nur das in der Vorstadt erscheinen, was am Gensdarmenmarkt seit zwei Jahren nicht aufgeführt worden war. Die Bankiersherrschaft stürzte bald; Kaufleute übernahmen das Theater und verloren schnell mit Geld auch die Lust daran. Nach dem Bankrott im Jahre 1829 erschien Kommissionsrat Cersf als Direktor und machte, indem er ohne den geringsten künstlerischen Ehrgeiz spielen ließ, was der Masse behagte, gute Geschäfte. Das Theater schloß 1848 und wurde auf ausdrücklichen Befehl Friedrich Wilhelms IV. nicht wieder eröffnet: Am 18. März war aus dem Hause auf Soldaten geschossen worden. Man hatte am 4. August 1824 mit den größten Hoffnungen begonnen. Justizrat Kunowski sah bereits die Königlichen Bühnen überflügelt, zumal mit Hilfe einer Char besonders reizender junger Schauspielerinnen. Man begann, bezeichnend dafür, daß Berlin auch im Biedermeier keine ursprüngliche Theaterstadt gewesen ist, mit des Wieners Bäuerle „Freund in der Not“ und dem anschließenden „Ochsenmenüett“. Die Berliner waren stolz auf das neue Theater, und Brühls Sorge erfüllte sich: Der Strom der Besucher wandte sich vom Gensdarmenmarkt zum Alexanderplatz. Selbst der König fuhr hin, wenn er im eigenen Theater gelangweilt zu werden fürchtete. Das Volkstheater hatte in dem humorvollen Bassbuffo Joseph Spitzeder und seiner Gattin Henriette, der Primadonna, in der Liebhaberin Karoline Bauer und dem Komiker Schmelka hervorragende Kräfte. Alle übertraf an Volkstümlichkeit der schnoddrige Berliner Louis Angely, der schon in der Mitte der Dreißig wie ein alter Mann aussah. Er war kein besonders guter Schauspieler, doch er lieferte Stücke, in denen man lachen und weinen konnte und die echt berlinisch waren, obwohl sie zum größten Teil aus dem

Französischen stammten. Daneben spielte man am Alexanderplatz, was man aus dem Repertoire der Königlichen Schauspiele nur ergattern konnte, so Goethes „Mitschuldige“ und Lessings „Minna“, und als erlauchter Gast erschien Ferdinand Raimund in Berlin und wirkte wie in einer fremden Welt (1832). Der „ihm reichlich gespendete Beifall“, so lesen wir, „galt weniger der augenblicklichen Wirkung seines Spiels als der anerkannten Berühmtheit seines Namens“. Man bot ihm die Direktion des Theaters an, doch war er so klug, sie abzulehnen.

In den Jahren 1825–1828 war Karl von Holtei mit der Bühne in der Königsstadt eng verknüpft. Er diente ihr als Sekretär und Dichter, als Regisseur und gelegentlich sogar als Schauspieler. Sein Hauptverdienst war jedoch, daß er ihr ein lange ausgedehntes Gastspiel Henriette Contags gewann. Hingewiesen auf die Künstlerin hatte Justizrat Ludolff, der sie im Mai 1824 zusammen mit Ludwig Kellstab in Wien gehört hatte und später, einer der seltenen Berliner Verschwender des Biedermeiers, am Contagsieber elend zugrunde ging. Eine ganze Gesandtschaft, mit Justizrat Kunowski an der Spitze, eilte nach Leipzig, wo die Sängerin gastieren sollte. Es waren aber schon Bevollmächtigte anderer Bühnen auf denselben Gedanken verfallen, und es war Holteis glänzender Einfall, die schnell berühmt gewordene Sängerin bereits auf dem Wege von Prag her abzufangen. Es gelang, und dem Angebot von 7000 Talern für eine Saison konnte Henriette Contag nicht widerstehen; d. h. eigentlich führte ihre geschäftstüchtige Mutter die Verhandlung und sorgte dafür, daß auch sie mitsamt der weniger begabten und später Nonne gewordenen jüngeren Tochter Nina engagiert wurde. Henriette Contag war in Koblenz geboren als ein Theaterkind. In Prag und in Wien wurde sie gründlich ausgebildet. In Wien war sie (1823) unter Webers Leitung seine erste Euryanthe. Ihre stärkste Begabung zeigte sie jedoch in italienischen Opern. In Rossinis „Italienerin in Algier“ tritt sie in der Königsstadt zum erstenmal auf, und ganz Berlin wird verrückt. Überall, selbst unter den Fischweibern auf dem Markt, sprach man von ihr. Der Droschkenkutscher auf dem Bock las in der Zeitung die langen und überschwänglichen Gedichte an die „jöttliche Zette“. Lorbeeren waren nicht mehr aufzutreiben,



Die erste Litfaßsäule in Berlin
Zeitgenössische Lithographie
Sammlung Handke

und die Blumen nicht mehr zu bezahlen, soviel Kränze und Sträuße wurden Abend für Abend am Alexanderplatz benötigt. Man schlug sich um die Billets und brachte dem Gedränge an der Theatertür manchen Lackschuh und Frackschoß zum Opfer. Die Stimme der Contag war weder voll noch stark, jedoch glockenrein, perlenklar, silberhell, wohlklingend, besonders in den mittleren Tönen, in jedem Ton deutlich und von verführerischem Schmelz. Ihr Trillern verglich man mit Lerchenjubel. Und zu allen künstlerischen Vorzügen war sie ein liebenswürdiges, heiteres und trotz allen Huldigungen bescheiden gebliebenes junges Mädchen. Man konnte ihr nur ein Laster nachsagen: das Spiel. Stundenlang konnte sie mit dem der gleichen Leidenschaft verfallenen russischen Gesandten Mopous mit fieberhafter Hast der damals beliebten Kabusche sich hingeben. Aber das wußten die wenigsten, und es ging niemand etwas an, und wenn sie sich bei Herrn A. H. Frick an der Schloßfreiheit Nr. 4 einen neuen Sonnenschirm zeigen ließ oder einen Regenschirm, höchst empfehlenswert zum Preise von $4\frac{3}{4}$ Talern, sehr elegant, mit plattiertem Stocck für 6-7, oder bei Herrn F. W. Tondeur vorsprach, Schloßplatz Nr. 4, um die von ihm angepriesenen echten Pariser Blondentücher oder Blondentücher in allen Größen zu mustern, dann war so ein Geschäft auf lange Zeit von dem Schimmer höherer Weihe umflossen. Es ist zu begreifen, wie allgemein die Empörung war, als ein unter dem Decknamen Freimund Zuschauer schreibender Kritiker eine „Geschichte unserer Tage“ unter dem Titel „Die schöne Sängerin“ veröffentlichte. Man merkte gar nicht, daß die Satire recht matt war und sich weniger gegen die Sängerin als das von ihr bevorzugte Repertoire wandte. Man war nur wütend, daß man sich an ihr zu vergreifen wagte. Das Büchlein wurde sofort konfisziert, und einige besonders unentwegte Enthusiasten reisten nach Leipzig, dem Verlagsort der Schrift, um den Rest der Auflage zu kaufen und zu vernichten. Endlich wurde Kellstab als der Verfasser entdeckt, wurde als Pasquillant verurteilt und mußte auf drei Monate nach Spandau auf die Festung. Er hat sich durch seine Kritik an den Auswüchsen einer ansteckenden Begeisterung nicht hindern lassen, das an Henriette Contag anzuerkennen, was groß oder doch liebenswürdig und bewundernswert an ihr war. Man durfte sich auch ihre Bewunderer nicht in der Nähe betrachten. Viele sahen in ihr nur eine schöne Frau, deren Gunst man sich durch Freigebigkeit erkaufen konnte. Andre fröhnten nur der eignen Eitelkeit, denn es hörte sich gut an, wenn man sagte: „Heute habe ich der kleinen Sängerin ein Gadeau gemacht, worüber das Kind entzückt war.“ Wieder andere, und das waren noch die besten, wollten ihre Dankbarkeit durch Gaben bezeugen. Leider entwickelten sie dabei keine Phantasie, und das Ergebnis war nur, daß sich der Puztisch der schönen Sängerin mit lauter einfältigen und völlig unnützen Dingen füllte. Ihr glänzendster Verehrer war Justizrat Ludolff, der im Winter Unter den Linden, im Sommer im Tiergarten wohnte und, um ihr zu huldigen, sein eigenes Vermögen und leider auch fremdes vergeudete. Er hatte nicht nur Geld, sondern auch Geist, und die von ihm veranstalteten Feste bildeten das Tagesgespräch der Stadt. Mit seinen Freunden und Freundinnen unternahm er heitere Ausflüge nach Dreptow, den Pichelsbergen, der Pfaueninsel, Zielen, die damals und

lange noch weit draußen vor den Toren lagen. Zu seinem Geburtstag versammelte er in seinem Landhaus 300 Gäste. Man spielte Theater und musizierte, und Henriette Contag stieg als liebreizende Blumenfee aus einem riesigen Blumenkorb und sang ein Lied. Ein andermal – es war im Winter – veranstaltete Ludolff in dem von Schinkel erbauten Spiegelsaal des Konditors Fuchs Unter den Linden einen glänzenden Ball zu Ehren der Sängerin. Da der Raum beschränkt war, wurden nur dreißig tanzende Paare eingeladen, und wer zu den glücklichen Tänzerinnen zählte, durfte sich rühmen, unter die Schönheiten Berlins zu zählen, denn der Herr Justizrat, von dem noch niemand ahnte, daß er kurz vor dem Selbstmord stand, legte den strengsten Maßstab an. Als die Contag im Mai 1826 Abschied vom Königsstädtischen Theater und von Berlin nahm, trauerte die ganze Stadt. Unzählige Tränen wurden geweint, und der Gedichte waren fast ebenso viele; Holtei allein verfaßte ihrer sechs. In dem in der ganzen Stadt bekannten roten Wagen, den ihr der Fuhrherr Benz zur Verfügung gestellt hatte und den auch einmal zu benutzen die Sehnsucht jedes ihrer Verehrer war, fuhr sie unter tausendstimmigem Jubel in ihre Wohnung, die nur hundert Schritt vom Theater entfernt lag. Als sie zu Hause war, fand sie noch keine Ruhe. Mehrere Regimentskapellen brachten ihr Ständchen. Die Menge wurde nicht müde, Vivat zu rufen. Immer wieder mußte sich die Göttliche auf dem Balkon zeigen und ihr Wiederkommen versprechen. Ihre Reise nach Paris, die sie am nächsten Morgen antrat, unterbrach sie in Potsdam, wo sie ein Konzert gab. Der König war zugegen und erschien auf der Bühne, um ihr Glück auf den Weg zu wünschen. Er konnte Überschwenglichkeiten nicht leiden, selbst wenn es sich um Goethes Geburtstag handelte, und bemerkte zu der Sängerin: „Gestern abend sehr gefeiert worden – die guten Berliner im Theater und unter Ihrem Fenster noch viel Lärm gemacht – kaum einschlafen können – muß Ihnen zuletzt lästig geworden sein – mir wenigstens unerträglich so etwas – lieb' das nicht.“ Worauf Henriette so liebenswürdig wie treffend erwiderte: „Ach, Majestät, für Sie ist das nichts Neues; aber wenn einer armen Sängerin dergleichen zum erstenmal passiert, so freut sie sich doch recht herzlich.“ Es ist ihr noch oft passiert. In Paris scherzte man, Preußen müßte der Krieg erklärt werden, nicht wegen des Rheins, sondern um die Contag zu erobern, und als sie nach Berlin zurückkehrte, gelang es, sie von der Königsstadt an die Hofoper zu ziehen. Sie trat fünfzehnmal auf, als Donna Anna zum erstenmal in einer klassischen Oper, und bestand auch dieses Wagnis aufs glücklichste. Ihr Honorar betrug 11 000 Taler, dank einem Machtwort des Königs, der in seiner Begeisterung selbst Eifersuchtsanwandlungen der Fürstin Liegnitz nicht beachtete. Sie wurde Kammerfängerin, aber der glänzende Vertrag, der sie dauernd an die Hofbühne binden sollte, trat nicht in Kraft. Sie mußte zunächst ältere Verpflichtungen in Paris und in London erfüllen und heiratete dann den sardinischen Grafen Rossi. Sie entsagte der Bühne, ließ sich nur noch in Konzerten hören, und erst nach vielen Jahren kehrte sie, verarmt, auf die Bretter zurück, um ihnen bis zu ihrem frühen Tode treu zu bleiben.

Auch ihr Ruhm wurde angefochten. In demselben Jubeljahr des Gesanges, 1827, da die

Wellen der Begeisterung sich überschlugen, wenn man nur ihren Namen nannte, gab es Berliner, die Nannette Schechner noch höher schätzten. Sie riß als Fidelio, als Iphigenie, als Agathe die Zuhörer hin. Kellstab bezeichnete sie als die großartigste Künstlerin, was die Schönheit der Stimme, die Seele des Ausdrucks, den Adel des Spiels angehe, und als sie im September 1827 ihr Gastspiel als Glucksche Iphigenie beendete, ging es in und vorm Opernhaus genau so zu wie auf dem Alexanderplatz. Die Künstlerin war nicht so glücklich wie ihre Rivalin. Als sie nach sechs Jahren wiederum in Berlin auftrat, war der Glanz ihrer Stimme erloschen. Mitten in einer Aufführung des „Figaro“ konnte sie als Gräfin nicht weiterfangen und brach zusammen. Angelica Catalani, die prima cantante del monde, wie sie sich selber nannte, war 1827 zum zweitenmal in Berlin; nicht mehr so glänzend wie 1816, bezaubert auch die Siebenundvierzigjährige noch ein kunstverständiges Publikum durch ihre unübertroffene Meisterschaft im Triller und in den chromatischen Läufen. Sie hielt sich für wesentlich bedeutender als die Sontag und sagte mit unnachahmlicher Würde von ihr: „Elle est la première dans son genre, mais son genre n'est pas le premier.“ Mit der Eröffnung des erneuerten Opernhauses ist Jenny Lind, die schwedische Nachtigall, verbunden. Sie war 23 Jahre alt, da sie als Bellinis Norma zum erstenmal in Berlin auftrat. Man fand, daß ihr Gesang und jede Note gesungene Poesie stets in der vollkommensten Einheit sei, und auch sie erlebt, wie ihre großen Vorgängerinnen, daß die Berliner Biedermeier ohne eine Spur von Friedfertigkeit ihre Kämpfe um Eintrittskarten

ausfechten. Für ein Billet im 3. Rang wurden fünf Taler geboten, und wer sie bezahlt hatte, war zunächst leicht enttäuscht. Für so ein Geld erwartete man Außerordentliches, und Jenny Lind erschien als ein ganz einfaches, natürliches Mädchen. Aber kaum begann sie zu singen, merkte man: es begab sich ein Wunder, man empfand den gotterfüllten Genius, der im gänzlichen Vergessen der Außenwelt die Fülle seines inneren Lebens entfaltetete.

Ob der Genius immer Gottes, ob er nicht manchmal auch des Teufels sei, war die Frage, die auch den Berliner Biedermeier vor der gespenstischen Erscheinung Niccolò Paganinis beschäftigte. Am 4. März 1829 erschien er in



Angelica Catalani
Stich von Friedrich Wilhelm Bollinger
Sammlung Handke

Jenny Lind am Flügel
Gemälde von Asher

Berlin, ein Jahr nachdem er Wien in einen Rausch des Entzückens und der Narrheit versetzt hatte. Er war nicht der erste Geiger, von dem man sich sonderbare Geschichten erzählte. Es war noch nicht lange her, da bewunderte man den weltberühmten Geigenvirtuosen Boucher, Königlich Spanischen Kammermusikus, der nicht bloß wunderbar spielte, sondern auch dem Kaiser Napoleon verblüffend ähnlich sah. Er war schon beinah ein Artist, wenn er mit der Violine auf dem Kopf oder hinter dem Rücken spielte. Aber er hatte auch ein echtes musikalisches Herz, und es war eine herrliche Huldigung an Weber, als er bei einem Wohltätigkeitskonzert während einer kleinen Pause als Geigen solo eine Freis-



schütz-Phantasie brachte und kein Ende finden konnte, selbst als der gefeierte Komponist mit einem donnernden Klavierakkord dazwischenfuhr. Er ließ den Walzer leiser und immer leiser verklingen. Dann warf er den Bogen weg und fiel Weber um den Hals. Das Publikum raste vor Entzücken. Er war ein Mensch, wenn er auch gern ein bißchen Theater spielte. So stellte er sich neben einen blinden Geiger im Tiergarten, spielte und sammelte für ihn, bis der alte Hut des Armen randvoll mit milden Gaben gefüllt war, und ahnte nicht, daß er, vierzig Jahre später, als ci-devant Violinspieler des Königs von Spanien zu Paris in tiefstem Elend sterben sollte. Als Paganini in Berlin auftrat, schien alle Begeisterung für Boucher vergessen, denn auch Herr Biedermeier hing dem Neuesten an und hatte seine Lust an der Sensation. Und hier war sie mit Gruseln verknüpft. Man erzählte und glaubte das Märchen, daß der unheimliche Geiger wegen eines Mordes aus Eifersucht viele Jahre eingekerkert gewesen wäre, und daß er in Not und in Einsamkeit gelernt hätte, die einzige ihm gebliebene G-Saite der Violine zur Vertrauten seiner Seele zu machen. Man war in Berlin aufs höchste gespannt. Auf den Bildern,

die von ihm in den Schaufenstern hingen, stand: Der Unerreichbare! Die Proben ließen nicht ahnen, was der Meister bieten würde, denn nach seiner Gewohnheit markierte er nur. Selbstverständlich war der Konzertsaal des Schauspielhauses ausverkauft, obwohl die Preise aufs Dreifache erhöht worden waren. Die Berliner gerieten außer sich vor Begeisterung. Ludwig Devrient sagte: „Das ist keine hölzerne Geige! Das ist ein Klagen und Weinen aus zerrissener Menschenbrust, und ich wollt', daß mir als König Lear solche Töne zu Gebot ständen!“ Man bestaunte die Kunst seiner Doppeltöne, Flageolettöne, seine Oktaven und Dezimenpassagen, den Klang seiner Geige, die so schön und ruhig tönte wie keine menschliche Stimme. Man glaubte, zum erstenmal eine dämonische Natur im Gebiet der Musik leibhaftig vor Augen zu haben. „Der düstere Mann, in Märchen eingehüllt“, wie ihn Holtei anredete, wirkte wie ein Geist: bleich und knochendürr, von müder Haltung, so daß man fürchten mußte, im nächsten Augenblick würde die Erscheinung rasselnd zusammenbrechen. Aus tiefen Höhlen glühten unheimlich schwarze Augenlichter, in denen manche Beobachter allerdings auch eine gewisse Gutmütigkeit entdeckten. Er war sicher harmloser, als die Berliner Biedermeier wahrhaben wollten. Die Zeit machte ihn zum romantischen Typus des gespenstischen Geigers. Er wehrte sich gegen den Teufel, den seine Hörer neben ihm sahen. Er wußte, daß er nicht da war, daß er auch sein Genie zu einem guten Teil einer jedem zugänglichen bürgerlichen Tugend, nämlich dem Fleiß, zu danken hatte. Aber es kitzelte ihn doch, in so unheimlichem Rufe zu stehen. Was die Berlinerinnen anging, so erörterten sie natürlich besonders eingehend und fruchtlos die Frage, wie dieser seltsame Mann zu den Frauen stünde. Er hat Abenteuer gehabt, einige ernste und viele flüchtige, doch je reifer seine Kunst wurde, um so ausschließlicher diente er ihr, und wir wissen von keiner Berlinerin, die ihm nahegestanden hätte. Von seiner Gattin Antonia Bianchi, die er 1824



Paganini
spielt in Berlin
Karikatur von
Adolph Schrödter

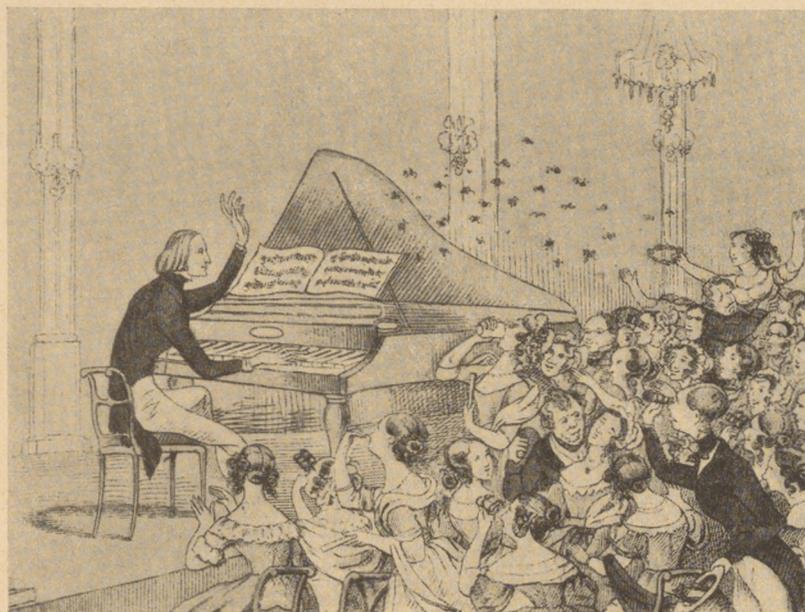
kennengelernt hatte, war er bereits geraume Zeit getrennt. An ihrer Statt nahm er auf seine Reisen, auch nach Berlin, den geliebten kleinen Achilles mit. Er hielt ihn für einen Engel und nannte ihn das einzige Glück seines armen Lebens. In Wahrheit hat er es mit dem anspruchsvollen und verzogenen Jungen nicht leicht gehabt, ertrug jedoch alle Störungen und Widrigkeiten, die er ihm bereitete, mit erstaunlicher Geduld.

Die Reihe der berühmten Virtuosen, die im Berlin der Biedermeierzeit einkehrten, war mit Paganini nicht zu Ende. Im Winter 1834 erschien Johann Strauß der Vater mit seinem Orchester als der erste Reisedirigent und bestritt seine Konzerte, was gewiß sehr kühn und gar nicht feierlich war, einzig mit Tänzen. Er eroberte die zunächst mißtrauischen Berliner und namentlich ihre Frauen und Töchter. Denn wie spielte der Mann! Alles mußte mittanzen. Er selbst war Takt geworden, sogar seine Ohrläppchen flatterten im Dreiachteltakt. Auf allen Bällen des Winters spielte er auf, und die Leierkästen trugen ein Echo seiner heiteren Lebenskunst und Lebenslust bis in die Glendquartiere der großen Stadt. Er ist später wiedergekommen, noch kurz vor seinem Tode, und hat in dem auf Friedrich Wilhelms IV. Veranlassung entstandenen Etablissement von Kroll dem scheidenden Biedermeier den Kehraus gespielt. Mehr Aufsehen als seine lebenswürdige Kunst, die man im Norden erst später zu würdigen lernte, so wie man eigentlich erst heute von einem tieferen Verständnis Grillparzers und Raimunds im protestantischen und humanistischen Norddeutschland reden darf, war der Eindruck, den Franz Liszt in Berlin hinterließ. Er versetzte die Stadt in einen Begeisterungstaumel, der selbst den Paganini-Kausch hinter sich ließ. Nach dem ersten Konzert am 27. Dezember 1841 schrieb Varnhagen in sein Tagebuch: „Abends im Saale der Singakademie Konzert von Liszt, ohne Orchester; er spielte ganz allein, wunderbar, beispieldlos, zauberhaft, mit allgemeinem, heftigstem Beifall. Seit Paganini habe ich keinen solchen Meister gehört. Die Ouvertüre zu Wilhelm Tell, eine Phantasie über Motive aus Robert der Teufel und Erlkönig von Schubert waren am schönsten. Wir hatten ganz nahe Plätze und sahen den geistvollen, feinen, schönen Mann ganz genau. Zuletzt spielte er einen chromatischen Galopp, den ich nicht aushalten konnte. Er hatte meine Pulse in seiner Gewalt, und sein Spiel beschleunigte sie so, daß mir schwindlig wurde.“ Der Zudrang war so stark, daß Liszt nach dem zehnten Konzert genötigt war, statt in der Singakademie im Opernhause zu spielen. Von den bis zum 2. März veranstalteten 21 Konzerten dienten neun wohltätigen Zwecken, und es gab wenig Bittsteller, die er abwies, denn so reich seine Einnahmen waren, so leichten Herzens trennte er sich von seinem Gelde, recht im Gegensatz zu Paganini, der etwas von einem Geizkraken hatte. Besondere Bewunderung erregte, daß er fast alles auswändig spielte. Im Schloß wie im Palais des Prinzen von Preußen war er zu Gast. Alexander von Humboldt, Cornelius, Rauch bemühten sich um seine Freundschaft. Eine große goldene Medaille, die Verehrer auf ihn prägen ließen, zeigte sein Bildnis und feierte den „Genius, den Künstler von Geist und Gemüt, den Ehrenmann von Gesinnung und Charakter“.

Man sieht, auch in der Begeisterung empfand man biedermeierlich, und Tugend stand gleichberechtigt neben dem Talent. Ehrungen überhäufte ihn. Aber mehr Freude als alle andern, selbst als die Ehrenmitgliedschaft der Akademie und der ihm vom König angeheftete Pour le mérite, wird ihm die Huldigung Berliner Kinder bereitet haben, die ihm zum Dank für eine reiche Spende an ein Kinderheim ein Morgenständchen brachten und Blumen streuten. Wie immer, äußerte sich die Begeisterung auch in närrischen Formen. „Man hat ihn fetiert“, lesen wir, „man hat ihm Serenaden gebracht; eine Dame ist vor ihm niedergekniet und hat ihn gebeten, seine Fingerspitzen küssen zu dürfen, eine andere hat ihn im Konzertsaal publice umarmt, eine dritte hat den Überrest aus seiner Leetasse in ihr Flacon gegossen – hunderte haben Handschuhe mit seinem Bild getragen – viele haben den Verstand verloren.“ Das Einzigartige aber war der Abschied. Die Studenten, für die er wiederholt gespielt hatte, gaben ihm das Ehrengelicht, und das Volk stand an der Straße und jubelte. Sein mit sechs Schimmeln bespannter Wagen war von 51 Reitern in akademischem Wuchs umgeben. Dreißig vier-spännige Wagen schlossen sich an, Hunderte von Privatequipagen folgten. Das Königspaar war in die Stadt gekommen, um den Zug zu sehen. „Nicht gleich einem König, sondern als ein König zog er aus, von jubelndem Volksgedränge umringt“, schrieb Ludwig Kellstab, „als ein König im unvergänglichen Reiche des Geistes.“

So anregend und genußreich das Auftreten weltberühmter Sängerinnen und Virtuosen in Berlin gewesen ist: eine Musikstadt wäre sie in der Biedermeierzeit nicht geworden ohne die ständige und oft unscheinbare Arbeit tüchtiger heimischer Kräfte. Hier ist an erster Stelle Carl Friedrich Zelter zu nennen. Der junge Maurermeister kam erst spät dazu, sich ganz der Musik zu widmen. 1791 war er als Tenor der von seinem Lehrer Carl Friedrich Christian Fasch gegründeten Gesellschaft beigetreten, der für ihre Proben ein Saal im Akademiegebäude eingeräumt wurde und die daher den Namen Singakademie erhielt. Nach Faschs Tode übernahm Zelter die Leitung, und in den kommenden Jahren, die ihn noch immer seinen Brotberuf auszuüben zwangen, entwarf er eine Anzahl beifällig aufgenommener Denkschriften zur Neuordnung der staatlichen Musikpflege. Im Mai 1809 erhielt er dank Wilhelm von Humboldts Förderung eine Musikprofessur an der Akademie und war nun endlich in seinem Element. Bis ins hohe Alter von ungemeiner Rüstigkeit und Klarheit, und darin seinem Freunde Goethe vergleichbar, dem er, ein treuer Gefolgsmann, bald ins Grab nachstieg, hat der „derbe, geprüfte Erdensohn“ eine Fülle von Ämtern verwaltet. Er leitete die Singakademie und die von ihm 1808 gegründete Liedertafel zur Pflege des Männergesangs und froher Geselligkeit, war Ehrenmitglied der bald danach gestifteten Jungen Liedertafel, Professor an der Akademie der Künste, Leiter und Lehrer am Institut für Kirchenmusik, Universitätsmusikdirektor, Bibliothekar der Musikaliensammlung usw. Er hatte eine hohe, kräftige Gestalt mit flugen, markigen Zügen und offenen, blauen Augen, ein echtes Berliner Original, derbgrob bis

Franz Liszt in Berlin
 kolorierte Lithographie
 aus „Berlin wie es ist
 und — trinkt“
 1847
 Staatliche Kunstbibliothek
 Berlin



zur Unausprechlichkeit, borstig wie eine Schuhbürste, heißig und kraßig wie ein Bär, voller Schrollen und Grillen, aber treu wie Gold, und nicht bloß dem „göttlichen Freund“ in Weimar, dessen Prophet in Berlin er geworden war. Wie jeder echte Künstler, haßte er den unfähigen Dilettantismus, und als ihn eine Sängerin in der Nachbarschaft mit ihrer Zinkenstimme tagaus, tagein zur Verzweiflung brachte, rannte er in die Stube seiner Töchter, die gerade Klavierunterricht erhielten, und brüllte den erstaunten Lehrer an: „Herr, schaffen Sie mir einen Mann für Mamsell Niqué, oder ich bin verloren!“ Worauf ein paar Tage lang in Berlin das Gerücht umlief, Zelter sei verrückt geworden. Zu Beethoven findet er nur allmählich den Weg. Dessen Kunst fördert verdienstlich der Hofkapellmeister Karl Moser, ein ausgezeichnete Geiger, namentlich im Quartett, und Gründer der Quartettunterhaltungen, aus denen später die Sinfonie-Soiréen hervorgingen. Mosers glänzendste Tat ist die erste Aufführung der Neunten Sinfonie in Berlin am 27. November 1826. Das Werk, das Friedrich Wilhelm III. gewidmet ist, krönt eine durch viele Jahre unausgesetzte Bemühung um die Kenntnis Beethovens, die Liebe zu seiner Kunst. Zelters unvergänglicher Ruhm ist, die Berliner zu Johann Sebastian Bach geführt zu haben. Schon sein Lehrer Fasch hatte sich des Thomaskantors angenommen. Spontini hatte in einem Konzert des Jahres 1828 Bach neben Beethoven hören lassen. Zelter selbst war schon vor Jahren mit Proben zur Matthäuspassion beschäftigt gewesen. Nachdem eine 1826 gegründete Philharmonische Gesellschaft der Singakademie ein Liebhaber-Orchester zur Verfügung stellte, nahm Zelter den großen Plan wieder auf. Am 11. März 1829 ist es soweit: die Matthäuspassion ist aus der Vergessenheit neuerstanden, und Zelter war es, der die Tat vollbrachte, nicht sein Schüler Mendelssohn, den er die erste Aufführung dirigieren

ließ. Der Erfolg war gewaltig, eine Überlieferung wurde geschaffen, die bis auf den heutigen Tag fruchtbar geblieben ist. Zelter konnte stolz sein auf alles, was unter seiner Führung für das Berliner Musikleben geschehen war. Es machte ihm Spaß, doch behielt er als guter Berliner die Kritik. „Das Musikwesen“, schrieb er an Goethe, „drängt sich hier wie die Krebse im Kessel; alles schilt und lästert darüber, und keiner kann genug kriegen, sie laufen immer wieder hin und kommen zurück wie sie waren.“



Schusterjunge
Auschnitt aus der „Parade auf dem Opernplatz“
1829
Von Franz Krüger

Das Vergnügen der Einwohner

So lebhaft sich die Berliner Biedermeier über die künstlerischen Vorzüge der Frau Crelinger und des Fräuleins von Hagn, Ludwig Devrients und Carl Seydelmanns stritten, so eifrig wenigstens die hochgebildete Schicht des Bürgertums an den Arbeiten Schinkels und Rauchs, Krügers und Wachs teilnahm und so stolz jedermann auf die gelehrten Zierden der Universität und der Akademie war: den Enthusiasmus der Masse weckte die Musik. Sie war es auch, die der Geselligkeit des Berliner Vormärz ihr eigentliches Gepräge gab. „Unter allen Künsten, welche das Leben zieren“, schreibt ein Beobachter im Jahre 1831, „nimmt die Musik gegenwärtig fast die erste Stelle ein, sie ist gleichsam eine der nötigsten geselligen Tugenden geworden, deren Ausübung Beliebtheit und eine gewisse Unentbehrlichkeit zur Folge hat. Musik ist der Talisman, welcher seinem Besitzer den Weg zu den Herzen der Menschen bahnt.“ An diesen Talisman hat die bürgerliche Welt noch viele Jahrzehnte geglaubt, und zahllose haben sich mit Gesang, Klavier und Geige plagen müssen, ohne dafür berufen gewesen zu sein, einzig um ererbten Ansprüchen der Gesellschaft und der Geselligkeit an den Gebildeten zu genügen. Die in jeder Hinsicht unfähige Musikmacherei in den Salons und den guten Stuben um die Jahrhundertwende gehört in das Bild des verwilderten Geschmacks jener Zeit. Sie erlosch, als die Schallplatte das nötige musikalische Unterhaltungsfutter jedermann bequem und gebrauchsfertig zu liefern begann, und nachdem man, zumal in dem technischen Rausch, in den das Radio versetzte, das Ende der Hausmusik als unabwendbar verkündet hatte, knüpfen wir heute mit ihrer vertieften Pflege wieder an die Überlieferung des Biedermeiers an. Freilich wagen wir wohl kaum zu hoffen, daß wir unsere Vorfahren erreichen oder gar übertreffen werden; denn man begnügte sich nicht damit, die Haustochter ans Klavier zu setzen und eine Sonate von Clementi exekutieren zu lassen. Man wagte sich vielmehr an so schwierige Aufgaben wie Dratorien oder Opern. Selbstverständlich wurden sie für die häusliche Wiedergabe stark vereinfacht, und wer Glück hatte, gewann für die eine oder andere Hauptrolle ein Mitglied der königlichen Oper. Jedoch man war auf so schätzbare Hilfe nicht angewiesen und sang und spielte sich selber durch, so gut es ging, und es ging oft sogar sehr gut. Im Parthey'schen Hause versammelten sich die musikalischen Freunde an jedem zweiten Sonntagabend zum Konvent. Bernhard Klein, Sohn eines Kölner Weinschänke und seit 1822 in Berlin als vielseitiger und erfolgreicher Musiker tätig, saß am Klavier und spielte den „Don Juan“. Seine Braut, die früh verstorbene Lili

Parthey, Nicolais Enkelin, sang die Zerline. Don Juan selbst war der Prediger Ritschl, sein Diener Leporello ein Schüler Kleins, ein Musiker gab den Komtur, ein Geheimer Postrat den Oktavio, zwei Justizratstöchter die Anna und die Elvira. Ein andermal huldigte man der reizenden Lili zum Geburtstage durch die Aufführung des ersten Aktes von Mozarts „Cosi fan tutte“. Zu derlei Veranstaltungen erschien sogar Hegel gern. Freilich forderten Aufführungen dieser Art viel Vorbereitung und brachten durch Wochen das ganze Haus durcheinander, und wir fühlen es Lili Parthey nach, wenn sie einmal aufatmend in ihr Tagebuch schreibt: „Ich habe gefunden, daß es unendlich hübsch ist, allein zu sein, und den Nachmittag einmal recht in Musik geschwärmelt und mich recht satt und ausgespielt. Es geht so gut, wenn man weiß, daß niemand zuhört und die Fehler zählt.“ Ihres Vaters Haus in der Brüderstraße war nicht das einzige, in dem es so sang und klang, und man hat unrecht getan, als Hauptzeugnis für die Pflege der Musik im Berliner Biedermeier immer nur oder vorzugsweise das Mendelssohnsche Haus in der Leipziger Straße zu nennen und zu schildern. Auch beim Ofenfabrikanten Feilner ging es musikalisch zu, und seine Tochter Amalie, die den Bildhauer Wichmann, einen Schüler Schadows, geheiratet hatte, durfte Jenny Lind als Logiergast in ihrer Eltern Haus begrüßen und wurde ihre Freundin. Und die Catalani sang beim Staatsrat Staegemann, der selber ein Dichter war und in dessen geselliger Umwelt Wilhelm Müller die später von Schubert vertonten Müllerlieder dichtete und als Rollen gleichsam unter seine Freunde und Freundinnen verteilte. Die schöne Müllerin selber war Elisabeths Tochter Hedwig Staegemann gewesen, dereinst Gattin des Museumsdirektors von Döfers, die erst 1891 starb und die Überlieferungen des elterlichen Hauses und seiner edlen Geselligkeit einer neuen, ganz anders gearteten Zeit wie in einem schönen alten Bilde erhielt. Im Staegemannschen Salon galt die vom Hausherrn geprägte Losung: „Disput muß sein, wenn in die Gesellschaft Leben und Interesse kommen soll“, und wir haben Zeugnisse dafür, daß der geistige und künstlerische Gehalt der Staegemannschen Abende den der gerühmten Tees bei Rachel Varnhagen weit übertraf. Als die Catalani sang, war gerade der Geburtstag Frau Elisabeths. Die beiden Damen kannten und schätzten sich von Paris her, und als die große Künstlerin sich hören ließ, gab es niemand unter den Gästen, der nicht mit fortgerissen und erschüttert worden wäre; auch die Sängerin selbst. Gerührt von der Macht und Schönheit der eigenen Stimme, umarmte sie Elisabeth und sagte schluchzend: „Che bel dono di Dio la voce!“ Dem Hause Bettinas von Arnim stand die ihren Töchtern befreundete Johanna Matthieu nahe, die später des Dichters und Kunsthistorikers Gottfried Kinkel mutvolle Gattin wurde. Sie hat sich durch Lieder, eine humoristische Vogelkantate, sogar durch eine Operette, „Die unterbrochene Landpartie“, einen ernsthaft zu nehmenden musikalischen Namen erworben. Für die Geselligkeit ihrer Freunde war sie aufs liebenswürdigste tätig. Nach einem Einfall Bettinas schrieb sie zu Savignys Geburtstag eine Opera seria „Savigny und Themis oder die Olympier in Berlin“. Sie war auch die Anregerin des Kaffeeerbundes,



Familienbild Gemälde von Louise Henry

denn als sie im Juni 1840 aus Bonn den Berliner Freundinnen von den „Kaffeehäusern“ berichtete, die sie dort um sich versammelt hatte, meinte Gisela von Arnim, die spätere Gattin Herman Grimms: „Das könnten wir eigentlich hier auch machen!“ Eine Anzahl junger, doch auch alter und älterer Mädchen, unter ihnen die Schwestern Bardua, Ottilie von Graefe, die Schwester des berühmten Augenarztes, Marie Lichtenstein, die Tochter des großen Zoologen, schlossen einen Bund, der während der Wintermonate wöchentlich einmal zu einer reichum stattfindenden Kaffeestunde zusammenkam. Doch wollten und sollten die Kaffeehäuser nicht bloß Kaffee trinken. Jedes Mitglied mußte etwas Eigenes zum Vorlesen mitbringen. Trompeten und Knarren taten Beifall und Unzufriedenheit kund. Orden der goldenen und silbernen Kaffeekanne wurden verliehen. Sogar eine an mittelalterliche Hofdamen erinnernde Tracht wurde geschaffen. Von den zuckerhutförmigen braunen Kopfbedeckungen wallten lange rosa Schleier, und wer beim Vorlesen leicht verlegen wurde, durfte sein Angesicht hinter diesen verbergen. Was im



Lesende. Federzeichnung von Johann Gottfried Schadow vom 29. September 1839
im Berlinischen Künstler-Verein

Tunnel mit handwerksmäßigem Ernst betrieben wurde, fand hier ein etwas backfischmäßiges Widerspiel. Man nahm es mit dem Ausschluß der Männer auf die Dauer nicht so streng, wie die Bundesstatuten wollten. Doch so zarte und sanfte Poeten wie Herman Grimm und Emanuel Geibel mochten ihren Kaffee ruhig mit den Damen trinken, ohne daß die Gefahr bestand, der Verein werde männlicher Roheit überantwortet werden. Während der robust gebaute Tunnel viele Erschütterungen überdauerte, ist der Kaffeter in den unruhigen Märztagen 1848 „von dem unerbittlichen Zahnen der Gegenwart dahingerafft. Er war zu gut für diese Welt. Friede seiner Asche!“ So hieß es in einem vom Präsidenten und vom Protokollführer unterzeichneten Manifest des 28. April. Das ganze Unternehmen mutet uns wie manche andre Form geselliger Unterhaltungen der Biedermeierzeit fast ein wenig allzu kindlich an, und vielleicht sollte man gerade die Kaffeter eher in Dresden als in Berlin vermuten. Aber es muß doch etwas dran gewesen sein, was auch anspruchsvolle Köpfe befriedigen konnte. Dieselbe Caroline Bardua, die solches Vergnügen am Präsidenten Maiblümchen, den Formeln und Leistungen des Klubs empfand, konnte wohl unterscheiden, was auch an der Geselligkeit des Biedermeiers echt und unecht war. So nennt sie einmal die großen Berliner Musikgesellschaften eine aufgeputzte Langleweile. In acht Reihen saßen bei Generaldirektor Kuhlmeier Zuhörer und Zuhörerinnen unter dem Kronleuchter, und die wenigsten wußten mit der dargebotenen Haydn'schen Kindersinfonie etwas anzufangen. Was hat der Scherz mit der Kindertrompete der schönen Frau zu sagen, die



Der Gesangverein. Zeitgenössische Lithographie. Historia-Photo

sich im Gefühl ihrer Schönheit im Fauteuil wendet und biegt, in dicken stoffenen Falten, in weithin strahlender Unbedecktheit, die Haare geschmückt mit schwarzen Sammetflügeln und unzähligen zartknospenden Rosen! Die Malerin zeigt uns den Menschentyp, der das Verderben der Biedermeierkultur und ihrer Geselligkeit werden sollte: die Bourgeoise. Es war derselbe Widerwille gegen Kümmerlichkeit und Aufgeblasenheit, dem Theodor Fontane gerade bei der Betrachtung seiner biedermeierlichen Jugendjahre oftmals Ausdruck geliehen hat und der dem aus der großen Welt heimgekehrten Alexander von Humboldt den Seufzer eingab: „Berlin, ick hew de dick en satt, du bist en blivst en Barenstadt.“ Freilich ist ein Teil der Unzufriedenheit mit den geselligen Freuden der Biedermeierzeit auf den allzu stark entwickelten kritischen Sinn der Berliner zu schieben. Wer nörgelte und spöttelte, hatte es leicht, für geistreich zu gelten.

Neben der Musik wurden auch die anderen Künste zur Verschönerung häuslicher Feste gepflegt, und wenn man sich auch vor der Annahme hüten soll, daß dergleichen Veranstaltungen immer hohen Ansprüchen genügten: schon indem man bei eigenen Versuchen Schwierigkeiten erkannte, gewann man ein innigeres Verhältnis zur Kunst, als es dem bloß Genießenden vergönnt zu sein pflegt. So studierten z. B. die Kinder und Freunde des Parthey'schen Hauses zu des Vaters Geburtstag das Lustspiel des Dänen Holberg „Don Ramudo de Colibrados“ ein und malten sogar die Dekorationen selber. In der Cantianstraße im gelben Empireaal von Frau von Olfers führten Bettinas Kinder den „Ponce de Leon“ von Clemens Brentano auf. Beim Streichen hatte die Mutter geholfen. Schon bei den Lesepробen stellte sich allerdings heraus, daß es unmöglich war, das Stück mit seinen Zärtlichkeiten und vielen Umkleidungen mit Herren zu spielen. Zu ihrem großen Ärger warf man diese hinaus und verteilte auch die männlichen Rollen unter Mädchen. In der Gegend des Dranienburger Tors hatte Onkel Heinrich von Arnim Haus und Garten; er hieß der lahme Arnim, denn er hatte bei Ligny etwas abbekommen und humpelte nun als Vortragender Rat im Ministerium. Bei ihm fühlten sich die Kinder Bettinas besonders wohl. Oft erschien auch der Hausfreund August Kopisch unter der „Bande“. Man spielte Theater, auch aus dem Stegreif, man musizierte, deklamierte, dichtete, malte, silhouettierte, und der Garten des Onkels wurde von den eifrigen Dilettanten der aus-gezeichnete genannt. Lebende Bilder verstand Caroline Bardua meisterhaft anzuordnen. Maxe von Arnim, Bettinas Tochter, begeisterte als Blumenmädchen, als Schutzengel, als Madonna den jungen Sänger, dem sich bald alle Mädchenherzen neigen sollten: Emanuel Geibel.

Die große und bewußt deutsche Geselligkeit, wie sie bei Staegemann, bei Bettina, bei Wilhelm von Humboldt, bei Georg Andreas Reimer, dem Buchhändler, und später im Olfers'schen Hause gepflegt wurde, hatte in ihrer bürgerlichen Art auch die höfischen Kreise beeinflusst. Als Zimmermann wegen der Aufführung seines „Andreas Hofer“ in Berlin war, wohnte er beim Generalintendanten Grafen Redern am Pariser Platz. Um 4 Uhr wurde gespeist. Alexander von Humboldt, Rauch und Schinkel waren eingeladen. Die Aristokraten beginnen die Unterhaltung



Abendgesellschaft in einem Berliner Bürgerhause am Dönhofsplatz
1825. Gemälde von Julius Schoppe im Märkischen Museum

auf französisch. Doch diese Verbeugung vor dem 18. Jahrhundert und seiner klassischen Geselligkeit ist nur flüchtig. Nach fünf Minuten hat sich die ganze Tafelrunde auf das ehrliche Deutsch geeinigt. Es ist der uns vielfältig bezeugte Reiz in den besten geselligen Veranstaltungen des Berliner Biedermeiers gewesen, daß man sich bemühte, über wesentliche Dinge zu sprechen, und trotzdem versichert blieb, daß sich ein allzu großer Aufwand an Ernst nicht lohnen würde. Es ging alles auch ganz anders. Man hatte es im großen erlebt. Mit welchen Hoffnungen hatte man die Schlachten gegen Napoleon geschlagen, und wie erbärmlich war der Deutsche Bund als Ausdruck deutscher Macht! Doch die Dinge liefen weiter, und wer aufmerksame Sinne hatte, spürte bereits die Kräfte, die eine bewegte Zukunft gestalten würden. Wer allerdings zu weit dachte, kam leicht ins Amüsante. So machte es Wilhelm von Humboldt, während er Schloßchen Segel zu einer Antikensammlung werden ließ, das größte Vergnügen, sich vorzustellen, wie man nach tausend Jahren aus dem märkischen Sande genau wie in Rom griechische Torsen graben würde.

Der Berliner Salon der Biedermeierzeit ist, wie diese selbst, an der Politik gestorben. Der baltische Schriftsteller Alexander von Ungern-Sternberg, der von 1842 bis 1848 in Berlin lebte, schildert, wie die allgemeine Unterhaltung stockt, sobald politische Fragen aufgeworfen werden. Es bilden sich Gruppen in Fensternischen. Man flüstert zu zweit oder zu dritt. Eine Unduldsamkeit macht sich bemerkbar, die auf religiösem Gebiet in einer sehr langsamen Entwicklung der Köpfe und Herzen überwunden worden war, die man jedoch auf politischem noch bis in eine ferne Zukunft als Charakterstärke rühmen zu müssen glaubte. Man half sich mit Salonkonversation, wie sie bei dem Maler Wach und seiner Schwester, der Schriftstellerin Henriette Paalzwow, als Ersatz einer echten und geistig fruchtbaren Geselligkeit gepflegt wurde. Wilhelm Wach war zurückhaltend und höfisch vorsichtig. Er hatte zu viele Beziehungen zu pflegen, um sich den gefährlichen Luxus einer eigenen Meinung leisten zu dürfen. Seine fleißige Schwester lebte in einer Welt, die genau so trügerisch romantisch war wie die Romane, die sie in bewundernswerter Ausdauer und mit pedantischer Regelmäßigkeit schrieb. Als eine altertümliche Burgfrau stand sie in ihrem gotischen Zimmer, in faltigem Sammetuntergewande, mit knapp anliegendem Obergewand, das mittelalterliche Täschchen mit dem Schlüsselbund an der Seite. Der Gast wurde auf ein gotisch geschnitztes Möbel hingesezt und empfand an Rücken und Seiten die Einpressungen der gotischen Rosen und scharfen Schnörkel. Vor einer Nische mit einer verschleierte Muse brannte ein Licht. Auf dem Piano stand ein Kreuzifix. Mittelalterliches Geschirr füllte Konsolen und Untersätze. An den Wänden hingen Wachse Bilder, schöne Frauen und Apostelköpfe, gotische Madonnen und moderne Portraits. In dieser Umgebung las gelegentlich Charlotte Birch-Pfeiffer aus einem Drama vor, das sie nach einem Paalzwowschen Roman gefertigt hatte. Man sieht, die Ansprüche hatten sich gesenkt, seit bei Reimer im Hause des späteren Reichspräsidenten die Gäste Goethischen Dramen, Schillerschen Balladen und Jean Paulschen Romanen gelauscht hatten. Schon blicken wir in jene spätbürgerliche Welt, die das Antlitz der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zu prägen bestimmt war, die nicht mehr aus dem eigenen Reichthum lebte und sich mit selbstverständlicher Sicherheit auch die Formen häuslichen Behagens und geselliger Freuden schuf, sondern bald in diesem, bald in jenem Stil ihr Heil erblickte und die Vergangenheit als ein Maskenverleihinstitut benutzte.

Man hat oft gespöttelt, daß die äußeren Genüsse der Berliner Geselligkeit in Biedermeierzeiten recht dürftig gewesen seien. Man habe die Butter auf die Brötchen sparsam geschmiert, und der Tee sei oft sehr dünn gewesen. Die schwedische Schriftstellerin Magdalena von Silfrer-stolze, die außer bei Bettina auch bei Amalie von Helwig, geborenen Freiin von Imhoff, zu Gaste war, schrieb: „Das Souper bestand aus einem deliziösen Kuchen und Obst. Es sah schön aus und schmeckte gut, aber für schwedische Mägen doch wohl eine zu ästhetische Nahrung.“ Es waren dieselben Häuser, in denen auch Gneisenau gern einkehrte, sooft er in Berlin zu tun hatte. Die Helwig brachte aus ihrer schwedischen Ehe die Begeisterung für nordische Dichtung

nach Berlin. Wichtiger als das, was sie selber schrieb, wurde ihre Übersetzung der Segnerschen Frithjofsage, ein Jahr nach ihrem Erscheinen (1826). Anderwärts ging es üppiger zu, und wenn die feinen Leute mit den geistigen Genüssen, wenigstens vorgeblich, zufrieden waren: ein Mann wie Feilner, der in seinen Werkstätten um 100 Arbeiter beschäftigte und dessen Öfen sogar Goethes Aufmerksamkeit erregten und verdienten, denn sie heizten sich gut und sahen vortrefflich aus, hielt auf eine wohlbesetzte Tafel. Er war noch ein Handwerker, der selbst mit anpackte und die Kundschaft besuchte und sich zur Erholung am Sonnabend einen Schoppen in Böttchers Weinstube auf dem Dönhofsplatz gönnte. Doch er hatte den Trieb nach dem Höheren. Er ließ sich von Schinkel sein neues Haus aus Backsteinen und im klassischen Stil erbauen. Ein Arzt und ein Bildhauer wurden seine Schwieger söhne, und er rechnete es sich zur Ehre an, Schadow und Begas, Schinkel und Benth als häufige Gäste bei sich zu sehen. Die Musik, die von Frau und Töchtern eifrig betrieben wurde, ließ er sich gefallen, obwohl er selbst ganz unmusikalisches war. Doch wenn er dann bei Tisch saß, so saß er lange und aß mit Bedacht, um reichlich genießen zu können. Rauch hielt es einmal nicht aus. Er rannte weg, weil um 7 Uhr der Braten noch nicht serviert wurde, nachdem es um $\frac{1}{4}$ Uhr bereits das Rindfleisch gegeben hatte. Es war in der That viel Geduld, die hier verlangt wurde. Doch selbst Liszt und die Sontag hatten sie aufgebracht, so anziehend, so herzlich war der Ton, der im Feilnerschen Hause herrschte.

Auch der geistig Unbedeutende und künstlerisch Unbegabte fühlte die Verpflichtung, zur geselligen Unterhaltung etwas beizutragen. Am Ende lernte jeder junge Mann, was von den Damen gefordert wurde: eine Anekdote gut erzählen, eine Neuigkeit ansprechend mittheilen, Notenblätter wenden und Pfänderspiele arrangieren. Ja, da das Dichten allgemein geworden war, brachte es auch ein unpoetischer Berliner Biedermeier fertig, ein paar artige Glückwunschsverse zu dreheln. Man war nicht überall anspruchsvoll. Mancher machte sich beliebt, weil er Schattenbilder an die Wand warf oder aus Äpfeln und Kartoffeln lustige Köpfe schnitt. Ein begabter Raucher verstand, den Rauch aus Nase und Ohren zu blasen. Wer zum Tee geladen wurde, rüstete sich mit Geduld, Hunger, Whistkarten und zwei Salern aus, und wenn er noch dreieinhalb Wize und zwei nagelneue Anekdoten zur Verfügung hatte, so durfte er gewiß sein, als ein angenehmer Gesellschafter zu gelten. Auf dem Sofa thronte die Dame des Hauses und fragte, wer Rum und wer Sahne zum Tee wünsche, wem sie mit Tee, Kuchen oder mit Butterschnitten dienen dürfe. Nachdem die Neuigkeiten erschöpft waren und die Töchter des Hauses gesungen, gespielt, deklamiert hatten, rückte man zu Gesellschaftsspielen zusammen: „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg“, „Saler, Saler, du mußt wandern“. Der Schwarze Peter machte die Viergroschenstücke locker, und Pfänderspiele führten, auch wenn das Küssen verboten war, sehnstüchtige Herzen und Hände zusammen. Unendliches Gelächter erscholl, wenn der Mehlberg auf den Tisch gestellt wurde, denn es galt, den in dem weißen Berg begrabenen Ring mit dem Munde herauszuholen.



Tanzvergnügen
Gemälde von
Theodor Hofmann

Gern und eifrig wurde getanzt. Im Winter 1820 kam die Française auf, und jeder bemühte sich, ihrer Schwierigkeiten, ohne allzu große Verwirrung anzurichten, Herr zu werden. Im übrigen lesen wir, daß die hübschen Biedermeierinnen in Berlin dem Tanz allzu hemmungslos huldigten, als wenn sie für die Stunde bezahlt würden. „Es ist nicht mehr ein Tanzen, es ist ein Rasen, eine Arbeit, ein Frondienst, ein Gliederzappeln, eine systematische Epilepsie, eine St. Veitswut, eine musikalisch-galvanische Verzückung . . . Die Mädchen hören auf, Mädchen zu sein, alle Schönheit erlischt, alle Grazie entflieht, alle Anmut schwindet, alle Natur entweicht, und vor uns stehen Blocksbergkandidatinnen in modernen Kleidern mit triefenden Locken, mit schweißübergossenem Nacken, mit klapperndem Busen, mit keuchendem Odem, mit irrsinnigen Blicken, unvermögend, ein Wort zu sprechen, und diese Wesen bilden sich ein, sie gehören zum zarten, zum schwachen, zum lieblichen, zum schönen Geschlecht!“ Der mürrische



Ball. Gemälde von Friedrich Kaiser. Historia-Photo

Beobachter schließt: „Man ertantzt sich keinen Ehemann.“ Die Mädchen seiner Zeit dachten anders und behielten recht. Die Klagen über die jungen Damen gehen weiter und überraschen den, der sich vom Berliner Biedermeier ein allzu stilles Bild gemacht hat. Man meint, daß die Töchter mehr für die Welt als fürs Haus erzogen würden, und preist wieder einmal die gute alte Zeit, da alles vernünftig und anständig eingerichtet war; schade nur, daß diese viel berufene Zeit in der Wirklichkeit nie zu finden gewesen ist. Die Mädchen haben – so lesen wir 1833 – keinen Sinn mehr für das stille Leben in der Familie, sondern suchen rauschende Vergnügungen, ohne daß uns verraten wird, ob auch der Mehlberg und der Schwarze Peter darunter rechnen. Man wirft ihnen Eitelkeit und Gefallsucht vor. Sie schmökern Romane und besuchen das Theater, statt sich auf Hauswesen und Kinderzucht vorzubereiten, und wovon sie sich unterhalten, sind Komödianten und Dienstoffoten, Moden und Bälle, Konditoreien und Landpartien. Was insbesondere die Dienstoffoten angeht, so scheinen die Berliner Biedermeierinnen ein sehr tyrannisches Regiment geführt zu haben: „Wie manches Händchen, dessen zarte Finger wir am Abend in einem Adagio bewundern, hat vor wenigen Stunden in den Locken des Kammermädchens ganz furioso herumgewühlt! Wie manche Dame, die abends fast zu zart ist, den Karobuben zu stechen, hat ihre Hand amazonenmäßig auf den Wangen ihres Mädchens geübt.“

Die Wohnungen, in denen der Berliner Biedermeier hauste, waren nach den Begriffen einer späteren und üppigeren Zeit sehr bescheiden, und zwar namentlich was die Räume anging, die vor fremden Besuchern verborgen blieben, also auch die Schlafzimmer. Schleiermacher z. B. schlief in einer so engen Kammer, daß gerade und knapp die Bettstelle darin Platz fand, und als sich Caroline von Humboldt ein Badezimmer einrichtete, galt das als ein sonderbarer und höchst überflüssiger Luxus. Doch soll man aus den kleinen Waschschüsseln nicht schließen, daß die Leute damals wesentlich unsauberer als wir heute gewesen wären. Man konnte sich auch in einem hölzernen Schaff wundervoll abseifen, und ist ja auch heute schon wieder soweit, das tägliche Vollbad für schädlich zu erklären und das altgewohnte Bad am Samstagabend als das richtige zu preisen. Einem Geschlecht, dem das Prozen Freude bereitete und das hinter Bugenscheiben in breitem Behagen Fugger und Welfer zu spielen liebte, ist die Einrichtung der Biedermeierstuben ärmlich erschienen, und man hat ihre bescheidene Echtheit zugunsten falschen Poms auf den Boden verbannt oder zum Trödler verstoßen. Viele unter uns können sich noch erinnern, wie etwa um die Wende des Jahrhunderts die Schönheit des Biedermeiermöbels wiederentdeckt wurde. Nachdem man durch alle Stile, die heroischen wie die galanten, getaumelt war, fühlte man, daß dieser bürgerlich-gemütvoll gewordene Klassizismus auch noch in einer gewandelten Welt echt und angemessen wirkte. Man konnte als Enkel in den glatten und freundlichen Möbeln der Großeltern wohnen, weil sie sachlich waren und auf äußerlichen und damit vergänglichen Schmuck verzichteten. Es war nicht der Architekt, der sich hier aussprach, sondern der Handwerker, der aus Auftrag und Zweck die Form empfing. Insbesondere hat man den Stuhl wie nie zuvor durchgearbeitet. Die



Die Braut und die Schwester des Malers
Gemälde von Carl Zitelgraf



Das Balkonzimmer. Gemälde von Adolph von Menzel. Nationalgalerie Berlin



Auf dem Schaukelpferd. Gemälde von Adolph Henning

Polster konnten aus dem Sitz herausgenommen werden, was die Reinigung erleichterte. Die Höhe des Stuhls bestimmte die Tiefe, unbequeme Querleisten wurden entfernt. An den Lehnen sollen die Schulterblätter anliegen, damit die Brust frei wird. Der Lehnstuhl nimmt den Rücken behaglich auf. Die Armlehnen werden hoch, breit und flach gebildet. Das Lieblingsmöbel der Zeit war der Glaschrank, die Servante mit ihren Gläsern und Tassen, auf denen freundliche Wünsche und beziehungsreiche Bilder zu sehen waren: „Nie eine trübe Minute!“ oder „Quand ce coq chantera, mon amitié finira.“ Wer es sich irgend leisten konnte, entwickelte auch in der Biedermeierzeit Luxus. Gesteht doch selbst Schadow von sich, als er sein Haus beschreibt: „Sein eigener Hang zum Splendiden hat ihn freilich in der Auszierung etwas über das Notwendige hinausgeführt. Dies aber ist im allgemeinen die Weise seiner Landsleute, der Berliner.“ An dem, was dem Bürger als vornehm, d. h. auch als solide und praktisch galt, konnte sich selbst der König genügen lassen und ist in der Tat mit seinen Ansprüchen nicht weitergegangen. Friedrich Wilhelm III. ließ sich von Schinkel ein Gartenhäuschen im Charlottenburger Park erbauen; es sollte ihm und der Fürstin Liegnitz als Sommerfrische dienen und erinnerte mit seinen nach allen vier Winden offenen Loggien an eine Villa, die der König in Neapel bewohnt hatte. In seinem Arbeitszimmer stand ein kleines Mahagonischreibpult mit einer Büste der geliebten Tochter Charlotte, der russischen Kaiserin. An der Wand hingen Kupferstiche, Bildnisse der Familienmitglieder. Ein Gang war mit Tellern geschmückt, die Bilder der russischen Armee zeigten, ein Geschenk des Zaren. Im Schlafzimmer hielt die preussische Armee in Puppen Wache, die zwei Glaschränke füllten. Die Bettdecke war ein Schal, den Luise getragen hatte. Genaueste Einblicke in Biedermeiereinrichtungen gewährt uns die von Friedrich Wilhelm IV. veranstaltete Aquarellsammlung. Hier sehen wir insbesondere, wie es mit Gardinen, Portieren, Wandbespannungen, Möbelbezügen, Tischdecken, Teppichen beschaffen war, lauter Dingen, die sich aus der Zeit zwischen 1815 und 1848 verhältnismäßig selten erhalten haben, die verbraucht worden sind oder von den Motten gefressen, weil sich kein Berliner vorstellen konnte, daß sie jemals eine Bedeutung gewinnen würden.

Was die Kleiderstoffe für Damen anging, so wurde Seide selten getragen. Sie war zu teuer, und das eine seidene Kleid, das man etwa zur Hochzeit kaufte, mußte die festlichen Gelegenheiten vieler Jahrzehnte feiern helfen. In bescheidenen bürgerlichen Familien ist es noch bis gegen 1900 so geblieben. Wolle, namentlich Baumwolle, mußte genügen, und Kattun war auch für junge Mädchen aus wohlhabenden Häusern anständig. Der Anflug der Schleppe blieb dem Biedermeier erspart. Um die guten Kleider zu schonen, trug man daheim Schürzen. Bis ums Jahr 1825 lebte in der Frauenmode das Empire weiter. Die Kleider lagen eng an, der Gürtel war dicht unter die Arme gerutscht. Der faltenlose Rock fiel bis an die Knöchel. Die Schuhe wurden mit Bändern kreuzweis gebunden. Die Hüte, die an Herrenzylinder erinnerten, wiesen vorn einen breiten, hinten einen schmalen Schirm auf. Dann weiteten sich die Kleider. Nicht mehr die Antike, sondern das Mittelalter gab das in beiden Fällen mißverstandene Vorbild ab. Insbesondere entstanden die

Ungeheuer von Ärmeln, die mit kleinen Federkissen ausgestopft und durch eine Stahlfeder auseinandergesperrt wurden, die sogenannten Gigots (Schammelkenlen); dafür wurden die Hüte seit etwa 1836 klein. Die Ärmel waren sehr unbequem, was ihre Verbreitung nicht hinderte. Wollte man z. B. vierhändig Klavier spielen, so mußte der Ärmel neben dem Nachbarn hochgeschlagen und durch eine Nadel an der Schulter befestigt werden, und auch bei Tisch wurden sie so behandelt. Durch die ganze Biedermeierzeit hält sich die um 1800 aufgekommene Schute. Die Haube, die den Dienstmädchen vorbehalten blieb, eroberte sich in den dreißiger Jahren auch die Gunst der Madames. Sie störten mit ihren gewaltigen Aufbauten ärger als mit den Hüten die hinter ihnen sitzenden Theaterbesucher, die nicht wagten zu bitten: „Legen Sie die Haube ab!“, denn was mochte es manchmal gekostet haben, daß die Trägerin unter die Haube kam? Und die Zopfgebirge, die dann freigelegt wurden, waren vermutlich nicht weniger störend. Gern trugen die Damen Schmuck, die Ringe sogar über den Handschuhen. Wir hören Klagen, daß die Damen in Gesellschaften die Schönheiten ihres Busens und ihres Nackens allzu freigebig zeigten, zum Kummer der Manufakturwarenhändler, die mit ihren Stoffen viel weiterreichen, als der Wandel des Geschmacks es billigen kann. Ein galliger Kritiker meint: „Was die Fabriken dadurch verkürzt werden, das gewinnen die Apotheker, Ärzte und Totengräber. Da, wo die Stoffe aufhören, da fängt ja eigentlich erst der Stoff an! Eva war eine echte Landpomeranze, denn als sie Gott suchte, versteckte sie sich, weil sie nackt war; wozu verstecken, warum ist sie nicht auf den Ball, ins Theater oder ins Konzert gegangen?“

Auch für die Berliner Biedermeierin gab es einen Schönheitskanon, an den man glaubte und den niemals ein Mensch erfüllt hat. Der Mund sollte nicht breiter sein als die Nase. Grübchen waren erwünscht. Der Hals, nicht zu kurz, sollte hinreichend voll, rund und fleischig sein und unmerklich in Kopf und Brust übergehen. Über die schönen Schultern glitt man zum Busen, den man zierlich wünschte. Kenner hatten festgestellt, daß der Raum von einer Brustwarze zur andern am glücklichsten dem entsprach, den man von der Brust bis zur Mitte der Halsgrube maß. Die Figur sollte schlank sein, und man hatte bemerkt, daß in solcher Hinsicht die am besten bedacht zu sein pflegten, die sonst nicht sehr hübsch aussahen. Die Schädlichkeit des Korsetts hatte man bereits entdeckt, ohne daß die Damen daran dachten, es abzulegen. Auch zu enges Schuhwerk zog ihnen die Eitelkeit an und verdarb ihnen die Füße, namentlich die zweite Zehe, die ganz unnatürlich und unklassisch hinter der großen zurückblieb. Diese Biedermeierdamen hatten ihre Vapeurs; das gehörte zum guten Ton. Wer von Nervenschwäche oder Krämpfen nichts wußte, galt als unfein. Die Mode schrieb vor, daß man eine Frühlingskur zu Hause brauchte, um eine für eine Badereise geeignete Sommerkrankheit zu haben.

Wir bilden uns ein: es war eine friedliche und vor allen Dingen frauliche Welt. In den niedrigen Zimmern mit dem bequemen Hausrat tickte, durch den spiegelnden Glassturz vor Staub geschützt, die blanke Spieluhr und sang allständlich mit spinnwebfeiner Stimme ihr gefühlsvolles Lied. Die

Eine Schneidermamsell
 Kolorierte Lithographie
 von Franz Burchard Dörbeck
 Aus der Folge „Berliner Ausrufer, Costüme
 und locale Gebräuche“. Berlin um 1830
 Staatliche Kunstbibliothek Berlin



porzellanene Schäferin winkt dem Schäfer, der gleich ihr aus der Königlichen Manufaktur stammt, die Stunde zu nutzen, da noch das Lämpchen glüht, und immer wieder fühlen wir uns versucht zu glauben, daß damals jede Frau den Ruf vernommen hat und ihm gefolgt ist. Jedoch das ist nicht so. Neben klaren Erscheinungen, wie Luise Hensel oder Johanna Winkel, die nicht ohne Kämpfe, aber mit sicherem Blick auf das ihrem Wesen Entsprechende in ihrem Gott oder in ihrem Mann des Lebens Weihe und Glück erkannten, sehen wir die große Schar von unverständenen Frauen, die immer wieder die Form zerschlugen, die sie sich selbstgeschaffen, und deren verhängnisvolle Unraft es gerade war, was sie ihrer Zeit so interessant erscheinen ließ. Die unverständene Frau der Romantik und des Jungen Deutschlands sprengt die Fesseln biedermeierlicher Bürgerlichkeit, nicht weil sie sich ausleben will, sondern weil sie den letzten Einklang von Herz und Geist, von Leib und Seele vermisst. Sie braucht in der Ehe nicht unglücklich zu sein. Bettina war mit Achim von Arnim aufs innigste verbunden und hat die Liebe und die Bewunderung unzähliger geerntet. Aber im Leben schoß sie doch wie ein irrer Stern durch die dunkle Welt. Sie gab sich, wie sie sein wollte, und nicht, wie sie war. Sie wollte ursprünglich sein und wurde leicht taktlos. Im Hauskleid, ohne Mantel und Schal, den Ridikül am Arm, lief sie schon in aller Herrgottsfrühe den Leuten ins Haus und war nicht wieder wegzubringen. Es war selten die Vernunft, der sie folgte. Sie war ein elektrischer Funke. Ihrem wirblichen Wesen, ihrer Zerstreuung zum Trotz ward sie eine gute Mutter und Frau. Doch wo ihr alles darauf ankam, verstanden zu werden, blieb sie ohne Echo. Goethe ließ sich ihr Dienen nur gerade gefallen, und Friedrich Wilhelm IV., dem sie das Los der Berliner Armut schilderte, machte von ihren Hinweisen, Anregungen, Forderungen keinen Gebrauch; er begriff sie nicht, denn in ihrem sozialen Empfinden eilte sie der Biedermeierzeit weit voraus. Durch eine Tat, die zeigte, wie groß die Opfer werden können und müssen, wenn man aus dem gewöhnlichen Kreise des Handelns und Fühlens austritt, wurde Charlotte Stieglitz unsterblich (1834). Es war nicht bloß die Liebe zu ihrem Mann, die der jungen Hamburgerin den Dolch ins Herz stieß. Als sich das reizende Mädchen mit dem Oberlehrer, Bibliothekar und Dichter Heinrich Stieglitz vermählte,

schien nach der Auffassung der Zeit nichts einer glücklichen Ehe im Wege zu stehen. Charlotte überschätzte das bescheidene Talent ihres Mannes, der den Reichtum orientalischer Poesien mit der schauspielerischen Begabung seiner jüdischen Rasse schulmäßig nachzuahmen sich bemühte. Sie sieht ihre Aufgabe darin, ihn zu begeistern, seine Phantasie zu beflügeln. Doch hat sie schon als Braut an beängstigenden Ahnungen gelitten. Sie war drauf und dran gewesen, sich den Hungertod der wahlverwandten Ottilie zu bereiten oder im Bade zu bleiben, und nur eine schwere Krankheit hatte ihren Lebenswillen gestärkt. Jetzt mußte sie erleben, daß ihr schwacher Mann unfähig zum Glück war. Die körperlose Gemeinschaft, in der sie sich zu leben mühten und die den Erdgeborenen nicht zukommt, war ein Hauptgrund der Katastrophe. Charlotte fühlte, wie ihr Mann die Fülle des Lebens, die sie ihm schenken konnte und wollte, nicht begriff. Er verkam in der Fron des Alltags. Er war ein Literat, kein Dichter, ein Bastler, kein Schöpfer. Da nahm sie, eine liebende, aber enttäuschte, eine geliebte, aber unverstandene Frau, den Dolch, den sie ihrem Mann als Waffe für die Hochzeitsreise geschenkt hatte, und brachte das nutzlose Opfer. Die Suche nach dem Rechten, die die kleine Charlotte nach der ersten und einzigen großen Enttäuschung in den Freitod jagte, packte die mecklenburgische Gräfin Ida Hahn-Hahn, die Tochter des Theatergrafen, beherzter an. Die unglückliche Ehe mit einem Vetter, für den seine Pferde und Hunde mehr zu bedeuten hatten als seine Frau, löste sie kurz entschlossen. Viel auf Reisen, machte sie auch in Berlin eine Weile großes Haus und verfocht nicht bloß in der Dichtung, sondern auch im Leben den Grundsatz von der Emanzipation des Fleisches, bis sie dem Zauberer von Rom gleich so vielen problematischen Naturen ihrer Zeit erlag. Wie aus den Jahren Noras klingt es in einem Gutzkowschen Schauspiel „Ella Rose“ auf, wo es zu den Rechten des Herzens gehören soll, daß die Frau an den Sorgen des Mannes teilnimmt, und ihn entwürdigt verläßt, weil er ihr dies versagt. Neben der unverstandenen Frau taucht die emanzipierte auf, die männliche Schöne, die nichts von der Lieblichkeit ihres Geschlechts hat. Sie fährt nicht, sie reitet; sie spielt nicht Klavier, sondern Violine; sie spricht nicht, sie donnert; sie geht nicht, sondern schreitet wie ein Feldwebel. Sie wiegt sich auf dem Stuhl, schlägt die Karten auf den Tisch, ißt mit Hast, leert das Glas auf einen Zug. Sie gestikuliert lebhaft. Während des Theaters erhebt sie sich in den Zwischenakten, lorgnettiert das Publikum, verkündet mit lauter Stimme ihr Urtheil. Sie tanzt unermüdlich und am liebsten die tollsten Tänze. Sie schnupft, hat sich eine langauslaufende männliche Handschrift angewöhnt und würde brennend gern einmal einer Hinrichtung beizohnen. Sie sicht, spielt Billard und Pharaon und trägt Kleidung von auffallendem Schnitt. Die Männer machen ihr eifrig den Hof, aber keiner zeigt ernstlich Lust, sie zu heiraten.

Auch für die Berlinerinnen des Biedermeiers erhielt die Mode einen starken Reiz durch die vielen Kleinigkeiten, die der Luxus ersann und für die schnell Begeisterten zu einem Bedürfnis machte. Das Schminken galt nicht für schick, und Seifen mit Wohlgerüchen waren unverhältnismäßig teuer. Erschwinglich war das Kölnische Wasser, und am billigsten und duftigsten kam weg, wer

Rosenblätter, Lavendel oder Reseda zwischen die Wäsche legte. Taschenuhren hatten nur wohlhabende Leute besseren Standes. Als Hautpflegemittel empfahlen Tren & Nunglisch Lait de Rose, Crème de Limasons, Crème d'Amandes amères. Im Jahre 1829 trugen die modernen Damen buntgestickte Handschuhe und Strümpfe sowie Stiefelchen von veilchenblauem Maroquin und mit Marderpelz gefüttert. Bei durchbrochenen Strümpfen zieht man Socken von Atlas oder Taft unter, damit man die nackte Haut nicht sieht. Was sich eine Braut von ihrem Bräutigam wünschte, läßt das Verzeichnis eines allerdings besonders üppigen Brautkörbchens schließen: ein Kleid von Chantillyblonden, ein weißes und ein rosenrotes Atlasunterkleid, ein chinesischesgrünes Kaschmirkleid, ein Kleid von navarinblauem Atlas, ein englisches Spitzenkleid, ein italienischer Strohhut, ferner noch vier Hüte, drei Kaschmirschals, Spitzen, Schmuck, Fächer usw. Mit Eifer war man auf ausländische Waren und Muster aus, und die Berliner Geschäftsleute waren bemüht, alle Anforderungen zu erfüllen. Unter den Bogenlauben des unter König Friedrich I. an der Stechbahn errichteten Kaufhauses fand man die angesehensten Firmen: Die Mittlerische Buchhandlung, die Lischkesche Musikalienhandlung, Quittels Puz- und Modehaus, die Konditorei von Josty, die Bank von Jaquier & Securius, den Militärschneider Bock, den Goldschmied Millinger, den Tischler Schneevogel, das Obstgeschäft der Madame Fournier (ein Duzend Apfelsinen kam einen Taler aufwärts). Ein Pfund Butter kostete 9, eine Stahlfeder 5, ein Buch in der Leihbibliothek für den Monat 8 $\frac{1}{2}$ Silbergroschen, und der Königliche Hofmechanikus, Optikus und akademische Künstler Petitpierre empfahl als angenehmes und nützliches Weihnachtsgeschenk 1829 Zündmaschinen, mit Platina eingerichtet, elegant, sauber und dauerhaft gearbeitet mit chinesischer und anderer Malerei, unempfindlich gegen Feuchtigkeit und Kälte. Aus Prag wurde ein Schnell- und Reisetintenpulver empfohlen. Ein Herr Wasz in Wien hatte einen Badeschrank mit Staubrege erfunden; er hielt 16 Maß Wasser, genug für ein Bad von 30 Minuten, und kostete 38 Gulden. Man brauchte bloß, genau wie heute, die Zeitung zu lesen, und es ergaben sich unabsehbare Möglichkeiten, sein Geld loszuwerden, nur daß der Biedermeier etwas betüchelter und ehrpüßlicher dazu verführt wurde als wir.

Es waren nicht nur die Damen, die ihre Schönheit auf eine oft sehr kostspielige Weise und mit Hilfe einer allzu gefälligen Industrie ins rechte Licht zu stellen suchten. Die Berliner Biedermeierherren eiferten ihnen nach, und die Ansprüche der Mode waren für viele sehr hart. Ein paar neue Röcke, zwei Paar Hosen, ein halbes Duzend Westen, ein Hut – das galt als das mindeste, was alljährlich angeschafft werden mußte, und wenn man als mittlerer Beamter 600 Taler Gehalt bekam und davon 250 für Miete und Bedienung ausgeben mußte, so läßt sich leicht ausrechnen, daß für das tägliche Leben verwünscht wenig übrigblieb. Zichorienkaffee, Kartoffeln, mager belegte Schnitten wurden mehr als gesund verzehrt; denn zu allem Unglück drohte alljährlich die eine große Gesellschaft, die man um des Ansehens willen geben mußte. Und die jungen Damen, die ihre Schals und schottischen Mäntel, ihre Schmachlocken und Lorgnetten so geschickt ins Feld zu



Mode um 1836. — 1. Kleid von Pour de Soie mit Bandschleifen; Kopfsuß ebenfalls mit Bandschleifen; Kragen von Brüsseler Application. — 2. Capote von Pour de Soie; Kleid und Beinkleider von gesticktem Batist. — 3. Hut von Gros de Naples mit Blumen; Kleid von Jacomet und seidener Schal. — 4. Rock von neuer Farbe, Lord Novart genannt; enge Beinkleider von weißem Kaschmir. — 5. Hut von Reistroh mit einer Feder und Band; Kleid von Wollensmuslin und Mantille von Atlas mit Spitzen. — Oben sind abgebildet: Reistrohhat, gefüttert und mit Blonden ausgepust (von zwei Seiten); Capote von Pour de Soie; Hut von italienischem Stroh mit Blumenkranz; Hut von Gros de Naples; Blondenhäubchen. Historia-Photo



Mode um 1838. — 1. Herrenanzug zum Ausgehen: niedriger Hut mit breiten Krempe; Rock von Luch, mit Aufschlägen, Klappen und plattem Stragen von Sammet; Luchbeinkleider; Stiefel mit breiten, hohen Absätzen. — 2. Turban mit Blumen; Kleid von Rips, mit Blondenvolant; Mäntelchen (Mantel) von Atlas, mit Gold gestickt und mit Goldtroddelein. — 3. Koppsuß mit schwarzer Blonde und goldenen Nadeln, Kleid von Algierzeug, mit schwarzen Spitzen besetzt; Burnus (arabischer Mantel) von Kaschmir, mit Hermelin gefüttert und besetzt. — 4. Haarpuß mit Goldspitzen und einem goldenen Pfeile; Kleid von Seidenzeug, mit Silber broschirt und mit reichen Silberspitzen garniert. — 5. Hut von Atlas mit Blonde und Blumen; Oberrock von Gros de Naples, mit Sammet und Schnüren ausgepust; Muff von Schwan. — Oben sind die neuen Haarpüße abgebildet. Historia-Photo



Ein Herr kauft Krawatten
Nach einer
farbigen Lithographie
Historia-Photo

führen verstanden, waren nun einmal so oberflächlich, daß sie auf einen gut sitzenden Frack, auf goldene Uhrketten und weiße Strohhüte, auf Radmäntel und Halsbinden mehr als billig Wert legten. Der elegante Berliner Biedermeier läßt sich Hemden aus Foulard, doch ja ohne Knöpfe machen, denn es gilt für einzig schick, sie mit einer diamantenesetzten oder goldenen Nadel zu schließen. Er trägt zwei seidene Westen übereinander, die obere braun oder ponceaurot mit Zeichnungen von Seide oder Samt, die untere weiß mit kleinen Rippen und bunten chinesischen Zeichnungen. Die Lorgnette hängt nicht mehr an einem Band, sondern an einer goldenen Kette. Man gilt nicht mehr für unfein, wenn man öffentlich raucht. Die neben den Zigarren aufkommenden Zigaretten dreht man sich selbst aus spanischem Tabak und besonderem Papier. Geht der Herr auf Reisen, so nimmt er ein Necessaire zur Pflege der Zähne und Nägel und mit allerlei Schalen und Fläschchen mit. Auch Messer und Gabeln und Teller und Tassen für zwei Personen fehlen so wenig wie Tinten- und Sandfäßchen und eine silberne Feder. Kommt er vom Lande in die

Hauptstadt zurück, so hat er sich bei seiner Dame mit Blumen in einem weidenen Körbchen zu melden. Macht er Besuch, so gibt er geschriebene Visitenkarten selbst ab, gestochene schickt er durch einen Bedienten, sitzt er zu Pferd, so wäre es falsch, wenn er den Hut zum Gruß lüftete; er bengt bloß den Kopf und hebt die Reitpeitsche zur Brust. Geht er auf Jagd, so läßt er sich einen Schirm von einem Bedienten nachtragen; die Damen haben es noch bequemer: sie setzen sich nur in die Kalesche und fahren vergnügt an den zum Frühstück ausersehenen Platz.

Man hatte für Sport noch nicht viel übrig. Im Juni 1829 fanden die ersten Pferderennen in Berlin statt und zogen viele Neugierige an. Weit mehr Aufsehen machte im September desselben Jahres Mademoiselle Elisabeth Garnerin, die in die Luft zu steigen verhieß. Ihr Ballon und ihr Fallschirm wurden vorher im Konzertsaal des Schauspielhauses ausgestellt. Das Experiment glückte wider Erwarten der skeptischen Berliner. Die kühne Dame stieg höher als ihre Eintrittspreise, und schmunzelnd quittierten die Zaungäste das Schauspiel: „Alles gesehen und nicht bezahlt.“ Majestätisch stieg der Ballon ins Blaue. Dann kam das Spannendste: der Absprung mit dem Fallschirm. Auch er glückte. Die Pilotin landete in einem Hof am Köpenicker Feld und hatte das Glück, daß von allen, die zu Pferde der Richtung ihres Ballons folgten, ganz allein Prinz Karl sie bei ihrem Niedersinken erwischte. Sehr volkstümlich war die Zirkuskunst, der seit 1821 auf dem Exercierplatz vor dem Brandenburger Thor eine Stätte erbaut worden war. Hier kam es zu Königs Geburtstag 1835 zu der sogenannten Feuerwerksrevolution. Das übliche Abbrennen von Kanonenschlägen, Raketen und ähnlichen festlichen Dingen war zu einem groben Unfug entartet und infolgedessen verboten worden. Man kümmert sich nicht darum und raucht sogar unter den Augen der Polizei. Es kommt zu Schimpfereien. Dann ereignet sich, was immer geschieht: ein Schuß fällt. Einige Verhaftungen werden vorgenommen. Noch ist am Nachmittag alles ruhig. Jedoch am Abend geht es los. Die Masse versucht, den Zirkus zu besetzen, um die Gendarmen vom Dach aus anzugreifen. Militär treibt die Auffässigen in die Stadt. Kürassiere gehen scharf vor, selbstverständlich auch gegen ganz Unbeteiligte. Fensterscheiben klirren, sogar im Prinzessinnenpalais und in der Kommandantur. Der Zirkus wird erstürmt und zerstört. Es dauert Tage, bis die Ruhe wiederhergestellt wird. Man sah in den Ereignissen nichts weiter als Ausschreitungen ungebildeten Pöbels und fragte nicht danach, ob es sich wirklich nur um das Abbrennen von Feuerwerk gehandelt hatte, ob nicht Gründe für eine tiefe politische und namentlich wirtschaftliche Unzufriedenheit der Masse vorlagen. Der Zirkus auf dem Exercierplatz hat den Kravall, der um seine Mauern tobte, überstanden. 1841 gab in ihm der berühmte Briloff Vorstellungen in der höheren Reitkunst und verband sie schon damals mit großen Pantomimen, woran nach der Meinung vieler Kundiger der echte Zirkus zugrunde gegangen ist. Man spielte außer dem „Tra Diavolo“ nach Aubers 1830 uraufgeführter Oper „Das Biwak und die Retirade Napoleons“, eine „große historisch-militärische Szene mit Märschen und Gefechten zu Pferde und zu Fuß“ nebst der glänzenden Suite des Kaisers, dem ein Pferd unter dem Leibe erschossen wird. Grenadiere der

Alten Garde nehmen das Tier auf eine Bahre und tragen es unter bengalischer Beleuchtung aus der Manege, ohne daß der wackere Zirkusgaul sich rührt, was als das Nonplusultra der Pferdedressur gepriesen wird. Auch heitere Stücke wurden gespielt, wie die Pantomimen „Der verrückte Maler“, und auch wenn „Ritter Hugo mit dem Flammenschwert“ auftrat, wird man mehr Heiterkeit als Grauen gespürt haben. Unter den Mitgliedern befand sich Ernst Jakob Renz, der aus der Heilbronner Gegend stammte und berufen war, den Zirkus als groß- und weltstädtisches Unternehmen einzurichten. Zur Zeit des Jahrmarkts fanden sich viele wandernde Schausteller in Berlin ein. In einer Bude auf dem Dönhofsplatz waren Wachsfiguren zu sehen, und Lili Parthey sprach sich lobend darüber aus. Sie war auf Räuber und Mörder gefaßt gewesen, und es waren meist vornehme Leute zu sehen, Kaiser, Könige und andere Fürstlichkeiten, auch Papst Pius VII., den Napoleon so schlecht behandelt hatte, mit seinem Cardinal-Staatssekretär Consalvi und Andreas Hofer, der Tiroler Freiheitsheld, fehlten nicht. Scheußlich erschien ihr nur der Schauspieler Koch aus Wien als Macbeth.

Im Jahre 1846 wurde der Grevierplatz, den an der Stelle des heutigen Reichstags das Palais des Grafen Athanasius Racinski mit der berühmten, auch allgemein zugänglichen Bildergalerie schmückte, von Peter Josef Lenné umgestaltet, dem großen Gartenbaumeister aus Bonn. Mag der Glanz seines Namens auch am hellsten in Potsdam strahlen, dessen Landschaft durch ihn das Gepräge empfing: Das Berlin des Biedermeiers dankt ihm den Tiergarten. Natürlich gab es Leute, die den verwilderten Wald ihrer Jugend für viel schöner erachteten als den Park, den Lenné unter verständnisvoller und tätiger Teilnahme des späteren Königs Friedrich Wilhelm IV. daraus machte. Man schwärmte, daß die Kinder ungestört unter den uralten Bäumen spielen und auf den Wiesen Blumen pflücken durften. Es gab sogar Erdbeeren und Himbeeren zu finden, und man spottete, als Pflöcke eingeschlagen wurden, um den Rasen vor dem Betreten zu schützen: „Lieber ein Nasenbein zerbrechen, als den Rasen des Tiergartens verletzen.“ Doch wer ehrlich urteilte, mußte zugeben: so sehr üppig war der Urwald nicht, es gab viele Stellen, wo man nichts sah als Staub und Sand, und daß nur eine einzige, jederzeit passierbare Straße durch den Tiergarten führte, die Charlottenburger Chaussee, war zweifellos ein unwürdiger Übelstand. Seit 1836 entstanden die von ihr, der großen Quer-, der Bellevue- und der großen Sternallee begrenzten Anlagen mit ihren freigelegten mächtigen Baumgruppen und Hainpartien, sowie die erweiterte Umgebung der Rousseauinsel, z. T. nach den Ideen des Kronprinzen, der einen eigenen Entwurf für die symmetrische Gestaltung der 1839/40 in Angriff genommenen Kleinen und Großen Sternallee lieferte. Soviel Arbeit allein schon der Tiergarten Lenné machte: er sah in eine weite Zukunft und wollte noch späten Enkeln des Berliner Biedermeiers die Erholung inmitten und dicht vor der Stadt ermöglichen. Er nahm sich der Gärten von Schönhausen und Charlottenburg an, sorgte für die Kranken durch den der Charité geschaffenen Garten, legte den Friedrichshain im Osten hinter dem Alexanderplatz an und machte den Landwehrkanal mit seinen

Die Zirkusreiterin
Magdalena Kremzow
als „Sylphide“
Lithographie
von Hermann Goldberg
Staatliche Kunstbibliothek
Berlin



kastanienumsäumten Uferwänden zu einer der entzückendsten und leider von der Nachwelt höchst undankbar behandelten Straßen der Stadt. Auch der Zoologische Garten, einer der landschaftlich hübschesten in Deutschland, ist Lennés Schöpfung. Den Gedanken hatte freilich kein Gärtner, sondern ein Naturforscher gehabt: Professor Heinrich Lichtenstein. Der junge Hamburger war als Arzt in holländischen Diensten nach dem Kapland gekommen und 1811 an die Berliner Universität berufen worden. Das ihm seit 1813 unterstehende zoologische Museum schien ihm nicht ausreichend, lebendige Anschauung zu vermitteln. Er schrieb „Gedanken über Errichtung zoologischer Gärten bei Berlin“ nieder, und Alexander von Humboldt, immer empfänglich und hilfsbereit, war so freundlich, die Abhandlung Friedrich Wilhelm IV. vorzulegen. Der König war einverstanden, stiftete als Gelände den südlichen Teil der im Tiergarten unterhaltenen Fasanerie sowie den auf der Pfaueninsel gehaltenen Tierbestand, den noch der alte König gesammelt hatte. Dazu kamen als Betriebskapital von königlicher Gnade 15 000 Taler. Die Eröffnung fand im August 1844 statt. Die Berliner waren empört, daß sie fünf Silbergroschen Eintritt zahlen sollten, denn es war in der Biedermeierzeit wie noch lange: Die Berliner waren immer nur Weltstadt, wenn es nichts kostete. Gereifte Leute wiesen darauf hin, daß der Besuch des Pariser Tiergartens umsonst sei, und dort gäbe es unendlich viel mehr zu sehen als bei Herrn Lichtenstein. Was hatte er denn Bemerkenswertes? Noch 1846 waren es einige Affen, zwei Bären, einige fremde Vögel und „Tiere aus hiesiger Gegend“, für die nun schon überhaupt kein vernünftiger Mensch etwas zahlen wollte, denn die kannte er doch oder bildete es sich wenigstens ein. Herr Biedermeier war sehr unzufrieden mit seinem Zoo und noch mehr mit Professor Lichtenstein, der naiv genug war, „auf

die in Berliner Zeitungen enthaltenen spöttischen Anfragen zu erwidern, daß die Anstalt allerdings noch mangelhaft, daß es aber für den Besucher von Interesse sei, ihr allmähliches Gedeihen zu beobachten. Die Zumutung, für die Beobachtung des Gedeihens einer flüglischen Anstalt sein Geld auszugeben, war jedoch den Berlinern zu stark, und wenn man jetzt (1846) die Anlage betritt, findet man höchstens einige Fremde. Das Volk, für welches bei solchen Dingen am ersten gesorgt werden sollte, bekümmert sich nicht darum.“ Immerhin gedieh das Unternehmen. Schon im Jahre 1849 betrugen die Einnahmen aus den Eintrittsgeldern – es war bei den fünf Silbergroschen geblieben – 10000 Taler. Man konnte eine große Klapperschlange und rotgefleckte Kakadus aus Neuseeland, Hoffos aus Guyana, ein javanisches Sichhörnchen bewundern. Es fehlten die großen Tiere, wie der Elefant, die Giraffe, das Rhinoceros, und wurden durch ein unschönes Dromedar und ein paar Büffel nur mangelhaft vertreten. Dafür sahen in dem Grün des Lennéschen Waldes Wild, Kinder, Gazellen besonders hübsch aus, und wer nur ein wenig Tier- und Erlebnisfreude mitbrachte, fand immer genug zu bewundern. Allerdings machte sich noch lange bemerkbar, daß der Zoo in einem „entfernteren Teile“ des Tiergartens lag, und wenn der Berliner Biedermeier auch ein eifriger Läufer war und sein mußte, gewöhnlich wurde er seine Silbergroschen los, bevor er in den Bereich des Herrn Lichtenstein trat; denn der Versuchungen im Tiergarten und an seinem Rande waren viele.

Ernsthafte Leute benutzten ihn nicht nur zu Spaziergängen, sondern nahmen die Brunnenkuren wahr, die zum Vergnügen wie zum Besten der Einwohner im Tiergarten genossen werden konnten. Insbesondere der Pyramonten Brunnen erfreute sich hohen Ansehens, und indem man ihn trank,



wandelte man zum Hoffjäger, von wo schon in aller Frühe die Klänge eines Konzerts zur Lebensfreude ermunterten. Um 11 Uhr promenierte die vornehme Welt und die, die sich dazu rechnete, an der Rousseauinsel. An jedem Sonntag um 7 Uhr früh dröhnte es in den Zelten von Musik. Aber auch für nahrhafte Genüsse war gesorgt. Bei George, Ecke Tiergarten- und Bellesuestraße, gab es an jedem Mittwoch frische Wurst. Die Wirtschaft erfreute sich eines guten Rufs; als Fontane 1849 heiratete, hielt er bei George seine bescheidene Hochzeitsfeier. Schmidt in den Zelten war wegen einer Berliner Spezialität, des

Brendike, halte mir, ich werde schwimelig!
Aus „Berliner Redensarten“
von Franz Burhard Doerbeck
Historia-Photo

Emanzipation der Damen oder
Sittenspiegel für Männer und Frauen
Nach einem Kupferstich von 1843
Historia-Photo



Erbspicknicks, berühmt. Richards Garten an der Viktoriastraße wurde durch Kempers Hof abgelöst, der dem Platz mit dem Rolandsbrunnen noch bis nach dem Weltkrieg den Namen geliehen hat. Kemper zog die Besucher durch Konzerte an. Viele Hochzeiten fanden hier statt und zu Weihnachten Ausstellungen. Die Zwanglosen gaben Kemper auf, weil er vier gute Groschen Korkengeld forderte. Sie zogen zu Holzapfel in der Tiergartenstraße, der mit zwei guten Groschen zufrieden war, ebensoviel, wie er für eine Tasse Kaffee verlangte. Auch der Wein war preiswert. Für zwei Taler sechzehn Silbergroschen bekam man etwas so Ausserlesenes wie Johannisberger Schloßberg aus dem berühmten Weinjahr 1811. Kemper wurde später durch Günthers Konzertsaal und Garten ersetzt; die schöne, einsame Platane an der Kreuzung der Viktoria- mit der Margaretenstraße erinnert noch heute an die Zeit, da der Biedermeier hier draußen fast wie in Waldesstille saß. Manchmal verließ sich der Wirt allzusehr auf seine Bäume. Wenn z. B. bei Günther zu Pfingsten schon früh um fünf alles besetzt war, kam die Bedienung den Anforderungen der Gäste nur mühsam nach, und wer auf seinen Kaffee oder seine Weiße allzulange warten mußte, den konnte auch die schönste Militärmusik nicht trösten. Aber die Wirte, so klagte man, machten sich nichts draus, und in Stralau war es noch schlimmer als im Tiergarten. „Das Bedürfnis behaglicher Plätze im Freien sichert die Frequenz selbst bei den mangelhaftesten Einrichtungen“, stellt Kellstab fest. Der Reichmannsche Blumengarten wurde mit Vorliebe zu Königs Geburtstag besucht, denn am Abend dieses Festes stellte er sich in feenhafter Beleuchtung und im Schmuck der sinnigsten Transparente dar. An der Bendler- und Tiergartenstraßenecke lockte der Saronische Garten. Hier schuf der Delikatessenhändler Karl Heinzelmann ein Elysium, einen Vergnügungspark mit Kreisfahrbahn und Badehaus, Russischer Schaukel und Wasserkünsten, Konzert und Theater. Kellner in schwarzen Jacken und grünen Schürzen brachten den Tee oder Kaffee, aber auch das heimische Weißbier war vornehm genug, um dem Durstigen auf Wunsch serviert zu werden. Leider dauerte die Herrlichkeit nicht lange. Die Cholera hemmte den Besuch, und zwei Jahre darauf (1833) brannte das Elysium ab. Heinzelmann ließ sich nicht entmutigen. Er wurde 1838 der erste Bahnhofswirt auf dem Potsdamer Bahnhof, und

als er später in das ruhige Eberswalde übersiedelte, war er nicht glücklich, als bis er dem kleinen Bahnhof eine Spezialität in den noch heute dort begehrten Spritzkuchen geschaffen hatte.

Neben dem Odeum, dem Albrechtshof und vielen andern großen und kleinen, vornehmen und gewöhnlichen Wirtschaften erfreute sich der Hofjäger der allgemeinen Beliebtheit, denn hier dirigierte Wilhelm Wieprecht, der 1838 Direktor der gesamten Musikkapellen des Gardekorps wurde. Seine Konzerte waren echte Volksfeste, zu denen Tausende strömten, um den Dessauermarsch mit dem berühmten Trompetensolo zu hören, und jeder zahlte gern fünf Silbergroschen für den Eintritt. Wieprecht dirigierte sehr leidenschaftlich. Ein kleiner Mann stand auf einem Stuhl, malte in Gesten, was die Partitur enthielt, hüpfte und winkte, drehte sich rechts und links um und um, bis ihm der Schweiß auf der Stirn stand, der Halskragen aufgeweicht war und das große seidene Taschentuch hervorgezogen wurde, das den in Eifer gebadeten Kapellmeister trocknete. Der militärische Orpheus, wie der immer poetische und klassisch angewehrte Berliner Biedermeier den verdienten Mann nannte, spielte im Winter im Zirkus oder im Viktoriatheater. Er hatte Kollegen, die kaum minder beliebt waren als er, so den früheren Kapellmeister bei der Janitscharenmusik des Kaiser-Alexander-Garde-Grenadier-Regiments Liebig, der das Verdienst hatte, in seinen Gartenkonzerten Beethoven und Mozart volkstümlich gemacht zu haben. Seine und auch weniger gute Silbergroschenkonzerte galten als eine fast unerläßliche Zugabe beim Besuch eines Gartenlokals. Selbstverständlich hörten nur wenige Enthusiasten, was gespielt wurde. Schon der Berliner Biedermeier, von dem wir uns so gern vorstellen, daß er sein kleines Leben in ruhigem Behagen führte, hatte sehr häufig weniger Sinn für Stille als für Krach. Er scheute die Einsamkeit wie die Pest und brauchte als Unterlage für ein Gespräch den Lärm. Er applaudierte, wenn ein Stück aufhörte, fand es himmlisch und hatte nur eine dürftige Ahnung von dem, was gespielt worden war. „Ein schönes Weib, eine kühle Blonde, ja sogar eine Schinkenstulle



Frühjahrskorso im Tiergarten
Zeichnung von Ludwig Löffler
Sammlung Handke



Auf der Spree im Tiergarten und Blick auf Schloß Bellevue
Kupferstich von Christian August Günther nach Franz Catel. Staatliche Kunstbibliothek Berlin

machen der Musik das Recht, den Menschen zu erfüllen, streitig.“ Während Wieprecht alle preussischen soldatischen Gefühle aus dem Kriegs- oder Friedensdienst zu wecken suchte, brachte der Ungar Joseph Gungl aus Wien einen Hauch leichterer Lebensfreude in die spartanische Stadt. Sein Violinbogen wuchs zu einem mächtigen Zepter. Bei ihm wurde Berlin beinahe gemüthlich. Er bot einem weniger zahlungskräftigen Publikum, was die reichen Leute bei der Lind oder bei Liszt genossen hatten, und Gungl belohnte seine begeisterten Getreuen mit seiner leichten, lieblichen Musik, mit seinen fröhlichen Walzern, mit seinen Polkaquadrillen, mit seinen pikanten Potpourris. Ubrigens ersetzte er mit der Zeit die aus den österreichischen Ländern stammenden Mitglieder seiner Kapelle durch Berliner, was Friedrich Wilhelm IV. zu der hoffnungsvollen Bemerkung veranlaßte: „Ja, aus meinen Berlinern kann noch etwas werden, wenn man sie nur zu regieren versteht.“

Man muß die Unternehmungslust der Berliner Biedermeierwirthe bewundern. Das Tivoli im Tiergarten bot unermessliche Säle. Herrn Heingelmanns Riesenrad schwang die Leute 60 Fuß hoch, so daß sie über den Tiergarten hinaus Mond und Sterne sehen konnten. Nach ein paar Umdrehungen wurde man vor lauter Vergnügen seekrank. Arnim meinte, man sollte dieses

Vergnügen statt des Karlsbades gebrauchen. Nachdem in der Stadt das Kolosseum mit seinen großartigen Räumen, in denen Handlungsgehilfen, Offiziere in Zivil, Referendare und Studenten mit Dienstmädchen und Damen der Halbwelt unter der Aufsicht des gewaltigen Wirtes Krüger tanzten und Wein und Grog tranken, einem verheerenden Brand zum Opfer gefallen war, sollte das Kroll'sche Etablissement das Erbe übernehmen. „Für Berlin viel zu groß“, sagte Alexis. Aber zunächst fing es sehr schön und feierlich an, mit einem Festmahl zu Ehren Ludwig Spohrs, des großen Violinisten und Komponisten, der aus Kassel zur Aufführung seiner Oper „Die Kreuzfahrer“ gekommen war (1845). Kroll, der schon 1846 abgewirtschaftet hatte, gab sich die größte Mühe mit italienischen Nächten und Sommernachtsträumen, mit Bohnenfesten und Maskenbällen, mit Weihnachtsausstellungen und den besten Tanzkapellen. Die Berliner gewöhnten sich nur sehr zögernd an das schöne Haus. Es lag zu weit ab, namentlich im Winter, und bald fand sich eben das Publikum ein, das das Kolosseum für anständige Biedermeier anrüchig gemacht hatte. Damen konnten Kroll nur in den Nachmittags- und den ersten Abendstunden besuchen. Harmloser und einfacher ging es in den Zelten zu, in denen C. S. A. Hoffmann die merkwürdigsten Erlebnisse hatte und u. a. dem längst verstorbenen berühmten Komponisten Ritter Glück begegnet war. Die Zelten waren häßliche Bretterbuden, die man mit Austerschalen benagelt hatte. In einem richtigen Leinwandzelt hielt Hoftheaterkonditor Reibedanz Gefrorenes und seinen wohlberufenen Kirschkuchen feil. Auch in den Zelten gab es Musik. Es waren aber immer nur ein paar Mann, die gute Laune zu verbreiten sich bemühten und in gehörigen Abständen auf einem Notenblatt sammelten. Selbstverständlich gab es stets Drückeberger unter den Biedermeiern. Der sammelnde Musiker tat, als wenn er es nicht merkte. Seine Aufgabe war nicht nur, die Groschen zu lockern, sondern auch vornehm zu sein. Man hätte es ihm und seinen Kollegen übel



Heimkehr von Moabit
Zeichnung von Weindauer
Sammlung Handke



Vierspännige Kalesche aus dem Jahre 1837. Historia-Photo

verdacht, hätte er aus Vergesslichkeit einen Gast zweimal um eine Gabe angesprochen. Von den Zelten, die an der Spree gelegen sind, konnte man Gondeln nach Moabit hinüber benutzen und weiter nach Charlottenburg fahren. 1818 verkehrte hier das erste Dampfschiff in Berlin, ein Raddampfer mit dem Namen „Prinzessin Charlotte“ und einer Maschine aus der Fabrik von James Watt. Das Unternehmen lohnte sich nicht und ging, da es zu kostspielig war, bald wieder ein. An der Misenbrücke wurde 1811 die erste Badeanstalt eröffnet. Sie wechselte ihren Platz und richtete sich 1832 zwischen Bellevue und Moabiter Brücke ein. Andreas Lütze betrieb sie, und der Besitzer von Bellevue, Prinz August, ärgerte sich darüber. Aber seine Beschwerden hatten keinen Erfolg. Man war allerhöchsten Orts so wenig erbaut von den wilden Ehen des vortrefflichen Artilleriegenerals, daß man sich nicht veranlaßt sah, ihm einen persönlichen Gefallen zu erweisen.

Der Wagenverkehr im Tiergarten konnte sich an Glanz und Fülle mit dem im Prater nicht messen. Es gab wenig elegantes Fuhrwerk. Zwar legten die Prinzen des Königlichen Hauses Wert auf schöne Wagen und Pferde. Prinz August zeichnete sich auch in dieser Hinsicht aus, und Prinz Karl, ein Sohn Friedrich Wilhelms III., galt als das, was der Biedermeier in diesem Zusammenhang nur englisch ausdrücken konnte, als fashionable, wenn er im Silbury oder Cabriolet ausfuhr. Der König selbst benutzte einen sehr schlichten, ja unansehnlichen Wagen, und so sehr die Berliner mit ihrem biedermeierlichen Haus- und Landesvater zufrieden waren: hier erschien er ihnen übertrieben sparsam. Dennoch fand man die Antwort gut, die er einem vierspännig dahersausenden Grafen Hahn gab. Es handelte sich um ein Ausweichen in einer engen Straße. Der Graf rief: „Wissen Sie nicht, daß ich der reiche Graf Hahn bin?“, worauf Friedrich Wilhelm auszubiegen befahl und erwiderte: „So, ich bin nur der arme König von



Berliner Corso im Tiergarten von 1846
Zeichnung von Ludwig Löffler
Sammlung Handke

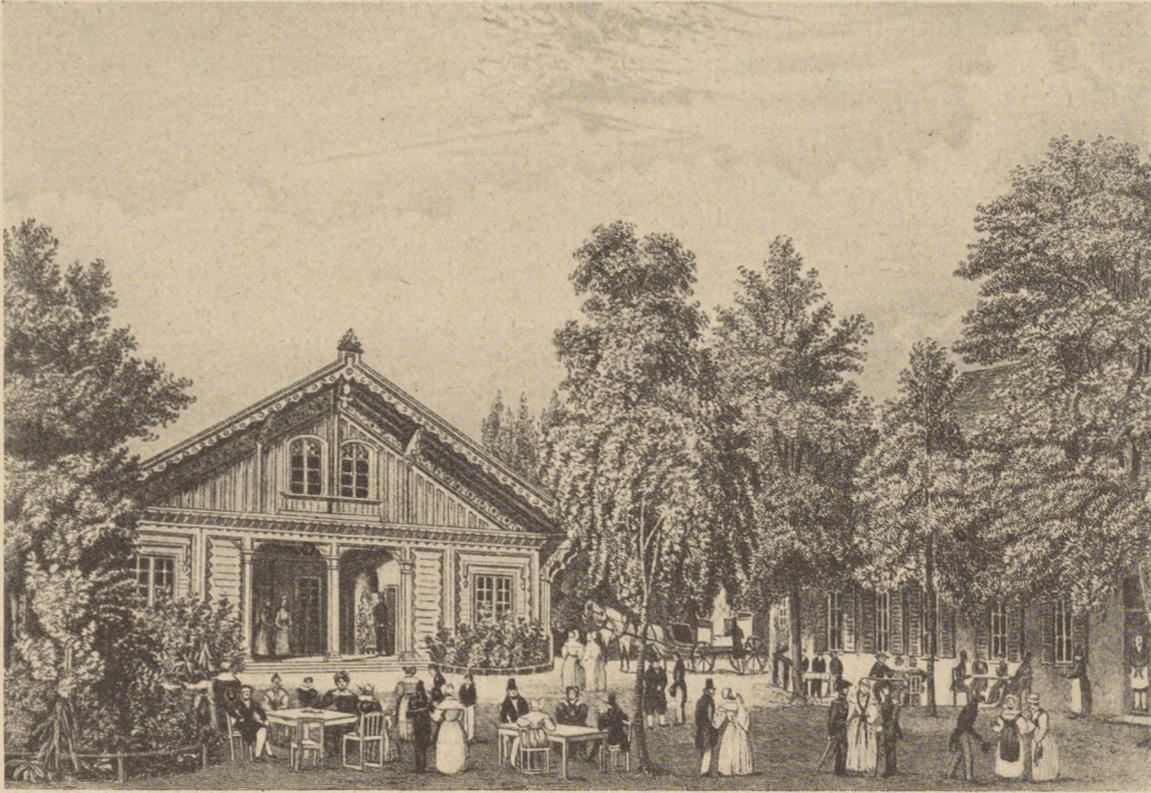
Preußen.“ Auf Veranlassung und unter dem Protektorat des Prinzen Wilhelm wurde im Mai 1845 ein Corso im Tiergarten gefahren. Die Musik stellten die Garderegimenter. Man fand, daß Berlin auch in dieser Hinsicht glänzte, wenn es nur wollte. Die Beteiligung war sehr stark. Zwölftausend Zuschauer standen vom Großen Stern bis zum Hoffäger. Man fuhr in vier Reihen. Die Spitze führte das Königspaar. Der Corso wurde 1846

wiederholt. Der letzte und der schönste fand 1847 statt. Besonders fiel ein von jüngeren Mitgliedern des Diplomatischen Korps ausgestatteter Wagen auf, der mit Wappen geschmückt und mit Samt behangen war. Er wurde von acht Pferden gezogen, und Kinder streuten Blumen und ließen weiße Tauben auffliegen. Es war herrlich und voll guter Vorzeichen für friedliche und glückliche Jahre. Aber bald kam die Revolution und machte wie manchem andern auch dem Corsovergnügen ein Ende.

Vor dem Brandenburger Tor standen jämmerliche Einspänner, die fünf- bis sechsmal am Tage nach Charlottenburg und zurück fuhren. Eine solche Fahrt war ein sehr billiges, aber dürftiges Vergnügen, und wer ein Tierfreund war, hatte mehr Kummer daran als Freude. Ein jüdischer Unternehmer namens Kremser, der sein Geschäft in der Luisen- und später in der Karlsstraße betrieb, erhielt im Mai 1825 die Erlaubnis, am Brandenburger Tor in Berlin und in der Berliner Straße in Charlottenburg vier- oder mehrsitzige Wagen für das Publikum aufzustellen. Ihre Benutzung war nur einen halben Silbergroschen teurer, aber schon dieser Sechser hemmte die Konkurrenzfähigkeit, und die schlechten, alten Wagen hielten sich neben den viel besseren Kremsern. Wer es sich leisten konnte, fuhr auch damals schon gern an die Havel. Wir hören von einer entzückenden



Erfrischungsstand beim Corso im Tiergarten
Zeichnung von Ludwig Löffler
Sammlung Handke



Muskow's Kaffeegarten in Charlottenburg. Zeichnung von Locillot. Historia-Photo

Landpartie, die Henriette Sontag, damals bereits Gräfin Rossi, nach Pichelswerder veranstaltete. Ihre vornehmsten Gäste waren die preussischen Prinzen Wilhelm und Waldemar sowie Prinz August von Württemberg, der die Kapelle seiner Gardedürassiere nach Pichelswerder befohlen hatte. Die Damen selbst bereiteten den Nachmittagskaffee und pugten zum Abendessen den Salat, während die Herren einen tiefen Keller gruben, um den Wein zu kühlen. Man tanzte und spielte „Fanchon“ und „lange Leinwand“, Spiele, die höchst unterhaltsam waren und von deren Verlauf wir nichts Näheres hören. Aber das Amüsanteste war doch, daß Harry Arnim ins Wasser fiel. Er war damals, 1844, noch blutjung, kaum zwanzig Jahre, und ahnte nicht, daß er einmal im Kampf gegen Bismarck hart am Gefängnis und Zuchthaus vorbeistreichen würde. Der gewöhnliche Biedermeier kam höchstens nach Charlottenburg, wo Muskow's Kaffeegarten oder Madame Paulis Türkisches Zelt beliebte Ziele waren. Wenn man Glück hatte, wurde im Drangeriehaufe gerade Theater gespielt; ein paar hundert Zuschauer fanden Platz, und es war sehr selten ausverkauft. Viele Berliner, in den dreißiger Jahren zählte man 160 bis 180 Familien, benutzten Charlottenburg als Sommerfrische und bildeten sich ein, sich in den feuchten, engen und unbequemen Wohnungen zu erholen. Diese Sitte wirkte auf die eingeborenen Charlottenburger recht

ungünstig. Viele verließen sich auf ihre Sommergäste oder richteten sich ein Fuhrunternehmen ein. Das Geld war so leichter verdient als mit der Landwirtschaft, die bedenklich zurückging. Andere Ausflüge führten den Berliner Biedermeier nach Wilmersdorf, wo es gute Schafmilch gab, nach Dreptow, das wegen seines Nals mit Gurkensalat berühmt war, nach Stralau, wo man rudern, segeln und baden konnte und wo ein Friedhof für Ertrunkene die Sportfreunde mahnte, nur ja recht vorsichtig zu sein.

Im Juli oder im August, am Tage vor dem Sonntag, da das Evangelium von Petri Fischzug von den Kanzeln verlesen wurde (5. nach Trinitatis), wurde der Stralauer Fischzug gefeiert, das größte Volksfest Berlins auch noch in der Biedermeierzeit; man zählte 1841 etwa 50000 Teilnehmer. Julius von Voß hatte es in einer Posse verherrlicht, die 1821 im Opernhause uraufgeführt wurde, mit Musik von G. A. Schneider, dem Vater Louis Schneiders. Besonders liebenswürdig ging es in Stralau nicht zu. Schon 1798 wurde geklagt, daß die Freudenmädchen die besten Geschäfte machten, und die Statistik stellte fest, daß die meisten Geburten immer drei Monate vor dem Fischzug stattfanden. Man brauchte außer Polizei auch Militär, um die Ordnung aufrechtzuerhalten. Man klagte über schamloses Baden im Freien. Am Abend gab es nicht bloß Feuerwerk, sondern gewöhnlich auch Schlägerei. Die besseren Leute, der Hof an der Spitze; blieben weg und ließen das gewöhnliche Volk bei Glücks- und Schaubuden, bei Puppen- und Kasperletheater, bei Karussells, Wurst- und Kaffeezelten unter sich. Der sich entwickelnde Humor war derb und dürrig. Man setzte sich Brillen mit langen Nasen und Bärten auf, trampelte auf dem Kirchhof herum und streute das Stullenpapier zwischen die Gräber. Poetische Gemüther spielten Katz und Maus oder Amor wollte sich erquicken und sangen: „Ach, ach, ach, mein allerliebstes Kindchen, reich mir doch dein zucker süßes Mündchen, fein gelinde, fein geschwinde, denn es geht zum Hochzeitstanz.“ Der schon 1873 verbotene, 1892 eingegangene Fischzug ist in unseren Tagen neu belebt worden und zwar, wie es scheint, mit Erfolg. Dem Berliner der Biedermeierzeit lag ein solches Fest, dessen Sinn die Gemeinschaft aller Stände auch in der Freude ist, nicht mehr. Er suchte lieber individuelle Freuden. Und sie fand er in einer reichen, jedem Geschmack, jedem Geldbeutel angepaßten Auswahl. Die Wirte vor und in der Stadt wetteiferten nicht bloß in fremden und hiesigen Bieren, sondern auch Theater Vorstellungen und deklamatorischen Vorträgen, mit Rosen- und Erntefesten, mit Sacklaufen und Vogelschießen, mit Stangenklettern und Wurstgreifen, sogar mit Hahnenkämpfen. In den Konzerten in Tempelhof krachte es von Schlachtenmusiken, die in friedlichen Zeiten immer beliebt gewesen sind. In Pankow feierten die Leineweber das Fliegenfest, während die Kürschner und Tuchmacher in Lichtenberg zum Mottenfest einluden. Auf dem Kreuzberg gab es eine Rutschbahn, deren Wagen sich Ali Pascha, La belle chanteuse, Berliner Kurier nannten. Im Blumengarten vor dem Potsdamer Tor konzertierte das 2. Garde-Regiment: „Da die früher daselbst gegebenen Abendkonzerte stets eines zahlreichen gebildeten Publikums sich zu erfreuen hatten, so läßt sich



Am Tage des Stralauer Fischzuges. Von einem unbekanntem Zeichner
Lithographie aus dem „Beobachter an der Spree“. Um 1835. Staatliche Kunstbibliothek Berlin

daselbe auch heute erwarten, und das um so mehr, da uns der heiteren Abende in diesem Sommer (1829) nur noch wenige bevorstehen, an denen wir, den herrlichsten Blumenduft einatmend, uns zugleich auch an dem kunstgemäßen Vortrag der Musikstücke ergötzen können. Am Schluß wird heute eine große Symphonie von Beethoven ausgeführt werden.“

Im Winter hörte das Vergnügen der Einwohner auch im Freien nicht auf. Vor dem Draniensburger Thor, auf der Spree zwischen Berlin und Charlottenburg, auf den Wasserläufen des Tiergartens lief man Schlittschuh und schob die Damen auf Stuhlschlitten vor sich her. Einer der fleißigsten Schlittschuhläufer ist der alte Shadow gewesen. Im Winter 1844 ließ der König im Garten von Bellevue nach russischem Muster eine Rutsch-Eisbahn einrichten, doch war sie nur für solche Personen bestimmt, die bei Hofe vorgestellt waren, und Pioniere sorgten von 11¹/₂ bis 4 Uhr, daß Ordnung herrschte und sich kein Unberechtigter in das Vergnügen drängte. Vierzehn Tage vor dem Heiligen Abend begann der Weihnachtsmarkt. Der Schloßplatz und die Breite Straße waren ganz mit Buden besetzt. Waldteufel, Hampelmänner und Schäfchen warben um die Gunst der Kinder, und wer auf sein Glück vertraute, kaufte sich eine Uhr, die unter dem Motto vertrieben wurde: „Wenn se jeht, denn jeht se, wenn se steht, denn steht se.“ Friedrich Wilhelm III. und IV. besuchten dies heitere, ja fast einzig allgemeine Volksfest der Berliner, das in einer hochnäsigen und herzlos gewordenen Zeit abstarb, bis es in unseren Tagen aufs großartigste neu belebt wurde. Neben dem Markt selber zogen die Weihnachts-

oder Kunstausstellungen viele Besucher an. Sie fanden in den Konditoreien statt, deren Meister zu den akademischen Künstlern gerechnet wurden. Ein geschickter Zuckerbäcker, wie z. B. J. F. L. Weyde in der Charlottenstraße, formte aus Traganth die reizendsten Volkstypen und -gruppen, z. T. in Anlehnung an Blätter von Hofmann. Auch bekannte Persönlichkeiten der Stadt wurden leicht karikiert. Karl Gropius zeigte in seinem vielbesuchten Diorama zum Fest besonders anziehende fremde Städte und Stätten, wie Budapest oder die Blaue Grotte auf Capri. Bei Kroll führte der Hofdekorateur Hill aus der Wilhelmsstraße die Besucher der Weihnachtsausstellung durch die vier Elemente, zeigte ihnen in Allegorien den Urwald, den Ackerbau, die Himmelskunde, die Schiffahrt. Besonders sinnig fand man, daß der Gasfackel durch eine azurblaue Himmelskugel, die ein leuchtender Saturnring umgab, ersetzt worden war. Durch eine Schloßruine, vorbei an einer Venus auf der Muschel, gelangte man in die Hölle, wo eine Borsigische Lokomotive als neueste Teufelserfindung fauchte. Im Akademiegebäude zeigten die richtigen Künstler zu wohlthätigem Zweck große, auf beiden Seiten bemalte und von oben wie von der Rückseite beleuchtete Transparent-Gemälde aus der biblischen Geschichte unter Musikbegleitung, und auch der Handwerkerverein in der Johannisstraße verdiente mit einer Weihnachtschau, auf der z. B. eine Geldbörse aus gesponnenem Glase zu sehen war, die erhöhte Aufmerksamkeit der Mitbürger. Seit 1830 begann der Christbaum die bis dahin herrschende Lichterpyramide zu verdrängen; sein Siegesmarsch hielt Schritt mit der Entwicklung des Eisenbahnverkehrs, dank dem es möglich wurde, große Mengen von Bäumen aus Thüringen und dem Harz nach Berlin zu schaffen. Weihnachten war auch für den Berliner Biedermeier die Zeit, da er dem Märchen am willigsten sein Herz öffnete. Wunderhübsch schilderte 1833 Achim von Arnim seinen Töchtern Mäze und Armgart, wie die Welt so tief verschneit war, daß er von Wiepersdorf her buchstäblich über das Brandenburger Tor in Berlin einzog. „Da oben vertauschte ich meinen Schlitten und Pferde mit dem Wagen und den Rossen der Viktoria, die auf dem Tore steht, und kam nun in rechter Tracht zu den Unfern, wo noch die Wachsstöcke vom Christbaum am Abend vorher rauchten. Alle waren gesund bis auf einige erfrorene Zehen, woran sich der Mensch gewöhnen muß, wenn er im Winter vergnügt leben will.“ Auch die Kinder ließen sich durch die Kälte nicht stören, wenn sie auf dem Weihnachtsmarkt vor dem Puppentheater saßen, auf dem der „Stralauer Fischzug“ von Julius von Voß gespielt wurde. Das Puppentheater hat uns eines der seltenen Zeugnisse dafür hinterlassen, daß die Berliner Biedermeierjugend Sinn für Poesie hatte, nämlich den etwas schnoddrigen und dennoch rührenden Vers: „Wer is dod? Wer is dod? Puppenspieler Richter, schad' um ihn, schad' um ihn! War ein großer Dichter!“

Ein Vergnügen, das Sommer und Winter gleich blieb und nichts kostete, war die Wachtparade mit anschließendem Lindenbummel, „das tägliche Brot für alte Pensionäre, in Ruhestand versetzte Beamte und die zahllose Zahl der kleinen Rentiers, deren geringes Einkommen ihnen

den Genuß kostspieliger Vergnügungen verbietet.“ Friedrich Wilhelm III. ließ sich noch in seinen letzten Lebensstunden ans Fenster tragen, um, wie sonst und wie später Wilhelm I., seine Garde zu sehen. „Gleich dem Rattenfänger von Hameln“, so schreibt ein Beobachter aus dem Jahre 1840, „hat die Wachtparade eine zauberische Wirkung auf die Kindheit und Jugend. Wie von einer unsichtbaren Macht getrieben, folgen ihr kleine und große Knaben, der Tertianer, stolz im Bewußtsein, den Cornelius Nepos exponieren zu können, und der Fibelschütze, der im Abc die Elemente der Philosophie studiert, selbst die Schusterjungen, die vom Gesellen ausgeschickt worden, Schnaps zu holen, können es sich nicht versagen, sie ein Stück zu begleiten. Er hat einen Dreimaster aus Papier extemporiert, diesen auf den Kopf gestülpt und drängt sich um die Grenadiere und bemüht sich, mit ihnen Schritt zu halten.“ Im Anschluß an die Parade und die Parolenausgabe wurde im Kastanienwäldchen konzertiert.

Der Bürger Biedermeier war nicht bloß beim See sparsam. Man besuchte einander selten



Berliner Offiziere
an der Kranzler-Ecke
Steinzeichnung
von Wilhelm Camphausen
Sammlung Handke

„Garçon!“ — „Was steht zu Befehl?“ —
 „Französische Zeitung —
 ein Glas Wasser mit Zahntoilette —
 und den Schlüssel zur Kommodität!“
 Kolorierte Lithographie der Zeit
 Staatliche Kunstbibliothek Berlin



zu den Mahlzeiten, und wenn einer kam, so machte er der Hausfrau viel Arbeit, denn sie hielt es vorher für unbedingt nötig, die ganze Wohnung zu reinigen. Dann wurden, auf daß es nicht mehr nach grüner Seife roch, Räucherkerzen angezündet. Man besuchte sich gern, wenn Mondschein im Kalender stand, denn die Straßenbeleuchtung war bei weitem nicht strahlend und zuverlässig. Wein zierte selten den Tisch. Die Jugend bekam Braumbier. Die Alten schätzten Prenzlauer Bitterbier, und wer wohlhabend war, verstieg sich zu Fredersdorfer Doppelbier aus Stettin. Sehr beliebt war abends Punsch, und unter seinem Einfluß begannen die Berliner sogar zu singen, was sonst nicht ihre Stärke war, etwa „Vom hoh'n Olymp“ oder

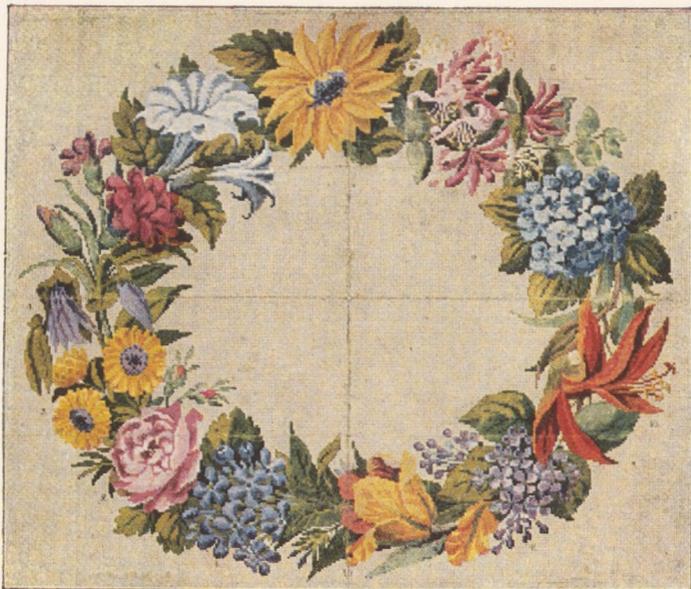
„Trent euch des Lebens“, „Am Rhein, am Rhein“ oder „Es kann ja nicht immer so bleiben“. Wer erlesene Tafelgenüsse suchte, konnte sie auch in Berlin finden, reichlicher und zuverlässiger freilich in Restaurants als in den Familien. C. S. U. Hoffmann glaubt feststellen zu können, daß die vornehmen Berliner Schlemmerlokale mit den berühmtesten Pariseren jeden Vergleich, was Eleganz der Einrichtung, Feinheit und Fülle der Speisen angingen, auszuhalten vermochten. Am berühmtesten war Jagor Unter den Linden, wo jetzt die Passage ist. Es war früher der Gasthof „Zur Goldenen Sonne“, in dem Goethe 1778, dann der „Russische Hof“ gewesen, in



„Um die Ecke schenken sie Weisbier!“. Kolorierte
 Lithographie von Franz Burchard Dörbeck
 aus den „Berliner Redensarten“
 Um 1830. Staatliche Kunstbibliothek Berlin



Spielende Kinder
Gemälde von Johann Wilhelm Schüze
Berlin, Kunstausstellung Hinge



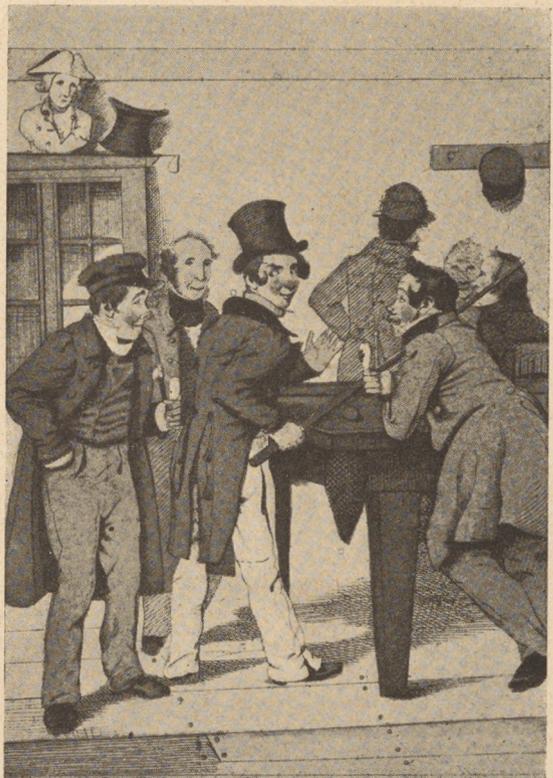
Kreuzstichmuster
aus der
Biedermeierzeit

dem Schiller 1804 abgestiegen war. Jagor kaufte das Haus und ließ einen Saal einbauen, der auch für Familienbälle gern gemietet wurde. Bei Jagor, so lesen wir, „vermag der eigensinnigste Wohlschmecker seiner Zunge feinstem Kitzel zu genügen. Ihr findet bei dem Manne die Delikatessen aller Weltteile: Indianische Vogelnester, Schildkrötensuppe usw., allein ein Goldstück ist im Nu verschmaußt“. Bei Sartorius in der Charlottenstraße ging es einfacher und weniger kostspielig zu. Man konnte nach der Karte speisen, und kleine Gesellschaften fanden abgeschlossene Zimmer. Gamelson in der Königsstraße empfahl Schweinskopf mit Trüffeln, Kalbskopf, Fleischkäse, französische Sülze, Nürnberger Bratwurst, Hamburger Zunge, Straßburger Gänseleberpastete und Liköre von der feinsten Sorte. In starkem Gegensatz zu solchen Üppigkeiten standen die Kellerwirtschaften, in denen Messer und Gabeln mit kleinen Drahtketten am Tisch befestigt waren und in denen sich der Preis für das Essen, das mit einer Spritze auf den Teller befördert wurde, nach der Zeit bemmaß, die man brauchte, um es zu verzehren; selbstverständlich kam die Brühe möglichst heiß auf den Tisch. In anderen dieser üblen Kneipen war eine Art Lotterie eingerichtet. Man brachte eine ungeheure Schüssel mit trüber Suppe, in deren Tiefe einige Brocken Fleisch schwammen. Jeder durfte alsdann für den festgesetzten Preis einmal mit seiner Gabel in die Tiefe fahren und sein Glück erproben, ob er ein Stück Fleisch



Konditorei Josty 1847. Steinzeichnung von E. Schmidt. Sammlung Handke

erhaschte. Um Wirtschaften so niedriger Sorte kümmerte sich der Berliner Biedermeier nicht. Lebhafter zogen ihn die sich rasch mehrenden Restaurationen an, die für kleine Leute bestimmt schienen, und wo man statt des Weins Bier und Kaffee schenkte. Hier führte sich die in Berlin zum Übeln anschlagende Bedienung durch Kellnerinnen ein, die manche spekulative Wirte in abenteuerliche Kostüme steckten, um mit Hilfe von Polkastiefeln und Schweizermiedern im Wettbewerb um die Gunst der Besucher zu siegen. Ordentliche Leute verloren bald den Geschmack an solchem Betrieb und wandten sich lieber guten alten Weinstuben zu. In das Hotel „St. Petersburg“, das nicht minder angesehen war als Jagor, konnte man im allgemeinen so selten gehen wie zu Sala Torone, wo C. S. A. Hoffmanns Kommissionsrat Melchior Roszwinkel täglich um elf Uhr erschien, um vier Cardellen und ein Gläschen Danziger zu verzehren. Aber bei Habel – der Gründer der Weinstube stammte aus Hochteln bei Rothenburg o. T. und war Kellermeister Friedrichs des Großen gewesen – und bei Lutter und Wegner hoffmann- und devrientschen Andenkens, fand der gute Bürger seinen Platz und gleichgesinnte Gefährten, die den Saler schonten, aber beim Groschen nicht kleinlich waren. In der Rossstraße betrieb der humorgesegnete Drucker seinen Weinkeller und erfreute die ganze Stadt durch witzige Ankündigungen, wie diese: „Durch den glücklichsten Zufall bin ich in den Besitz eines Hosenträgers gelangt, welchen der berühmte Virtuose Franz Liszt in Gebrauch hatte. Um den Wünschen



„Der weef der Deibel!
Die Billardspieler sind Genen immer im Wege,
wenn man zusehen will!“
Farbige Lithographie
von Theodor Hofmann
Sammlung Handke

„Für die Würmer“
 Aufdruck auf einer Konfektdüte zum
 Stiftungsfest des „Vereins zur Beförderung
 des Gewerbefleißes“
 Zeichnung von Theodor Hofemann
 Historia-Photo



viele Berliner Damen zuvorzukommen, die kein Andenken von ihm besitzen, werde ich diesen Verlegenheitsaushelfer in kleine Stücke parzellieren und, soweit es der Raum gestattet, einem jeden ein Andenken zukommen lassen. Mit Zwangsjacken für tolle Frauen kann ich jedoch nicht aufwarten.“ Ein andermal lud er seine Gäste zur Besichtigung eines von Natur rosenfarbenen Pferdes ein und zeigte den in Scharen herbeigeeilten Neugierigen einen Schimmel. Einem wackeren Bürger, dem der durch königliche Gnade zugekommene Rote-Adler-Orden vierter Klasse nicht entsprechend seinen Verdiensten erschien, riet er: „Ich würde ihn so lange liegenlassen, bis er schwarz ist.“ Für die große Menge des Volkes verhängnisvoll wirkten sich die vielen Schnapsläden aus, in denen die ostelbischen Rittergutsbesitzer den reichlich von ihnen gebrannten Spirit unter die Leute brachten. Glasbrenner klagte, es würde tagtäglich in Berlin soviel Schnaps getrunken, wie ausreichte, um ein ganzes russisches Regiment zu berauschen. Der Branntweinverzehr stieg nach ihm mit der Armut und förderte die Gemeinheit des Pöbels, an der der Bürger so harten Anstoß nahm, daß er sich um die Proleten nur kümmerte, wenn er sich an ein paar kräftigen Redensarten aus Gasse und Gasse erheitern zu können glaubte.

Wie das Kaffeehaus die Wiener, so war die Konditorei die Berliner Spezialität der Biedermeierzeit. Aus dem Engadin zugewanderte Schweizer hatten die ersten Konditoreien gegründet und hatten damit Glück, denn sie erfüllten einen unausgesprochenen Wunsch nach einer Geselligkeit, die die Neugier aller Art, vor allem aber die politische, zu befriedigen vermochte. Die Konditorei war dem Berliner Ober- und Unterhaus, erste und zweite Kammer, ja sogar Universität und Akademie, und zwar auf die amüsanteste Weise. Die Namen der berühmten alten Konditoreien sind Giovanoli, Josty, Volpi, Stehely, Stopani, Spargnapani, Courtin, Kouffel,

d'Heureuse – man sieht, lauter Italiener oder Franzosen. Der einzige Deutsche, Kranzler, zog aus Wien zu, der einzige Berliner mit dem sehr echten Namen Koblanck kam nicht voran. Josty an der Stechbahn, dem Schloß schräg gegenüber, setzte seine berühmten Pasteten alten Beamten und Offizieren vor, die mit Gott für König und Vaterland in den Freiheitskriegen gelitten und gestritten hatten und daraus das Recht herleiteten, mit den gegenwärtigen Verhältnissen unzufrieden zu sein. Ebenfalls an der Stechbahn lag Dolpi, der ein sehr gemischtes Publikum von Wechselagenten und Komissionären, Wechselreitern und Halsabschneidern, Wucherern und Spielern hatte. Es sah alles sehr nobel aus, und wer nicht Bescheid wußte, konnte sich einbilden, bei Dolpi unter anständigen Leuten zu sitzen. Aber der Schein trog, und man spielte Whist, Tarock und l'Hombre zu verboten hohen Sätzen. Die Konditorei der Kaufmannschaft, insbesondere der jüdischen, war die Courtinsche in der Königsstraße. Literaten und Künstler trafen sich bei Stehely am Gensdarmenmarkt. Nachdem am Vormittag der Geheimrat sein Gläschen Madeira getrunken und in die neueste Zeitung geblickt hatte und die Theaterleute eingekehrt und wieder gegangen waren, erschienen mittags einige leselustige Offiziere, im Anschluß an die Parade, und am Nachmittag Professoren, unter ihnen als auffälligster Gast Karl Lachmann, der die Gewohnheit hatte, einzelne Aufsätze vorzulesen und mit seinen Bemerkungen zu versehen. Alle diese Gäste besetzten die vorderen Räume, während das rote Zimmer von den als revolutionär geltenden Literaten mit Beschlag belegt war. Hier stand, nicht ohne Aufsicht durch Polizeibeamte, die sich vergebens harmlos zu gebärden suchten, der Herd der Jakobiner. Es waren z. T. dieselben, die in der Hippelschen Weinstube in der Dorotheenstraße im Zeichen Bruno Bauers und Max Stirners verkehrten. Stehely selbst, ein gravitätischer Wirt mit einem vornehm geschnittenen Kopf, sorgte zusammen mit dem ebenso dicken wie behenden Stopani dafür, daß die Markkore alle Wünsche lautlos erfüllten. Es war still wie im Vorzimmer eines Arztes oder in den Sälen des Kriminalgerichts. Wer sprach, störte den Nachbar beim Zeitunglesen. Außer den Berliner Blättern, unter denen der Subizsche „Gesellschafter“ noch immer den Ton angab, lagen auch französische und englische aus. Damen waren nicht erwünscht. Sie hatten ihre eigene Konditorei, die spöttisch die Weiberrepublik genannt wurde, bei Schauf in der Jägerstraße. Die alten Preußen fühlten sich bei Spargnapani Unter den Linden besonders unter sich, doch erschienen hier auch gern Ausländer, weil fremde Zeitungen und Zeitschriften reichlich auslagen. Kranzler war die Walhalla der Gardeleutnants. Hier bedienten junge Mädchen. Hier wurde der erste Rauchsalon eröffnet. Hier wurde mehr gegessen als gelesen, mehr gesprochen als gedacht. Besonders beliebt, ein damals neu aufkommender Genuß, war Kranzlers russisches Eis. Außer Offizieren verkehrten bei ihm vornehme Zivilisten jüngerer Gemesster, und den vom Land kommenden Gutsbesitzern lag die Konditorei Ecke Linden und Friedrichsstraße besonders bequem. Bemerkenswert ist, daß sich auch Juden einfanden. Damals wurde der bittere und von der Entwicklung späterer Jahrzehnte überholte Witz gemacht: „Bis

jetzt sind die Ministerportefeuilles die einzigen Portefeuilles, welche die Juden noch nicht in der Hand haben.“ Die prächtigste Konditorei war die Fuchssche, ebenfalls Unter den Linden. Sie war mit ihrem Schinkelschen Spiegelzimmer eine Sehenswürdigkeit, und der Inhaber, früher Mundkoch Friedrich Wilhelms III., tat alles, um die Gäste anzuziehen. Aber der Berliner Biedermeier hielt sich zurück. Es war ihm zu fein und zu teuer, und so beschränkte er sich darauf, mal hinzugehen, wenn er guten Bekannten aus der Provinz etwas Besonderes bieten wollte. Größtes Aufsehen erregten die Fuchsschen Weihnachtsausstellungen. Hier konnte man nicht nur in 150 Figuren das Maskenfest Lalla Rookh bewundern, sondern auch, sogar beweglich, die Eisbahn im Tiergarten, den Potsdamer Bahnhof mit dem ersten Eisenbahnzug.

Auch die Konditorei des Berliner Biedermeiers hatte ihr unerfreuliches Gegenpiel. Es gab Winklkonditoreien, in denen eine geschminkte Schöne einige vertrocknete Süßigkeiten bewachte und ihre vielen Mußestunden mit Näharbeit ausfüllte. Wer den Laden betrat und mit den Bräuchen vertraut war, kam schnell zum Ziel, indem er die Kuchen kaufte und der Dame des Hauses schenkte. Sie erhob sich darauf lächelnd und lud den Gast ein, in dem neben dem Laden gelegenen Zimmer Platz zu nehmen.



Stiftungsfest des Mäßigkeitsvereins
 Kolorierte Lithographie aus
 „Deutschland, wie es fortschreitet und einig — ist“
 1844. Staatliche Kunstbibliothek Berlin

Bürger, Bourgeois, Proletarier

Der neue König, der 1840 den Thron bestieg, wurde auch von dem Berliner Biedermeier mit Vertrauen, ja mit Begeisterung begrüßt. Man war an Friedrich Wilhelm III. gewöhnt gewesen wie an einen alten Rock, der nicht sehr schön aussieht, aber bequem sitzt. Jetzt hoffte man auf eine neue, bessere, auch glänzendere Zeit, und in einem romantischen Aberglauben wähnte man, daß das Jahr 40, wie im 17. Jahrhundert mit dem Regierungsantritt des Großen Kurfürsten, wie im 18. Jahrhundert mit dem des Großen Friedrich, nun abermals die brandenburg-preussische Macht in hellstem Glanze leuchten lassen werde. Reformen, die man dem alten Herrn nicht mehr zugemutet hatte, erschienen nun höchst dringlich, und man hoffte, daß der bewegliche Geist des fünfundvierzigjährigen Herrschers sie erkennen und durchsetzen würde. König Friedrich Wilhelm IV. machte schnell manches alte Unrecht gut: Ernst Moritz Arndt wurde in sein Bonner Lehramt wiedereingesetzt. Jahn wurde der Polizeiaufsicht, unter der er stand, entledigt und nachträglich mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet. Die Berufungen Schellings, des Philosophen, Rückerts, des Dichters und Orientalisten, Tiecks, des Romantikers, schienen dem geistigen Leben Berlins förderlich zu sein, und nur wer kundig war, erkannte, daß diese alten Herren nicht mehr die Kraft aufbringen würden, mehr zu bieten als ihren im Urteil der Mitwelt schon längst verblaffenden Ruhm. Ein großer Gewinn war, daß auf Anregung Bettinas von Arnim die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm, die großen Germanisten, nach Berlin kamen. Sie waren 1837 in Göttingen abgesetzt worden, weil sie zu den Göttinger Sieben zählten, den mutigen Professoren, die gegen den Verfassungsbruch des hannoverschen Königs Ernst August Einspruch erhoben hatten. Jetzt fanden sie, nach ihren eigenen Worten, durch die Gnade des Königs von Preußen Schirm und Freiheit für ihre Forschungen, unter denen die Arbeit am Deutschen Wörterbuch die köstlichste Frucht der Berliner Jahre geworden ist. So dankenswert solche und andere Bemühungen des Königs waren, Männer zu ehren und zu nutzen, die eine allzu biedermeierliche Ängstlichkeit für politisch bedenklich erklärte: die Berliner merkten bald, was Gneisenau bereits an dem Kronprinzen festgestellt hatte: er „möchte lieber die Gewässer gegen ihre Quellen leiten als ihren Lauf in die Ebene regeln“. Der König hatte viele anziehende Eigenschaften. Er war witzig, was dem Berliner besonders gefiel, und man sah darüber hinweg, daß die Scherze Seiner Majestät häufig taktlos waren und auf Kosten von Untergebenen gemacht wurden, die nicht mit gleicher Münze zahlen konnten. Er war künstlerisch begabt,

besonders auf architektonischem Gebiet, und seine Entwürfe zeichnen sich durch Phantasie und Geschmack aus; erst eine spätere Zeit bemerkte, wie sich unter seinem Einfluß der Schinkelsche Stil, der eigentlich preußisch-berlinische ist, erweichte und verzärtelte und in den Händen der Nachfolger des großen Meisters jene Züge schwächerer Nachempfinderei empfing, die für die Baukunst vieler kommenden Jahrzehnte wesentlich blieben. Er war deutsch gesinnt, in einem weit umfassenderen Sinne als sein Vater, der im Grunde Preuße gewesen war; Friedrich Wilhelm IV. schwärmte, einig mit vielen patriotischen Biedermeiern seiner Zeit, für ein großes und geeintes Reich, dem Tirol und selbst Triest nicht fehlen durften, aber seine Abneigung gegen Klare und feste Entschlüsse verhinderte, daß seine Schwärmerei greifbare Früchte trug. Als die Huldigungsfeier vor dem Berliner Schloß stattfand – Krüger hat sie nicht ganz ehrlich gemalt, denn er ließ den Regen weg, der den erhebenden Tag empfindlich und vorbedeutend störte –, durfte er noch gewiß sein, daß ihm das Herz jedes Bürgers und insbesondere seiner lieben Berliner entgegenschlug. Doch sehr bald spürte er mit der Aufmerksamkeit schwacher und ängstlicher Menschen, daß die Stimmung wechselte. Aus den schwungvollen und begeisternden Ansprachen des redseligen Königs entnahm auch der Berliner Biedermeier, daß seine freiheitlichen Wünsche von schönen Worten erstickt werden sollten, daß die Majestät den Geist der Zeit verachtete und daß er nicht bloß als Schutzherr des Kölner Dombaus und anderer mittelalterlichen Kostbarkeiten das Wort ‚restaurieren‘ liebte. Wenn er, der leicht Bestimmbare, überhaupt einen politischen Grundsatz hatte, so war es das christlich-germanische Staatsprinzip, das mit den Forderungen der Zeit und der Zukunft nichts zu schaffen hatte. Viele gebildete Berliner, die getauften Juden voran, machten scharenweise ihre Kniebeugungen, und unter den Geistlichen und Beamten, Gelehrten und Offizieren gab es genug, die sich um des lieben Fortkommens willen christlich-germanisch gebärdeten. Allein der nüchterne Berliner Biedermeier wollte mit diesem romantischen Wechselbalg je länger desto weniger zu schaffen haben. Er spottete, als einmal im Januar ein ungefährlicher Brand im Schloß ausgebrochen war,

„Ei! ei! wo hast'e denn die Klobe gestohlen?“ —

„Det Spähneken? —

Bei't Ufladen hab iek mir
den Splitter in die Hand gerissen!“

Kolorierte Lithographie

von Franz Burchard Dörbeck

Staatliche Kunstbibliothek Berlin



der ritterliche König hätte zum Ordensfest zu viele arme Ritter gebacken. Er fand es lächerlich, daß die romantische Majestät das Glend der Massen mit einem Orden, dem Schwanenorden, zu kurieren sich anschickte. Und er meinte, es wäre anspruchsvoll, daß der neue Herr in den Räumen zu Sanssouci hauste, in denen Friedrich der Einzige den Ruhm und die Größe Preußens verkörpert hatte. Sicherlich ist Friedrich Wilhelm IV., auch abgesehen von seinem in Schwachsinn verdämmernenden Ende, eine tragische Persönlichkeit: ein Fürst von guten Anlagen, mit manchen liebenswerten Eigenschaften und mit Zügen, die ans Geniale erinnerten, wurde vor eine Aufgabe gestellt, die keinen Romantiker, sondern einen Tatmenschen forderte. Er sollte das Biedermeier überwinden und in die bürgerliche Wirklichkeit führen und war selber ein Biedermeier geblieben. Sein Amt war es, die Kräfte der Gegenwart für eine bessere und größere Zukunft anzuspannen, und seine Liebe gehörte einer fernen Vergangenheit, deren Kost sogar ihm ehrwürdig erschien. Dem Herrn wollte er als Lehnsman Gottes mit seinem Hause dienen und schrieb das Wort mit goldenen Lettern um die Trommel der Schloßkuppel, jedoch er hörte nicht, was Gott von ihm forderte: daß er sich auch des mit der Industrie aufkommenden Arbeiterstandes annahm und ihn vor der Ausbeutung der kapitalistischen Gesellschaft schützte. Gern gab er sich vollstümmlich, bis auf die Berliner Mundart, allein er hatte doch den für schwache Naturen verderblichen Glauben einer besonderen Auserwähltheit durch Gott und bildete sich ein, über gewisse Erkenntnisse zu verfügen, die der Allerhöchste nur ihm als König vorbehalten hätte. Man merkte bald, daß das Volk von einem so gesinnnten Manne nichts erwarten durfte. Als Friedrich Wilhelm IV. im Januar 1841 von einer Reise nach England zurückkehrte, wo er bei der Taufe des späteren Königs Eduard VII. Pate gestanden hatte, wurde er in Berlin so kühl empfangen, daß er

sagte: „Anfangs wollten sie mich vor Liebe auffressen; jetzt tut es ihnen leid, daß sie es nicht getan haben.“

In den Jahren von 1840 bis zur Märzrevolution von 1848 wandelt der Berliner Biedermeier sein Gesicht. Er hatte schon 1830, als der Sturz der Bourbonen in Frankreich und die Vertreibung der Oranier aus Belgien auch in Deutschland einige Erschütterungen hervorriefen, mit Staunen oder Schrecken bemerkt, daß der ewige Friede, den der Wiener Kongreß und die Heilige Allianz zu verbürgen schienen, nur ein Trugbild war. Jetzt fühlte er, daß



Der Stiefelpußer: „Et is schonst halb achte; da muß ich meine schönsten Redensarten spendieren, sonst sind die Herren mußsch.“
Aus „Berliner Redensarten“ von Franz Burchard Dörbeck
Historia-Photo

Onkel und Nefte
 Zeichnung von Theodor Hofemann

die Entscheidung auch über sein Schicksal näher rückte und daß er sich dabei unter keinen Umständen auf seinen König verlassen konnte. Er verließ sich dabei – und das war verhängnisvoll – weniger auf seine politische Einsicht als auf die wirtschaftliche Kraft, die sich seit den Freiheitskriegen trotz gelegentlichen Rückschlägen ständig vermehrt hatte. Als in den Jahren 1816 und 1817 ausländische, insbesondere englische Waren massenhaft nach Deutschland strömten, war das auch für Berlin sehr schlimm. Aber der bald einsetzende Ausbau des Zollvereins half den Berliner Fabrikanten und Handwerkern, indem er ihnen ein größeres Absatzgebiet erschloß, und wenn manche Gewerbe, wie die Zuckersiederei, die Kalkbrennerei, die Branntweinbrennerei, zurückgingen, weil sie dem Wettbewerb von außerhalb

nicht gewachsen waren: andere blühten unter sorgsamer Pflege aufs schönste. Die Berliner Schals z. B. beherrschten bis in die fünfziger Jahre den Weltmarkt, und die Berliner Rattendruckerei arbeitete mit ihren wohlfeilen Erzeugnissen für Polen und Rußland, für Mexiko und Südamerika, selbst für alte Kulturländer wie Indien und China. Die Töpferei, die Möbelindustrie, die Papierindustrie, die Tabakfabrikation gediehen. Auch die Seidenindustrie hob sich, und die Berliner Konfektion begann jene großartige Entwicklung, die bis auf den heutigen Tag für die Wirtschaft der Reichshauptstadt wichtig geblieben ist. Der aus Kleve stammende einfallreiche Peter Beuth, der seit 1821 Mitglied des Staatsrats war, hat sich als Direktor der Ministerialabteilung für Gewerbe, Handel und Bauwesen die größten Verdienste um den Aufschwung der Industrie, des Handwerks und des Handels auch in Berlin erworben. Er gründete 1821 den Verein zur Förderung des Gewerbefleißes, und aus seinem 1827 eingerichteten Gewerbeinstitut wurde 1879 die Technische Hochschule. Kaum, daß er sein Amt angetreten hatte, schon 1822, veranstaltete er eine Gewerbeausstellung. Die meisten Fabrikanten dachten nicht daran, sich zu beteiligen; sie fürchteten, ihre Muster und ihre Preise zu verraten. So kamen aus ganz Preußen noch nicht 1000 Gegenstände von 176 Herstellern zusammen. Besonders schwach war Berlin vertreten. Ein Glück, daß die Königliche Eisengießerei und die Königliche Porzellanmanufaktur hatten schicken müssen! Beuth ließ sich durch den Mißerfolg nicht entmutigen. Er wiederholte die Ausstellung im Gewerbehaus



in der Klosterstraße 1827 und hatte die Freude, daß über 200 Fabrikanten 1659 Gegenstände geschickt hatten. Im Jahre 1840 folgte die größere Gewerbeausstellung im oberen Stockwerk des Zeughauses, worin Kellstab ein Sinnbild erblickte: „Wir werden gegen jeden Angriff schützen, was uns der Fleiß des Friedens anvertraut.“ Der Erfolg ermutigte 1844 zu einer Wiederholung in größerem Umfang. Man lud ganz Deutschland ein, freilich kamen die meisten Aussteller aus den dem Zollverein angeschlossenen Staaten. Es waren über 3000, darunter etwa 700 Berliner, die, wiederum im Zeughause, zeigten, was sie konnten. Berlin zeichnete sich auf vielen Gebieten aus. In der Kattundruckerei blieb es der erste Platz Deutschlands; eine Fabrik beschäftigte 800 Arbeiter. Aber auch in der Tapissiererei, in der Gold-, Silber- und Buntstickerei stand es an der Spitze. Ahtzehn Verleger, die Hunderte von Koloristen beschäftigten, brachten Muster für Kreuzstich heraus, und die reizenden Vorlagen, die uns als höchst liebenswürdige Erzeugnisse des Berliner Biedermeiers erscheinen, trafen damals den Geschmack in aller Welt, sogar über See. Eine neue Industrie, die sich seit den zwanziger Jahren entwickelt hatte, war die Herstellung von Lampen, in denen Rüböl nach mancherlei Systemen gebrannt wurde und die die Kerzen trotz hohen Preisen zu verdrängen begannen, obwohl gerade um diese Zeit die Stearinlichte erfunden wurden, die besser als Talg- und billiger als Wachskerzen waren und die der 1839 von Paris nach Berlin gekommene Herr Notard in ausgezeichnete Güte herstellte. Die Berliner waren von dieser Ausstellung sehr befriedigt. Es waren viele Ausländer erschienen. Während ein französischer Besucher erklärte, die deutsche Industrie liege, verglichen mit der französischen und englischen, noch in ihrer ersten Kindheit, sprachen sich englische Fabrikbesitzer sehr anerkennend aus. Namentlich rühmten sie Luche, Seidenstoffe und Kattune und bemerkten mit Staunen die Fortschritte Berlins im Maschinen- und Lokomotivenbau. Der einzige Trost, den sie mitnahmen, war der, daß die Erzeugnisse der schweren Industrie in Berlin noch zu teuer waren, um ihnen auf dem Weltmarkt unbequem zu werden. Der Gedanke, in Berlin Ausstellungen zu veranstalten, ist seitdem fruchtbar geblieben. Schon 1849 zeigte die Polytechnische Gesellschaft bei Kroll Berliner Erzeugnisse, und nach den revolutionären Ereignissen erblickte man darin ein Zeichen wiederkehrenden Vertrauens in die eigene Kraft. Diese Kraft hatte mitten im Biedermeier den Grund für die Berliner Großindustrie gelegt. Am Sockel des von August Kieß geschaffenen Denkmals von Beuth sehen wir drei Arbeiter mit den Jüngen August Borsigs, Friedrich Egells, und Louis Schwarzkopfs beim Eisenguß und am Zahnrad beschäftigt. Es sind die drei großen Vertreter des frühen Berliner Maschinenbaus. Sie hatten Vorläufer gehabt. Die älteste Berliner Maschinenfabrik hatte der Kasseler Schlosser Hummel 1799 eingerichtet; seine Besonderheit waren Bohrmaschinen gewesen. Im selben Jahr stellte die Porzellanmanufaktur die erste Dampfmaschine in Berlin auf; sie war von einem Schotten erbaut worden. Einige weitere englische Dampfmaschinen kamen 1815 nach Berlin. Die Brüder Cockerill richteten in demselben Jahr eine große Fabrik für Werkzeugmaschinen ein. Ein paar Jahre darauf gründete Egells seine Fabrik; in ihr lernte August Borsig,



Wohnzimmer des Schlossermeisters C. F. A. Hauschild in der Stralauer Straße 49
Gemälde von Eduard Gärtner im Märkischen Museum

ein Breslauer. Als Zimmergesell war er 1823 in Berlin zugewandert; 1826 war er so weit, daß er seine erste große Dampfmaschine aufstellte. 1837, im Eisenbahnjahr, machte er sich selbständig und gründete mit seinen Ersparnissen eine Werkstatt vor dem Draniensburger Tor, die Keimzelle seines gewaltig wachsenden Unternehmens. Zehn Jahre darauf eröffnete der aus Lenth bei Hannover stammende Werner Siemens, zusammen mit dem Mechaniker Johann Georg Halske aus Berlin, seine Telegraphenbauanstalt. Die Verbindung, die er 1848 im Auftrag der Regierung zwischen Berlin und Frankfurt a. M. einrichtete, war am 28. März 1849 berufen, als erste Leistung das Ergebnis der Kaiserwahl zu melden. Mit diesen Fabriken, zu denen noch viele andere kamen – 1837 zählte man ihrer dreißig –, bildete sich eine ständig wachsende Arbeiterschaft. Auch in Berlin witterten die kleinen Leute, daß die Dampfmaschine für den einzelnen wie für die Gesamtheit ihre Gefahren hatte. Allein die Freude am Fortschritt hieß solche dumpfen Gefühle schweigen. Man war, und mit Recht, stolz darauf, daß Borsig 1841 die erste Lokomotive liefern konnte. 1844

waren schon neunzig bei ihm hergestellte in Betrieb und dreißig weitere befanden sich in Arbeit. Die Entwicklung schritt mit einer für Biedermeiermaßstäbe beängstigenden Weise namentlich auf dem Gebiet des Eisenbahnbaus voran; 1844 waren die Bahnen von Berlin nach Anhalt, Stettin, Frankfurt in Betrieb und die Hamburger Bahn in Bau.

Der wirtschaftliche Aufschwung, den derartige große Arbeiten und Unternehmen verrieten und schufen, kräftigte das Selbstbewußtsein des Berliner Bürgers. Es war noch weit zum allgemeinen Prozedium späterer Jahrzehnte. Man hatte die kaum verfloffenen Notzeiten in gutem Gedächtnis und freute sich weniger am Glanz, den man nicht vermiste, als an dem Behagen, das man sich schaffen konnte. Viele tüchtige Familien, auch aus dem Handwerk, so der aus der Pfalz nach Berlin gekommene Ofenfabrikant Feilner, der die glänzenden weißen Kacheln erfand, legten Wert darauf, mit künstlerisch und wissenschaftlich bedeutenden Menschen zu verkehren. Er, gleich vielen andern seines Standes, suchte mit Erfolg, sich die reichen kulturellen Güter der Zeit anzueignen. Aber dieses Streben war nicht allgemein, und selbst wer es hatte, brauchte nicht in einem späteren schulmäßigen Sinne gebildet zu sein. Als sich ein Dunkel des durch seine Jugenderinnerungen lebendig gebliebenen Professors Felix Eberty, eines alten Berliners, eine neue Wohnungseinrichtung zulegte, spöttelte man in der Familie: „Er hat alles renoviert, auch einen neuen Dativ hat er sich angeschafft; nur der Akkusativ war noch ganz gut, den hat er nie gebraucht.“ Man verübelte ihm diese grammatische Unsicherheit sowenig wie später dem alten Wrangel, der damit kokettierte, wie der berühmten Frau Marianne du Sitre, die, aus der französischen Kolonie stammend, ein vor-



treffliches Französisch sprach und die einzige Frau gewesen ist, die nach E. S. U. Hoffmanns Urteil die Berliner Mundart mit Anmut beherrschte. Sie ist mit ihrem schlagfertigen und manchmal groben Witz das Urbild der Berliner Madame geworden und geblieben. Sie war ein armes Mädchen gewesen, hatte reich geheiratet und wohnte sehr vornehm Unter den Linden. Sie hatte sogar einen Salon, und einmal erschien Ludwig Devrient. Er kam aber nicht wieder, denn die Madame begrüßte ihn mit den Worten: „Devrientchen, warum sind Sie eigentlich unter

„Ich sage ja kein Wort, Herr Kumsargus.“ —

„Halt sie's Maul! Sie raisonniert inwendig!“

Kolorierte Lithographie

von Franz Burchard Dörbeck aus den „Berliner Redensarten“. Staatliche Kunstbibliothek Berlin

„Dämlicher Schneiderjunge! ich bin dein Meister!
her die verlorne 5 Sgr. Drinkgeld!
mach mir keene Wipkens vor!“

Kolorierte Lithographie
von Franz Burchard Dörbeck aus den „Berliner
Redensarten“. Staatliche Kunstbibliothek Berlin



die Lumpenkomödianten jejangen?“ Sie verwech-
selte Schiller mit Goethe und fand, das sei „jang
ejal“. Hausmütterlich, wie sie war, rief sie
Friederike Ungelmann, die die Lady Macbeth zu
allgemeiner Erschütterung spielte und mit einem
Leuchter in furchtbarer Qual über die Bühne
schritt, die berühmten Worte zu: „Macbethen,
Sie drippen.“ Als ihre älteste Tochter zum
erstenmal in der Gesellschaft erschien und, reich
und jung, wie sie war, von Verehrern umschwärmt
wurde, bemerkte sie: „Wo ein Uas ist, da sammeln
sich die Adler.“ Mit Friedrich Wilhelm III.

fühlte sie sich als patriotische und wohlhabende Berlinerin freundschaftlich fest verbunden. Sie
grüßten sich Unter den Linden, und als der König einmal ihren Knicks übersah, ließ sie sich eine
solche Unaufmerksamkeit nicht gefallen, eilte ihm nach und tadelte ihn: „Na, Majestätelen,
Steuern nehmen, det könn' wer, aber die olle du Sitren jrüssen, is nich.“ Diese Madame war
sehr stolz auf das Geld, das sie sich erheiratet hatte, und es war ihr völlig gleichgültig, ob man sie
zu den Gebildeten zählte oder nicht. Geistesgegenwart und Mutterwitz waren die beste Mitgift
fürs Leben, und sie dachte nicht viel anders, wenn auch in größeren Verhältnissen, als der Spiel-
warenhändler Knipske, den Glasbrenner auf dem Weihnachtsmarkt singen ließ: „Mein erst
Gefühl sei Preußsch-Courant, mein zweites kleene Münze.“ Hatte Wilhelm von Humboldt noch
gerühmt, daß in Preußen und in Berlin dank dem durchlittenen Unglück und dank dem königlichen
Vorbild im Gegensatz zu andern deutschen Ländern und großen Städten eine wohlthuende und
volksmäßige Einfachheit den Ton in der Gesellschaft angebe, so hören wir von anderer Seite und
in steigendem Maße die Klagen, daß sich das Berliner Bürgertum seiner Aufgabe, musterhaft zu
leben, nicht bewußt geblieben ist. Die Kinder hatten das richtige Gefühl; sie kannten, auch wenn sie
aus den besten Häusern stammten, kein Vorurteil, und Maxe von Arnim, Bettinas Tochter,
hatte ein Grauen vor allem vornehmen Wesen; ihr war die Straßenjugend viel bemerkenswerter
als Malchen von Stein, die immer dicke wollene Strümpfe für die armen Negerkinder im heißen
Afrika strickte. Aber selbst im Parthey'schen Hause herrschen Anschauungen, die wir nicht mehr als
bürgerlich empfinden, sondern die uns an die drohende Entartung des Bürgertums, an die Bour-

geiſte, erinnern. Dem lebenswürdigen Hauſtöchterchen Lili rät der Großvater (1821), ſie möge Anſtalten machen und einen Freier wählen und nicht allzu ſtreng ſein: „wenn der Mann nur brav iſt und ſein Auskommen, ſeine Karriere hat.“ Hier leſen wir das böſe Wort von der Karriere, die zu machen über hundert Jahre lang der erſte Ehrgeiz des Bürgertums geweſen iſt. Die Bourgeoiſte war es, die den Geiſt in Geld verwandelte. In dieſen Biedermeierjahren zuerſt ſtrömte es ihr in reichem Maße zu, und ſie hatte nicht die Einſicht, die damit verbundenen Gefahren auch nur zu ahnen. Bruno Bauer ſah ſie und ſchrieb: „Jene Bürgerklaſſe, die für die neuere Geſchichte ein ſo furchtbares Gewicht erhalten ſollte, iſt keiner aufopfernden Handlung, keiner Begeiſterung für die Idee, keiner Erhebung fähig; ſie gibt ſich für nichts hin als für das Intereſſe ihrer Mittelmäßigkeit, d. h. ſie bleibt immer auf ſich ſelbſt beſchränkt und ſiegt endlich nur durch die Maſſenhaftigkeit, mit welcher ſie die Anſtrengungen der Leidenschaft, der Begeiſterung, der Konſequenz, zu ermüden wußte, durch ihre Oberfläche, in welche ſie einen Teil der neuen Ideen einſaugt.“ Auch der reich gewordene Berliner Biedermeier bildete ſich ein, an allen geiſtigen Strömungen der neuen Zeit teilzuhaben, jedoch in Wirklichkeit intereſſierte ihn nur das Geld. Max Stirner ſchrieb mit beißendem Spott: „Die Bourgeoiſte iſt der Adel des Verdienſtes, ‚Dem Verdienſt ſeine Kronen‘ – ihr Wahlſpruch. Sie kämpft gegen den ‚faulen‘ Adel, denn nach ihr, dem fleißigen, durch Fleiß und Verdienſt erworbenen Adel, iſt nicht der ‚Geborene‘ frei, aber auch nicht Ich bin frei, ſondern der ‚Verdienſtvolle‘, der redliche Diener (ſeines Königs, des Staates, des Volkes in den konſtitutionellen Staaten). Durch Dienen erwirbt man Freiheit, d. h. erwirbt man Verdienſte und diente man auch dem – Mammon.“ Dieſe Geſinnung, die die kurzlebige Blüte der Biedermeierkultur zerſtörte und den Geldſack als Maßſtab einführte, hatte zunächſt noch den nicht beſonders ſchwungvollen, jedoch anſtändigen bürgerlichen Glauben, daß es nützlich und nötig ſei, neben dem ſoliden Geſchäft und dem ehrlichen Gewerbe auch einen moralischen Wandel zu führen. Man wurde in mancher Hinſicht milder, je ſchneller und je verführeriſcher das Geld zu rollen begann. Bis in den Mittelſtand hinein wurde in den vierziger Jahren das Leben brüchig. Man bemühte ſich, mehr zu ſcheinen, als man war, und wer die gut gekleideten Beſucher von Konzerten und anderen öffentlichen Vergnügen muſterte, konnte nie ſicher ſein, ob man nicht das Mittagsbrot geopfert oder Möbel verſetzt hatte, nur um dabei zu ſein. Der ſteigende wirtſchaftlich ungeſunde Wettbewerb forderte eine Reklame, die man in den vorgeblich ſo ſtillen Tagen des Vormärz nicht vermuten ſollte. In ungeheuren Buchſtaben, die man hundert Schritt weit erkennen und leſen konnte, rief es auf der Straße: „Meine Herren, können Sie Geld brauchen?“ Trat man näher, ſo gewahrte man, daß das Anerbieten nichts weiter zu bedeuten hatte, als den Spaziergänger auf fabelhaft billige Waren aufmerkſam zu machen. So ſchrie es in Berlin von allen Ecken, ſelbſt von den Bäumen herab, und man konnte in der Tat oft ſehr wohlfeil kaufen, weil es dem Händler, der kurz vor dem Bankrott ſtand, einzig darauf ankam, noch möglichſt viel bares Geld in die Finger zu kriegen. Ein gewaltiger Schwindel wurde mit Häuſerſpekulationen getrieben. Sie waren die



Spaziergang. Radierung von Theodor Hofmann

beliebtesten Köder, um die für die Bourgeoisie reifen Biedermeier anzulocken und hineinzulegen. Eine der beliebtesten Finten beruhte auf dem Reugeld, das in den Verträgen für den Fall ausgemacht wurde, daß einer der Partner zurückträte. Es betrug 400 bis 1000 Taler. Der wackere Biedermeier war ganz damit einverstanden, denn der ihm vorgeführte Kauflustige wurde ihm als vermögend geschildert und ausgewiesen. Dann plötzlich erhielt er die ungünstigsten Nachrichten über die Verhältnisse des Käufers und zahlte, um aus dem verdächtigen Handel zu kommen, lieber das Reugeld, statt das Ganze aufs Spiel zu setzen. Der Schwindel in Hypotheken blühte ebenfalls. Es kam vor, daß Gelder auf Häuser geliehen wurden, die es gar nicht gab. So leichtsinnig warf man die Taler zum Fenster hinaus, in der Hoffnung, daß sie sich mühelos vermehren würden. Der Aktienschwindel ruinierte in Berlin zahllose Leute. Man sah kleine Beamte und Handwerker neben den Bankiers und Großspekulanten ihre Geschäfte machen. Selbstverständlich wurden die kleinen Leute erdrückt. Die Kapitalkräftigen ließen die auf höchste Höhe geschraubten Papiere fallen, sobald sie in den Händen des unkundigen Publikums waren. Durch diesen gesetzlich erlaubten Betrug der großen Besitzenden wurden viele Familien ins Unglück gestürzt. Die wirtschaftlichen

Zusammenbrüche, und in ihrem Gefolge die Selbstmorde, mehrten sich. Manche hofften, in einer reichen Ehe sich retten zu können. In den Zeitungen erschienen Heiratsanzeigen. Es galt schon in der Berliner Biedermeierzeit als ein nicht ungewöhnlicher Weg, wenn auf diese Weise ein Mann in den besten Jahren eine Lebensgefährtin suchte und angab, ein wie hoch bemessenes Vermögen sie besitzen müßte. Man legte weniger Wert auf Schönheit als auf das Geld und sicherte natürlich tiefste Diskretion zu. Daneben gab es bereits Heiratsbüros, die die Heiratslustigen berufsmäßig zusammenführten. Neben dem guten Bürgertum, das die Kultur des Biedermeiers geschaffen hat und das sich in den kommenden Jahrzehnten bis zu der großen Katastrophe des Weltkriegs vergeblich bemühte, sich wirtschaftlich und politisch zu einigen, und wegen dieser Unfähigkeit von einer neuen Entwicklung überrannt worden ist, machte sich, namentlich in den auf die Revolution drängenden vierziger Jahren, eine Bourgeoise bemerkbar, die Gutzkow als das Proletariat des großen Mauls bezeichnet. Es waren Betrüger mit Siegelringen auf den Fingern, goldenen Ketten über roten Sammetwesten, schnurbefesteten Paletots über dem wohlgenährten Bauch. Sie waren überall zu sehen und zu hören, in den Theatern, in den Weinstuben, auf den Promenaden, „lasterhaftes, freches Menschengeschmeiß von existenzlosen Schwindlern, halben Bankerottierern, Goldarbeitergesellen, die sich Juweliere nennen und Läden mit erborgtem Kram eröffnen, verdorbenen Bäckern, die sich zu Kornmaklern aufwerfen, Schreibern, die Häuser administrieren, Pflastertreter aller Art, vom „hummelnden“ Geheimsekretär an, der seine eigene Frau zu den vortragenden Räten schickt, die entscheiden müssen, ob ihm eine Gratifikation bewilligt werden kann, bis zum wirklich begüterten, wirklich verdienenden Maurer-, Steinmeß-, Bäcker-, Fleischermeister, der aber aus Eitelkeit seine Kräfte überspannt, wenn er sich Pferde, Wagen,



Die liederliche Familie
Zeichnung von
Theodor Hofmann

Reim. Lithographie von Adolph von Menzel



Bediente hält.“ Diese großmüthige Bourgeoisie verwandelte die bürgerlichen wie die revolutionären Ideen in Geld und dachte nicht daran, zum Wohl der Gesamtheit irgendein Opfer zu bringen. Sie klagten, wenn sie statt 60 Prozent nur noch 40 verdienten, sie hätten 20 Prozent Verlust erlitten, und verschwiegen klüglich, daß sie auch mit 40 noch über die Maßen günstig dastanden. Sie sahen das Elend der Massen nicht, das das neue Zeitalter der Industrie in unbarmherziger Härte heraufgeführt hatte, und wenn sie es sahen, so meinten sie, die Welt wäre nun einmal so eingerichtet, und wenn sie fromm waren, so glaubten sie, auch in der schreienden Not Gottes Willen zu erkennen, und hatten als Hilfe höchstens einige salbungsvolle Traktätchen. Der Biedermeier hielt es mit dem Wort: „Jeder für sich,

Gott für uns alle“, und es brauchte wesentlich andere Gründe, um sein Mitleid zu wecken. Henriette Wilke, der Tochter eines Charlottenburger Gärtners, gelang es, einem mit fünf Möpfen gesegneten Fräulein Eversmann nach und nach 20 000 Taler zu entlocken, und zwar unter dem Vorwand, daß die königliche Familie dringend einer Unterstützung bedürftig sei. Sie verbrauchte das Geld, um sich als Goldprinzessin gute Tage und frohe Nächte zu bereiten. Für die Armen vor dem Draniensburger oder Rosentaler Thor hätte sie von ihrem einfältigen Opfer nicht 20 Taler erhalten.

Immer wird es das Verdienst Bettinas von Arnim bleiben, daß sie in ihrem z. T. höchst wunderlichen Königsbuch (1843) den Herrscher selbst auf die Mißstände hinwies, die unter seinen Augen in Berlin auf sozialem Gebiet eingerissen waren. Sie stützte sich dabei auf Beobachtungen, die der in ihrem Hause verkehrende schweizerische Student Grunholzer gemacht hatte und die sie mit einer von ihr verfaßten Vorrede an den Schluß des Werkes stellte. Er war im sogenannten



Lrieb. Lithographie von Adolph von Menzel
Aus seiner Bilderfolge „Künstlers Erdenwallen“. 1874

Vogtlande, in dem Armenviertel vor dem Hamburger Thor, von Haus zu Haus, von Stube zu Stube gegangen und hatte sachlich trocken, aber desto erschütternder aufgeschrieben, was er mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört hatte. „Die angeführten Beispiele“, bemerkte er, „sind weder ausgesucht noch ausgemalt.“ Bettina ging in ihrem schönen Eifer so weit, daß sie den Staat für die Lage des Proletariats verantwortlich machte, und es klang wie eine Mahnung an das Gewissen der Herrschenden aller Zeiten, wenn sie schrieb: „Wenn's gegen den Feind gilt, dann findet ihr sie in ihren Schlupfwinkeln, dann zieht der Staat ihnen Montur an und läßt sie in Reih und Glied aufmarschieren! Wenn der Landesvater will losdonnern, dann sind sie auch gut als Futter für die feindlichen Kanonen. Was davon heimkommt und selbst nach Futter schreit, das betrachtet ihr als Hefe des Volkes und laßt's wieder im alten Schlamm stecken, wißt nicht mehr, wo's geblieben ist, vor euch mag's unter die Erde versunken sein, muckst es, so wird man seiner schon Herr werden! Die alten Weiber sind euch ein Greuel; ihr freches Angrinsen möchtet ihr ihnen eintränken. . . – Wer sind diese alten Weiber? – Es sind die, deren Söhne, deren Männer im Krieg Kanonenfutter wurden oder als Krüppel heimkamen!“ Sie ruft Friedrich Wilhelm IV. an, nicht Kirchen, Museen und dergleichen, sondern eine Wohnstadt für die Armen zum Ruhmesglanz seiner landesväterlichen Milde zu erbauen, auf daß ein gesundes Geschlecht aufwachse, „Männer unverbrüchlicher Treue, felsenfester Ausdauer, unbezwinglicher Tapferkeit und Vaterlandsliebe, große Männer des Ruhmes und Helden der Geschichte.“ Es sollte noch lange währen, bis die Forderungen Bettinas als politisch durchführbar erkannt, als notwendig anerkannt wurden. Ihr Buch hat Friedrich Wilhelm IV. in seinen dem Mittelalter mehr als der Zukunft zugewandten Ideen nicht beirrt. Man hat es in Berlin viel besprochen und die reine Absicht der Verfasserin anerkannt, obwohl man witterte, daß sich in kühn hingeworfenen Worten sozialistische Gedanken reflektierten. Allein von den Männern, auf die es ankam, hat niemand die von Bettina ersehnten Folgerungen gezogen und gehandelt, und als wenige Jahre später (1846) der in Koblenz gebürtige Ernst Dronke sein in vieler Hinsicht aufschlußreiches Buch über Berlin veröffentlichte, wurde es als das Werk eines leichtfertigen Nörglers verurteilt.

Die Rosentaler Vorstadt, die auch in Dronkes journalistischer Darstellung zahlreiche Beispiele für die Proletarisierung des Berliner Handwerkers und Arbeiters bietet, hatte Friedrich der Große angelegt. Als er 1748 das Invalidenhaus baute, kamen viele Maurer- und Zimmergesellen aus Sachsen und namentlich aus dem Vogtlande nach Berlin, arbeiteten hier den Sommer über und kehrten im Winter mit ihrem Verdienst in die Heimat zurück. Der König ärgerte sich, daß die guten preussischen Taler ins Ausland wanderten, und bemühte sich, die fleißigen Vogtländer anzusiedeln. Er baute 60 Häuser, die bald mit 120 Familien besetzt waren. Die Gegend in der heutigen Brunnen-, Berg- und Ackerstraße nahm an Bevölkerung zu. In der Gartenstraße entstand eine Kolonie von Gärtnern. Bald zog auch das Vergnügen ein mit russischen Schankeln und Karussells, mit Regalbahnen und Tanzsälen. Als Berlin nach den Freiheitskriegen wuchs,



Kurrende-Sänger
Gemälde von 1847. Von Emil Koller
Sammlung Handke

drängten viele kleine Leute in die Vorstadt, weil in der Stadt selbst keine Wohnung zu finden war. Ein paar anschlägige Unternehmer bauten in der Gartenstraße kasernenartige Häuser, in denen 1827 schon 496 Familien mit 2300 Köpfen wohnten. Es wurden nicht Wohnungen, sondern Stuben vermietet, die jährlich 25 bis 36 Taler kosteten. Die Einnahme betrug 8000 bis 10000 Taler im Jahr. In jedem Hause saß ein Inspektor, der für Ordnung zu sorgen und die Miete einzutreiben hatte. In vielen der keineswegs geräumigen Stuben wohnten zwei Familien. Ein durch das Zimmer gezogenes Seil trennte die Parteien. Selbstverständlich hausten in solchen Verhältnissen die Ärmsten der Armen. Große Familien verbot das Reglement. Trotzdem mußten sich solche von drei bis vier Personen auch in dieser Enge, in diesem unwürdigen Leben zurechtfinden. Die geringe Miete aufzubringen, wurde vielen schwer. Es gab eine Armendirektion, an die man sich wenden konnte. Jedoch diese Behörde arbeitete sehr langsam und stellte die gründlichsten Erhebungen an. Auf welchen scheußlichen Holzwegen der Amtschimmel trabte, beweist, was Dronke als keinen vereinzeltten Fall mitteilt: junge Mütter wurden gefragt, ob sie sich nicht durch Abgabe von Muttermilch helfen könnten. Leute unter sechzig erhielten überhaupt keine Unterstützung. Andere bekamen zwei Taler, „ein für allemal“. Im Winter gab es Armensuppen, aber nur für die, die ohne Unterstützung lebten. Jeder war bemüht, wenigstens die monatliche Miete aufzubringen und so das Arbeitshaus zu vermeiden. Es lag am Alexanderplatz und hieß der Ochsenkopf; den Namen hatte es vom Rondell, dem Belle-Alliance-Platz, mitgebracht, wo es im ehemaligen Hause des Schlächtergewerbes untergebracht gewesen war. Den Unterhalt zu verdienen, selbst den kärglichsten, brauchte es viel Mühsal und Erfindungskraft, und der Erfolg auch der ernstesten Bemühungen war jämmerlich. Manche Frauen sammelten Knochen; ein Zentner brachte 10 Silbergroschen. Ein Weber arbeitete 14 Tage lang an einem Stück Leinwand von etwa 50 Metern und verdiente 3 Taler 5 Silbergroschen. Seine Frau und seine Kinder lebten von Kartoffeln und Hafergrütze. Ein Schuster brachte es auf höchstens 15 Silbergroschen täglich und hatte 3 Monate stille Zeit. Die Ernährung war ungenügend. In den Familienhäusern des Vogtlandes fiel das Mittag aus. Dafür gab es morgens trockenes Brot und abends eine Mehlsuppe. Von einem halben Lot Kaffee, der den Armen ein ersehnter Tröster war, tranken fünf Personen zweimal. Auch der Biedermeier merkte, daß hier etwas nicht in Ordnung war. Seine Moral schauderte vor der sittlichen Verderbnis, die sich im Vogtland breit machte. Man baute Kirchen und hielt religiöse Versammlungen ab, doch es erschienen nur solche, die sich von der Teilnahme an diesen Einrichtungen einen Nutzen versprachen. Man richtete Schulen ein, um insbesondere die Jugend vor dem Verkommen zu retten. Sie kosteten jährlich 700 Taler; man war sehr stolz darauf, daß das Geld durch freiwillige Beiträge aufgebracht wurde, und versuchte, sich auch der Kleinen durch eine Kleinkinderbewahranstalt anzunehmen. Jedoch die Lehrkräfte, die man fand, waren schlecht und genügten durchaus nicht dem Bedürfnis. Erst 1847 war die Stadt so einsichtig, eine Gemeindeschule in dieser Gegend zu gründen.



Die Parochialstraße um 1831. Gemälde von Eduard Gärtner
Phot. F. Bruckmann, München

Vorher waren die Behörden und insbesondere die Polizei tief gekränkt, wenn sie ein wohlmeinender Mann wie der Armenarzt Thümmel auf die unerträglichen und gefährlichen Zustände hinwies. Das war 1828 gewesen, und trotz Bettinas Ruf an den König geschah bis zur Revolution so gut wie nichts. Erst im Anfang der fünfziger Jahre entstanden in der Ackerstraße die ersten Häuser mit menschenwürdigen Wohnungen.

Manche Bürger merkten, was sich hier vorbereitete, und nicht nur im Vogtland, wo es am traurigsten ausah, sondern auch in den anderen nördlichen Vierteln der Stadt, wo die Fabrikarbeiter nicht wesentlich besser in Enge und Schmutz hausten oder sich gar nur mit einer Schlafstelle behelfen mußten, die ihnen einzig nachts Quartier bot, so daß sie am Feierabend und an Feiertagen auf die Kneipe als Zuflucht angewiesen waren. Der Maler Gerhard von Kügelgen, dessen Erinnerungen ein so liebenswertes Biedermeierbuch darstellen, hatte recht, wenn er schrieb: „Sehr schlimm ist es, daß sich jetzt bei uns ein Proletarierstand bildet, der von furchtbarer Bedeutung werden und von unruhigen Köpfen leicht hingerissen werden kann. Mir ist's manchmal, als stünde die ganze Nation an einem schaudersvollen Abgrunde. Am Ende wird es Gott leiten, wie



Herumziehende Musikanten. Radierung von Theodor Hosemann von 1839



Wie die Berliner nach Stralau gehen. Zeichnung von Theodor Hofmann. Historia-Photo

er will; aber schrecklich ist es, wenn eine ganze Gesellschaft wachend und mit offenen Augen an einer jähen Klippe hinfährt, und der Kutscher scheint zu schlafen.“

Friedrich Wilhelm IV. hatte erst schlaflose Nächte, als es zu spät war und Bismarck ihn hart zurechtwies: „Ein König muß schlafen können.“ Der Berliner Bürger glaubte alles getan zu haben, wenn er den Goethischen Biedermeierspruch beherzigte und vor der eigenen Tür kehrte. Und der Bourgeois, ganz gleich, ob er schon Geld hatte oder sich danach sehnte, dachte nicht daran, sich mit Fragen zu beschweren, die draußen irgendwo dringend geworden waren und die zu lösen die bürgerliche Gesellschaft auch in der Folge trotz löblichen Anläufen in der sozialen Gesetzgebung des Kaiserreichs unfähig blieb. Die Arbeitgeber hielten die Löhne möglichst niedrig, weil sie so am besten ihre Rechnung fanden, und kümmerten sich wenig darum, wie weit eine Stickerin kam, die drei bis acht Silbergroschen täglich verdiente und vier Monate im Jahr feiern mußte, oder wie ein Buchdrucker mit drei Monaten stiller Zeit seine Familie von zehn Silbergroschen täglich ernährte. Glückliche, wer Arbeit hatte! Am schlimmsten hatten es die kleinen Handwerksmeister, die die Woche über arbeiteten und bis zum Sonnabend ihre Ware unbedingt verkauft haben mußten, schon um ihre Auslagen für die nächste wieder hereinzubringen. Sie fielen oft genug dem Juden in die Hände, der ihnen ihren Vorrat an Ware abkaufte und den Preis nach Belieben machen konnte, weil der unglückliche Meister unter allen Umständen darauf angewiesen war, Geld in die Hand zu bekommen. In Berlin gab es z. B. 4000 selbständige Schneider, von denen zwei Drittel nicht ausreichend beschäftigt waren, und über 200 Kleiderhändler, die von der Not lebten,

in die der Fleißige aller Anstrengung und Gegenwehr zum Troß geraten mußte. Wer die Seinen nicht ernähren konnte, schickte die Kinder in die Fabriken, wo sie von morgens fünf bis abends neun beschäftigt wurden und täglich drei Silbergroschen verdienten. Die Industrie erlebte in der Biedermeierzeit ihre erste Blüte. Es ist zu bewundern, was sie in schneller Entfaltung auch in Berlin geleistet hat. Jedoch hier wie an anderen Orten und in vielen Ländern hat sie schwere Schuld auf sich geladen. Und als 1848 auch die Massen versuchten, ihr Schicksal zu bessern, stand es dem Bourgeois schlecht an, wenn er wie der Pfarrer Kunze von der Elisabethkirche im Vogtland schrieb, daß der Schlamm der inneren Verderbtheit der Vorstadt zum Vorschein gekommen wäre. Die Berliner Proletarier waren keine netten Leute, lange nicht so gemütlich, wie sie Ungely in seinem „Fest der Handwerker“ schildert, das im Vogtland spielt und uns wie ein Biedermeieridyll anmutet. Aber sie begannen, sich ihrer Kraft bewußt zu werden, vorausgesetzt, daß sie einig waren, und der erstaunte Berliner Bürger erlebte das unerhörte Schauspiel des ersten Streiks. Die Rattendrucker mehrerer Fabriken stellten plötzlich die Arbeit ein, indem sie erklärten, zu dem bisherigen Lohn nicht mehr arbeiten zu wollen. Sie zogen ruhig aus den Fabriken und enthielten sich jeder Ausschreitung. Trotzdem schritt die Polizei ein und verhaftete mehrere ältere Arbeiter. Der Staat vermittelte. Es kam ein Vergleich zustande, der die Unternehmer nicht besonders tief kränkte. Das Ganze war ein kleines Ereignis, das schnell vergessen wurde. Und dennoch war es ein Vorzeichen schwerer Kämpfe, die bis zum Jahre 1933 die Gesellschaft erschütterten und das Bürgertum von seiner wenn nicht den Staat, so doch die Wirtschaft beherrschenden Stellung vertrieben.

Der Bourgeois klagte über die Unsittlichkeit und wollte nicht sehen, wie eng sie nicht nur mit den Wohnungsverhältnissen, sondern auch den Löhnen in Berlin zusammenhing. Man schätzte, daß etwa 10 000 Frauenzimmer, die sämtlich den armen Klassen angehörten, ein wenig angesehenes und lichtsheues Gewerbe betrieben; das bedeutete, daß auf 17 weibliche Einwohner eine kam, die sich verhältnismäßig billig verkaufte. Ihnen gesellten sich noch viele Dienstmädchen, nämlich alle, die den Haus Schlüssel hatten und damit die stillschweigende Aufforderung erhielten, durch nächtliche Ausflüge ihren Lohn von etwa zehn Talern im Jahr zu erhöhen. Ein Fünftel der in Berlin geborenen Kinder war unehelich, und die Geistlichkeit stand mit manchen ihrer Vertreter diesem Segen mit einer unmenschlich anmutenden Eng- und Kaltherzigkeit gegenüber. So weigerte sich z. B. 1842 der Pastor Melcher, die in der Charité geborenen Kleinen als „Kinder der Lust und des Unglaubens“ zu taufen. Die Dirnen verkehrten in Tanzlokalen, wie namentlich dem Kolosseum in der Jakobstraße, in der Friedrichsstädtischen Halle, in der Villa Bella vor dem Dranienburger Tor, und gingen ihrem Verdienst auch in dem äußerlich vornehmen Etablissement von Kroll nach. Andere suchten an den Bahnhöfen und auf den Straßen jene Beziehungen, bei denen Binden und Lösen in die gleiche Stunde fällt. Wiederum andere übten ein Scheingewerbe als Kellnerinnen oder Bademädchen aus. Man sieht, Berlin war schon in der Biedermeierzeit in



Die Schachpartie
Gemälde von Johann Erdmann Hummel



Die Aufbahrung der Märzgefallenen in Berlin
Gemälde (unvollendet) von Adolph von Menzel. Hamburg, Kunsthalle

dieser wie anderer Hinsicht unsolide geworden und zeitigte Erscheinungen, wie sie auch später aufgetreten sind, wenn es den nach so minderwertigen Erlebnissen lüsternen Mannsleuten zu gut oder zu schlecht ging. Berlin war groß genug, um wie dem wirtschaftlichen so auch dem sittlichen Elend Raum zu bieten, und je eifriger und allgemeiner der Bürger sich zum Bourgeois wandelte, um so weniger fühlte er sich verantwortlich für das, was außerhalb seiner nächsten Umwelt geschah.

Die wachsende Stadt hatte ihren Reiz und ihre Gefahr. Nirgends in Deutschland war das geistige Leben so wach wie hier, und viele, die in Berlin arbeiteten, fanden, daß sie es nirgends besser und wirksamer konnten. Mochte man bis ins letzte, in die Briefe der Freundschaft und Liebe, unter der Aufsicht des Staates und seiner nicht immer gescheiterten Behörden stehen: man konnte sich zum mindesten einbilden, frei zu sein, konnte sich unbeobachtet wähnen, konnte in der Masse untertauchen. Kein Mensch schien sich um den anderen zu kümmern, und auch der Staat spürte einzig politischen Äußerungen und Gesinnungen nach. Wer nur an sich selbst und an sein Behagen dachte, konnte in weitem Ausmaß tun und lassen, was er wollte. Die Stadt bot Einsamkeit und Rausch, und mancher verband beides miteinander. Man konnte ein nach außen hin anständiges Leben führen und gelegentlich sich Vergnügungen hingeben, von denen man in guter Gesellschaft nicht sprechen durfte. Man konnte als junger Mensch, ja noch als Ehemann ein Verhältnis haben, ohne fürchten zu müssen, daß man entdeckt wurde, und die Mädels, die sich für eine solche Bindung bereitfanden, waren oft nicht die schlechtesten und verpöschten sich in der Regel ihr Schicksal nicht. Sie stammten fast alle aus den unteren Klassen. Die Eltern waren manchmal froh, die Sorge um einen Esser in der Familie los zu sein. Sie wohnten unter dem Dach und waren den Tag über fleißige Arbeiterinnen. In solch einem Stübchen fanden nur die notwendigsten Möbel Platz: ein Tischchen, ein Bettchen, ein Stuhl, Schrank, Kommode, Waschtisch und Spiegel. Am Fenster standen ein paar liebevoll gepflegte Blumenstöcke. Der Stiefelknecht in der Ecke verriet, daß das Mädchen seinen Schatz, sein Verhältnis, hatte. Er kam des Abends nach der Arbeit, und am Sonntag machte das Pärchen seine bescheidenen Ausflüge oder ging zum Tanz. Die „Grissetten“, wie sie der Bieder-



„Na so muß 't kommen“, sagt Neumann
 kolorierte Lithographie
 von Franz Burchard Dörbeck
 aus den „Berliner Redensarten“

Um 1830. Staatliche Kunstbibliothek Berlin

meier nach Pariser Vorbild nannte, waren in ihren Ansprüchen sehr bescheiden und sorgten nicht nur mit ihrer Liebe für das Glück oder das Behagen ihrer Freunde. Manche wohnten mit ihnen zusammen und übten sich in hausfraulichen Tugenden, auch in der Treue, solange das Verhältnis währte. Ging es zu Ende, so trennte man sich, wenn nicht ohne Schmerz, so doch ohne Vorwurf, und das Mädchen flüchtete sich in eine solide Heirat. Es gab genug Männer, die nicht nach der Vergangenheit fragten, und wenn sie ihnen bekannt war, so wurden sie dadurch nicht verschont. Im Gegenteil: das Mädchel hatte im Umgang mit einem „besseren“ Herrn mancherlei gelernt. Sie wußte sich gut zu benehmen und konnte haushalten. Unter den Armen galt eine hübsche Tochter fast als ein gutes Kapital, das man nur vernünftig wie jedes andere verwalten mußte. Auch der Prolet, den der Bourgeois als Hefe des Volkes verachtete und bald zu fürchten begann, hatte seine Ehre, nur war sie von der bürgerlichen verschieden, und die weibliche Unschuld war ein keiner besonderen Hut würdiger Besitz. Eines Tages war sie doch dahin, so oder so. Ein Arzt, der bei armen Leuten wohnte, schenkte der Kleinen, die konfirmiert werden sollte und sehr traurig war, weil die Eltern sie nicht gebührend ausstatten konnten, das Einsegnungskleid. Am Abend des erbaulichen Feiertags fand er das Mädchen in seinem Bett. Die Mutter selbst hatte sie hineingelegt, auf daß sie sich ihrem Wohltäter erkenntlich zeige. Der junge Mediziner war erstaunt und betrübt. Doch die Mutter beruhigte ihn. Das Mädchel in seiner Armut vor Anfechtung zu schützen, sei unmöglich, und sie könne sich freuen, daß sich ein so anständiger Mann auch in dieser Hinsicht ihrer annahm.

Mit der Armut, zu der das Proletariat in Berlin verurteilt war, hing auch das Verbrechen

zusammen. Zu Beginn der vierziger Jahre wurden gegen 12000 Personen gezählt, die wegen Vergehungen unter Polizeiaufsicht standen, und ebenso viele vermieden diese nur, weil sie geschickt genug waren, sich verborgen zu halten. In der Stadtvogtei saßen 700 bis 800 Gefangene, im Arbeitshaus 1000, und die Zuchthäuser waren nicht geringer besetzt. Im November 1845 wurden 1107 Gefangene eingebracht, darunter 250 weibliche. Die bei weitem größte Anzahl von Verbrechen bestand in Angriffen auf das Eigentum, und so machten die Kritiker der Gesellschaft den



„Sahne! Sahne!“ — Milchmädchen
 Kolorierte Lithographie
 von Franz Bernhard Dörbeck
 Aus den „Berliner Ausrufern, Costümen,
 und localen Gebräuchen.“ Um 1830
 Staatliche Kunstbibliothek Berlin

Pauperismus, wie sie sich ausdrückten, für die Kriminalität verantwortlich. Was die Armenkasse mit ihren 352000 Talern jährlich (1839) zu dessen Bekämpfung tat, reichte nicht im entferntesten aus und konnte nicht helfen, da sie nur Almosen verteilte und dem Bedürftigen nicht das gab, was ihm die Not zu kehren und sein Selbstbewußtsein zu steigern unentbehrlich war: lohnende Arbeit. Wer unter den Schlitten kam, wurde sozusagen vogelfrei. Nachdem er den Polizeiarrest, der beliebig lange ausgedehnt werden konnte, hinter sich hatte, wartete seiner das Arbeitshaus. Von morgens fünf Uhr bis abends um acht oder gar um neun wurde er hier angespannt, um Wolle zu schlagen, Pferdehaare zu zupfen, zu spinnen, zu spulen, Saffsteine zu klopfen. In einer Zeit, die in ihren wissenschaftlichen und künstlerischen Vertretern den großen, aus dem 18. Jahrhundert übernommenen, durch Klassik und Romantik vertieften Gedanken der Humanität mit warmer Begeisterung pflegte und in unvergeßlichen Werken Gestalt werden ließ, war es dem Gefangenewart oder dem Inspektor im Ochsenkopf freigestellt, Peitschenhiebe zu diktieren. Wurde der Gefangene aus dem Arbeitshaus entlassen, kümmerte sich niemand um ihn als wiederum die Polizei. Da er kein Geld hatte und keine Möglichkeit fand, es sich zu verdienen, mußte er betteln. Wer sich dabei erwischen ließ, bekam Gefängnis bis zu sechs Wochen. War er rückfällig, so steckte man ihn wieder ins Arbeitshaus bis zu sechs Monaten. Danach konnte er in eine Korrekptionsanstalt bis zu drei Jahren gesperrt werden. Daß eine „Besserung“ mit solchen Mitteln, die den Krankheitsherd unberührt ließen, nicht erzielt werden konnte, ist nicht zu verwundern.

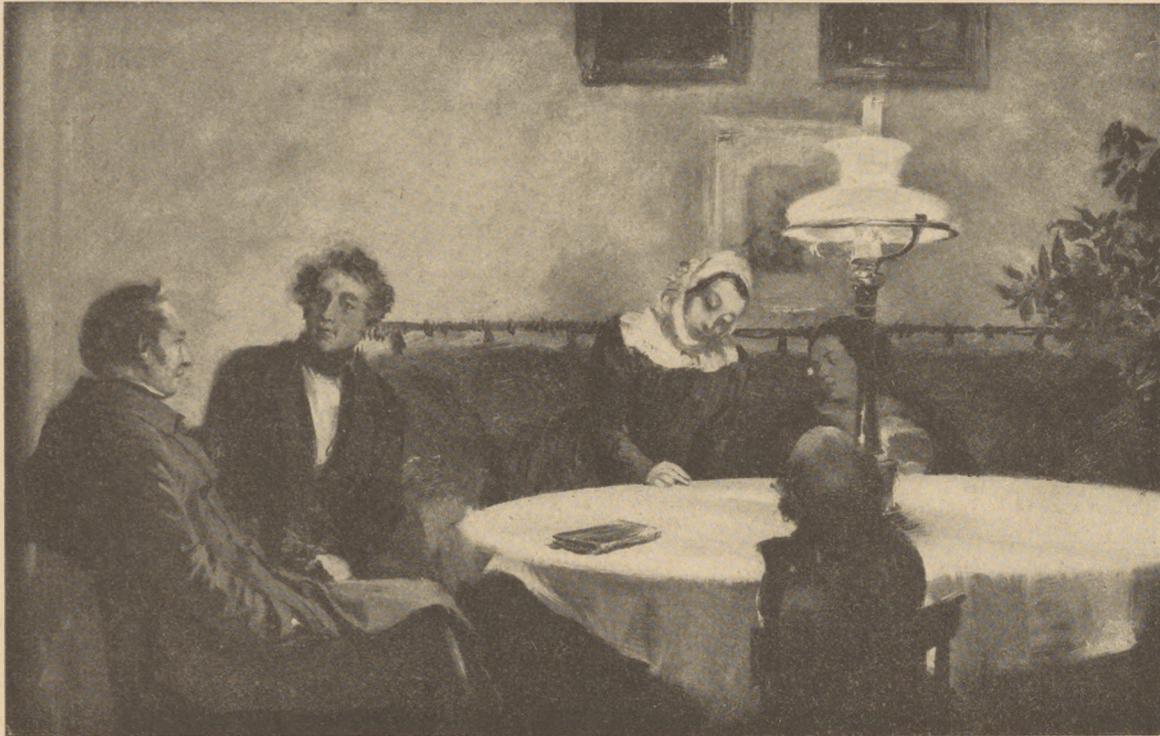
Der Bourgeois des Biedermeiers versuchte mit guten oder schlechten Wizen über das Unbehagen hinwegzukommen, das ihn beschlich, wenn er mit dem Elend der Masse in Berührung kam. Er lachte über Glasbrenners Eckensteher Nante, dessen einziger Trost die Schnapsflasche ist, und merkte nicht, wie ernst es dem Berliner Suckkastenmann mit seinen echten und eigentlich gar nicht lustigen Schilderungen aus den Tiefen der Gesellschaft war. Wer in dem Streben nach Geld Schiffbruch litt, fühlte sich verlassen, weil das einzige Glück, das die Bourgeoisie fassen und schätzen konnte, das Geld war. Man war darum leicht geneigt, ein Leben, das in Armut versank und damit wertlos zu werden drohte, von sich zu werfen, und die Eisenbahn bot das modernste Mittel. Man redete im Berlin der vierziger Jahre vom Polkatod und meinte damit einen Selbstmord, der mitten aus dem Genuß des neuen und umstrittenen Tanzes heraus unternommen und auf den Schienen gesucht wurde. Das Bürgertum der Biedermeierzeit versuchte, sich gegen die Entwicklung, die viele seiner Angehörigen in die Bourgeoisie führte, zu wehren. Aber es geschah auf eine schwächlich biedermeierische Weise, indem man Vereine gründete. Neben so löblichen Unternehmungen wie dem Tierschutz, gegen den sofort nachdenkliche wie leichtfertige Leute einwandten, daß es viel nötiger wäre, die Menschen zu schützen, gab es einen Antichampagnerverein, der nicht ganz so tugendhaft war, wie sein Name vermuten läßt, denn er verpflichtete seine Mitglieder nur, ein mit dem Makel überschäumender Lebenslust behaftetes Getränk zu meiden und sich solideren Genüssen, wie Burgunder oder Pfälzer, hinzugeben. Einen dritten Verein bildeten die Freunde mit dem Hut;

er pflegte den vernünftigen Gedanken, die unnütze Gewohnheit des Hutabnehmens abzuschaffen, ein erfolgloses Unternehmen zu einer Zeit, die, in enge Grenzen des Denkens und Handelns eingeschnürt, nach dem häßlichen Sprichwort leben zu müssen glaubte: „Mit dem Hute in der Hand, kommt man durch das ganze Land.“

Auch der Proletarier hat seine „Kunstanstalten“, eine Anzahl kleiner Theater, von denen sich eines in der Nähe des Tiergartens befand, ein kleines, dunkles Bretterhäuschen, das die wackelnde Wand hieß und auch so war. Die Truppe bestand aus Mann, Frau und einigen Kindern. Hauptzweck des Unternehmens war der Ausschank. Schiffer, Tagelöhner, Arbeitslose und Frauenleute saßen auf hölzernen Bänken und sahen für anderthalb Groschen die fabelhaften Burlesken und unsinnigsten, zusammenhanglosesten Darstellungen. Das Publikum trank eifrig Schnaps, und das Vergnügen war auf der Höhe, wenn sich die Zuschauer mit ins Spiel mischten. Das Ende bestand gewöhnlich in einer Schlägerei, zu deren Schlichtung Polizei vorsorglich bereitstand. In anderen, besseren Theatern, von denen eins, in der Mittelstraße gelegen, dem kleinen Gutkow die erste Ahnung des Wunders der Bühne vermittelte, ging es nicht viel besser zu. Auch bei ihnen sprang oft der Knüppel aus dem Sack, und die Streitenden fanden sich erst einig, wenn sie sich gemeinsam gegen die Polizei als die Störerin des Vergnügens wendeten. Der Biedermeier fühlte sich nicht verpflichtet, die breite Masse auch nur in bescheidenem Maß an den geistigen Genüssen teilnehmen zu lassen, die er mit soviel Geschmack zu pflegen verstand. Die bürgerliche Kultur, die er geschaffen hatte und auf die er stolz sein durfte, war eine Standeskultur. Sie ging den Proletarier nichts an, und wer, durch das Glück einer sich schnell entwickelnden Wirtschaft getragen, dem Bürgertum zuwuchs, hatte oft nicht die Kraft und den Willen, Geld in Bildung umzusetzen, sondern ließ sich an äußerlichkeiten genügen und entwickelte jene auf nichts als den Besitz stolze Gesinnung, die der Bourgeoisie die tödliche Feindschaft des Proletariats zuzog und die geschichtliche Rolle des Bürgertums schnell und gründlich beendete.



Die neuesten Nachrichten
 Farbige Lithographie
 von Theodor Hofmann
 Sammlung Handke



Abendgesellschaft bei Lampenlicht. Gemälde von Adolph von Menzel
Mit Genehmigung des Verlages F. Bruckmann

Wir haben uns gewöhnt, die Revolution von 1848 als eine bürgerliche anzusehen, und ihre Führer wie ihre Ideale gehörten dem Bürgertum an. Daß sie keinen anderen dauernden Erfolg hatte, als dem deutschen Volk noch einmal das Bild eines alle Stämme umschließenden Reichs unter einheitlicher Führung zu entwerfen, liegt wahrscheinlich daran, daß die tüchtigen Männer, die sich in der Paulskirche zu Frankfurt versammelt hatten, Biedermeier waren. Sie stritten über Groß- und Kleindeutschland, über Kaisertum und Republik, über Hohenzollern und Habsburg, allein nur sehr wenige ahnten, was der konservative Hermann Wagener, der spätere Chefredakteur der Kreuzzeitung, erkannte, daß der wesentliche Inhalt der Bewegung von 1848 die soziale Frage war. Man hätte das in Berlin studieren können. In der Erregung, die die Juli-revolution 1830 hervorgerufen hatte, war man im Schauspielhaus begeistert, wenn es in Schillers „Jungfrau“ hieß: „Das Volk muß sich für seinen König opfern“, und als im September 1830 die Schneider revoltierten, geschah es, weil die Polizei verboten hatte, zu Königs Geburtstag nach alter Weise zu schießen und zu knallen. Damals hieß es noch, daß wegen Unpäßlichkeit eines Schusterjungen die Revolution nicht stattfinden könnte, und seine Kollegen sangen unter Stirnrundeln der Polizei: „Wir wollen keinen König mehr, weil wir – schon einen haben.“ Trotz so guter Gesinnung kam es auf dem Köllnischen Markt und selbst auf dem Schloßplatz zu Säbelhieben und

Verhaftungen, und es sollten Unruhen folgen, die bedenklicher waren, obwohl es sich nur um Hausfrauen zu handeln schien, die mit den Marktpreisen und den Höckerinnen unzufrieden waren. Die Meße Kartoffeln kostete im April 1847 statt drei Silber Groschen vier. Eine Arbeiterfrau schnitt einen Kartoffelsack auf, und jeder nahm, ohne zu zahlen, was er erhaschen konnte. Was auf dem Mollenmarkt geschehen war, wiederholte sich ein paar Tage später auf dem Alexanderplatz. Die Behörden baten und mahnten ohne Erfolg. Die Unruhen nahmen zu. Bäckerläden und andere Geschäfte wurden gestürmt und geplündert. Militär sperrte die Königsstadt ab. Jedoch der Aufruhr griff auf andere Viertel über. Raubzüge der Hungernden aufs Land sollten geplant sein. Mit Gewalt und Nachsicht wurde die Ruhe wiederhergestellt. Sehr besänftigend auf die Masse wirkte, daß der Magistrat Kartoffeln die Meße für zweieinhalb Silber Groschen ausgeben ließ. Man vergaß die Kartoffelrevolution, und kaum ein Jahr später war die richtige in Berlin. Man hat die Berliner vor ihrem Makel in Schutz genommen und behauptet, Fremde, namentlich Juden und Polen, hätten sie angezettelt; es ist etwas Wahres daran und insbesondere kann die zersetzende Wirkung des Judentums auch hier nicht ernst genug eingeschätzt werden. Man brauchte, wie es hieß, nur 100 Taler und drei Fässer Schnaps, um einen großen Volksauflauf in Szene zu setzen. Schon aus dieser Beobachtung läßt sich schließen, daß weder der Bürger noch der Bourgeois viel Neigung spürte, auf die Barrikaden zu steigen. Es waren die Arbeiter und die Proletarier, die auf die Straße gingen, und es fehlte nicht an Gestalten, die Herren Biedermeier in Schrecken zu versetzen. Unter den Linden sah es wesentlich anders aus, als wie sie Franz Krüger kannte, liebte, malte. Es wimmelte in den Augen der wohlhabenden Leute von Gesindel, das sich bettelnd und fordernd auf jeden anständig gekleideten Menschen stürzte. Wer einen grauen Hut mit roter Feder trug, war Republikaner. Eine schwarzgelbe Feder dagegen verriet einen Kommunisten. Die Bürgerwehr suchte für Ordnung zu sorgen. Aber seit die Proletarier mit einer roten Fahne, auf der geschrieben stand: „Brot- und obdachlose Arbeiter“, vor Kroll aufmarschiert waren und das Zeughaus gestürmt hatten (14. Juni 1848), ließ sie sich nicht mehr blicken. Die Revolution ging für Berlin im Vergleich zu den Ereignissen in Wien harmlos vorüber. Man hatte den Humor nicht verloren und lachte, als Friedrich Wilhelms IV. Proklamation „An meine lieben Berliner!“ in der Breiten Straße über dem Einschlag einer Kanonenkugel klebte. Man spottete über sich selber, wenn man nach dem Unterschied von 1840 und 1848 fragte, und die Antwort hieß: „Damals waren wir guter Hoffnung, und jetzt sind wir in anderen Umständen.“

Die Umstände waren allerdings ganz anders. Das Berliner Biedermeier war zu Ende, auch wenn es zunächst den Anschein hatte, als wenn mit der Reaktion der fünfziger Jahre die alten Zustände wiederkehrten. Auch Friedrich Wilhelm IV. war König geblieben, aber sein Wille, früher noch als sein Geist, war gebrochen. Er lebte gleich dem Berliner Biedermeier nicht anders nach 1848 als vorher. Allein die Ordnung der irdischen Dinge war für König und Bürger gestört worden und ließ sich nicht wieder herstellen. Er glaubte daran und sprach aus: „Gegen Demokraten



Die Barrikade an der Kronen- und Friedrichsstraße am 18. März 1848
Von einem Augenzeugen. Kolorierte Lithographie von G. Nordmann

helfen nur Soldaten“ und sorgte dafür, daß die Plätze im Abgeordnetenhanse unbequem blieben, damit sich die Herren nicht so breit machten. Aber er fühlte, daß er als Lehnsman Gottes in einer vieler Güter beraubten Welt noch unsicherer als von Natur aus sich bewegte. Klarer als er sah sein nüchterner Bruder Wilhelm, der vor der aufgeregten Menge auf abenteuerlichen Wegen hatte flüchten müssen und im April 1848 in einem Brief an Otto von Manteuffel, den späteren Ministerpräsidenten, schrieb: „Was erlebten wir, seitdem wir uns nicht sahen! Hin ist hin! Man kann darüber noch lange in preußischen Herzen trauern, aber zurückzubringen ist nichts; möge man jeden Versuch der Art aufgeben! Getrost das neue Preußen anzuschauen und aufzubauen, das ist die Aufgabe jedes Patrioten, wengleich es viel Überwindung kostet.“ In diesem Mut zur Wirklichkeit begegnete sich der Prinz mit dem preußischen Junker, der in den Stürmen dieser Zeit des sterbenden Biedermeiers seine politische Laufbahn angetreten hatte. Auch er sprach (1849) aus, „daß die bewegenden Prinzipien des Jahres 1848 viel mehr sozialer als nationaler Natur waren“; freilich erblickte er, gebunden an die bürgerliche Welt seiner Zeit, in den Forderungen nach

Abschaffung sozialer Mißstände die durch falsche Vorspiegelungen aufgestachelte Begehrlichkeit der Besitzlosen nach fremdem Gut, Neid des Minderbegüterten gegen den Reichen, und wie er noch viele Jahrzehnte lang die Biedermeierkrawatte trug, ist er dieses von der Bourgeoisie beifällig aufgenommene bürgerliche Vorurteil niemals ganz losgeworden, und die soziale Gesetzgebung des Kaiserreichs hat daran gekrankt. Bismarck ist es gewesen, dessen politische Großtaten Preußisch-Berlin zur Reichshauptstadt, die Biedermeierstadt zur Weltstadt machten. Es hat dieser Entwicklung viele seiner gemüthlichen Reize zum Opfer gebracht, und der Herr Biedermeier samt Frau Gemahlin ist hier noch schneller gestorben als in anderen deutschen Städten. Aber seine Erbschaft an die Nachkommen war nicht gering, und wer Berlin und die Berliner kennt, findet noch heute ein paar Straßen und Plätze, ein paar Weinstuben und Weißbierkneipen, vor allen Dingen jedoch auch Menschen, in denen die tüchtige und herzhafte Überlieferung der Biedermeierzeit noch lebt. Es ist nicht nötig, daß es nach Lavendel duftet oder daß eine Spieluhr singt. Wo Raum und Zeit und Liebe bleiben, um den tätigen Tag mit einer Stunde der Beschaulichkeit, mit einem witzigen Gespräch, mit einem Buch oder mit Musik zu krönen, da steht das Berliner Biedermeier vor uns, und zwar in jener ewigen Gestalt, die alle Unvollkommenheiten und Lächerlichkeiten irdischen Daseins abgestreift hat und Stil geworden ist, Stil einer bürgerlichen Stadt und ihrer bürgerlichen Zeit.



Stadtsoldaten
Zeichnung von Theodor Hofmann

Namen-Verzeichnis

- Adalbert, Prinz von Preußen (1811—1873), Admiral. 26, 143
- Adam, Adolphe Charles (1803—1856), französischer Komponist. 138
- Ahlborn, August Wilhelm Julius (1796—1857), Maler, gebürtig aus Hannover, Schüler Wachs. 27 (Abb.). 70
- Albrecht, Daniel Ludwig (1765—1835), Geh. Kabinettsrat. 35
- Alexander (1777—1825), Zar von Rußland seit 1801. 32, 73, 92
- Alexandrine (1803—1892), Tochter Friedrich Wilhelms III, Gemahlin Paul Friedrichs, Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin. 25
- Alexis, Willibald (1798—1871), Dichter. 116f., 130, 184
- Alpeus, David Graf von (1769—1831), russischer Gesandter. 143
- Altenstein, Karl Freiherr von (1770—1840), Staatsmann. 36
- Angely, Louis (1788—1835), Schauspieler und Dichter. 122, 146f., 216
- Apel, August (1771—1816), Schriftsteller. 136
- Arend, Auguste, Geliebte des Prinzen August. 27
- Arndt, Ernst Moriz (1769—1860), Dichter. 198
- Arnim, Achim von (1781—1831), Dichter. 43, 108f., 171, 183f., 190
- Arnim, Elisabeth von (Vettina; 1785—1859). 82, 109, 110 (Abb.), 158, 162, 171, 198, 205, 209f., 214
- Arnim, Gisela von (1827—1889). 159
- Arnim, Harry Graf (1824—1881), Diplomat. 187
- Arnim, Heinrich von (1798—1861), Staatsmann. 162
- Arnim, Maximilian von (1818—1894). 162, 190, 205
- Asher, Louis (1804—1878), Historien- und Genremaler, gebürtig in Hamburg. 151 (Abb.)
- Auber, Daniel François (1784—1871), französischer Komponist. 138, 177
- August, Prinz von Preußen (1797—1843). 26ff., 78, 185. Tafel V
- August, Prinz von Württemberg (1813—1885), General. 187
- Augusta, Prinzessin von Sachsen-Weimar (1811—1890), 1829 vermählt mit Prinz Wilhelm, dem späteren Kaiser. 28, 35
- Bach, Johann Sebastian (1685—1750). 155
- Bader, Carl (1789—1870), Sänger. 133
- Bardua, Caroline (1781—1864), Porträt- und Historienmalerin. 135f., 159ff., 162
- Baudissin, Wolf Graf von (1789—1878), Übersetzer. 110
- Bauer, Bruno (1809—1882), Philosoph, Theologe und Historiker. 96ff. (Abb.), 196, 206
- Bauer, Edgar, Schriftsteller und Verleger (1820—1886). 97f. (Abb.)
- Bauer, Karoline (1807—1877), Schauspielerin. 128f. (Abb.), 146
- Bäuerle, Adolf (1786—1859), Schriftsteller. 146
- Beethoven, Ludwig van (1770—1827). 2, 72, 133, 155, 182, 189
- Begas, Carl (1794—1854), Maler. 70, 71 (Abb.), 78, 165. Tafel XI, XV
- Begas, Reinhold (1831—1911), Bildhauer. 72
- Bekker, Immanuel (1785—1871), Philologe. 103
- Bellini, Vincenzo (1802—1835), italienischer Komponist. 137, 150
- Beuth, Peter Wilhelm von (1781—1853), Staatsmann. 165, 201f.
- Birch-Pfeiffer, Charlotte (1800—1868), Schauspielerin und Schriftstellerin. 130, 164
- Bismarck, Otto von (1815—1898), 15, 108, 186, 215, 223f.
- Blehen, Karl (1798—1840), Landschaftsmaler. 79ff., 86, 117. Tafel XXV
- Blomberg, Hugo von (1820—1871), Maler und Dichter. 70
- Blücher, Lebrecht Fürst von (1742—1819), Generalfeldmarschall. 35, 40, 60, 105, 144
- Blücher, Leutnant von. 140
- Blume, Heinrich (1785—1856), Sänger und Schauspieler. 135
- Bock, Militärschneider. 173
- Böckh, August (1785—1867), Philologe. 101
- Böhme, D., Lithograph. 39 (Abb.)
- Bollinger, Friedrich Wilhelm (1777—1825), Kupferstecher. 150 (Abb.)
- Bopp, Franz (1791—1867), Philologe. 103
- Borfig, August (1804—1854), Techniker. 56, 73, 86, 190, 202ff.
- Böttchers Weinstube. 165
- Boucher, Alexandre Jean (1778—1861), Geiger. 151
- Boyer, Hermann von (1771—1848), General. 35
- Braun, Luise, Betrügerin. 92ff.
- Brentano, Clemens (1778—1842), Dichter. 109 (Abb.) f., 162
- Briloff, Kunstreiter. 177
- Brockhaus, Friedrich Arnold (1772—1823), Verleger. 43
- Brücke, Wilhelm d. J. (tätig zwischen 1820 und 1870), Architektur- und Landschaftsmaler in Berlin, gebürtig aus Stralsund. 3 (Abb.), 55 (Abb.), 56 (Abb.)
- Brühl, Heinrich Graf von (1700—1763), Staatsmann. 125
- Brühl, Karl Graf von (1772—1837), Generalintendant. 34, 125f. (Abb.), 128ff., 145f.
- Brunel, englischer Ingenieur. 115
- Buchhorn, Ludwig (1770—1856), Zeichner und Kupferstecher in Berlin, gebürtig aus Halberstadt. 126 (Abb.)

- Bülow, Constanze von. Tafel XI
 Bülow, Hans Graf von (1774—1825). 94
 Bülow, Wilhelm Graf von (1755—1816), General. 60
 Burckhardt, Jacob (1818—1897), Historiker. 114
 Bürde, Paul (1819—1874), Genremaler und Lithograph.
 Tafel XV
 Bürger, Gottfried August (1747—1794), Dichter.
 75, 119.
 Buttman, Karl (1764—1829), Philologe. 107f.
- Calau, J. A. (tätig 1790—1830), Berliner Architektur-
 maler und -zeichner. 6 (Abb.)
 Calderon de la Barca, Pedro (1600—1681),
 spanischer Dichter. 130
 Cambonne, Pierre Jacques Etienne Graf (1770—1842),
 französischer General. 98
 Camphausen, Wilhelm (1818—1885), Schlachtenmaler
 und Illustrator. 191 (Abb.)
 Canaletto (1697—1768), italienischer Maler. 74
 Canova, Antonio (1757—1822),
 italienischer Bildhauer. 60
 Cantian, Bauinspektor. 53
 Cassel, J., Radierer. 110 (Abb.)
 Catalani, Angelica (1783—1849),
 italienische Sängerin. 150 (Abb.), 158
 Catel, Franz (1778—1856), Maler und Kupferstecher,
 namentlich in Landschaft und Architektur. 183 (Abb.)
 Cauer, Emil (1800—1867), Bildhauer. 63
 Cerf, Friedrich (Hirsch), Kommissionsrat. 146
 Cervantes-Saavedra, Miguel de (1547—1616),
 spanischer Dichter. 132
 Chamisso, Adelbert von (1781—1838), Dichter.
 14, 75, 113f., 117f.
 Charlotte, Tochter Friedrich Wilhelms III., Gemahlin
 des Zaren Nikolaus I. 24, 32, 34, 45, 74, 169
 Chodowiecki, Daniel (1726—1801), Maler, Radierer
 und Zeichner. 66f., 78, 84
 Claudius, Matthias (1740—1815), Dichter. 116
 Claren, Heinrich (Karl Heun; 1771—1854),
 Schriftsteller. 38, 120, 130
 Clausewitz, Karl von (1780—1831), General. 35f.
 Clementi, Muzio (1752—1822), italienischer Pianist. 157
 Cockerill, John (1790—1840). 202
 Conrad, Albert (1837—1887), Genre- und Architektur-
 maler, gebürtig in Torgau. 22 (Abb.)
 Consalvi, Ercole Marchese (1757—1824), Kardinal. 178
 Cornelius, Peter (1783—1867), Maler. 64f., 153
 Correggio (1489—1534), italienischer Maler. 72, 74
 Courtin, Konditor. 195f.
 Crelinger, Otto, Bankier. 141
 Cretius, Konstantin (1814—1901), Maler. 70
 Cumberland, Richard (1732—1811),
 englischer Dramatiker. 131
- Däge, Eduard (1805—1883), Maler. 70
 David, Jacques Louis (1748—1825),
 französischer Maler. 62
 Devidel, Marianne. 58
- Devrient, Eduard (1811—1877),
 Schauspieler und Dramaturg. 131
 Devrient, Ludwig (1784—1832), Schauspieler.
 112, 130ff. (Abb.), 135, 138ff., 152, 157, 204
 Devrient, Wilhelm (1799 geb., tätig bis 1866), Maler,
 Stecher und Lithograph, geb. in Berlin, Neffe Ludwig
 Devrients, taubstumm. 107 (Abb.)
 Dieffenbach, Johann Friedrich (1794—1847),
 Chirurg. 105
 Donizetti, Gaetano (1797—1848),
 italienischer Komponist. 138
 Dörbeck, Franz Burchard (1799—1835), Kupferstecher
 und Steinzeichner, gebürtig in Livland. 15 (Abb.),
 45 (Abb.), 76f., 171 (Abb.), 180 (Abb.), 192 (Abb.),
 199f. (Abb.), 204f. (Abb.), 218 (Abb.)
 Dorothea, Herzogin von Kurland (1761—1821). 54
 Drake, Friedrich (1805—1882), Bildhauer. 63
 Dronke, Ernst, Journalist, geb. 1822, im Ausland
 verschollen. 210f.
 Drucker, Weinhändler. 194f.
 Düringer, Philipp Jakob (1809—1870),
 Schauspieler. 138
- Eberty, Felix (1812—1884), Jurist. 204
 Eduard VII., König von Großbritannien (1841—1910).
 64, 200
 Egells, Friedrich, Industrieller. 202
 Eichendorff, Joseph Freiherr von (1788—1857),
 Dichter. 110f., 114
 Eichhorn, Johannes (1779—1856), Staatsmann. 36f., 96
 Eichrodt, Ludwig (1827—1982), Dichter. 1
 Ekhof, Konrad (1720—1778), Schauspieler. 125
 Elisabeth, Königin von Preußen (1801—1873).
 37 (Abb.), 39 (Abb.), 54
 Elisabeth, Prinzessin von Preußen, Nichte Friedrich
 Wilhelms III. 44 (Abb.)
 Elfler, Fanny (1810—1884), Tänzerin. 26, 143.
 Tafel XV
 Elfler, Therese, Tänzerin, seit 1850 als Gattin des
 Prinzen Adalbert Freifrau von Barmim (1808—1878).
 26, 143
 Encke, Erdmann (1843—1896), Bildhauer. 63
 Ernst August (1771—1851), Herzog von Cumberland,
 1837 König von Hannover. 30f., 198
 Eunice, Johanna (1800—1856), Sängerin. 78, 133, 135
 Eversmann, Fräulein. 209
 Enkert, Kulemann Friedrich (1770—1852), Bischof. 24
- Falkenstein, Freiherr von, Premierleutnant. 115
 Fasch, Karl Friedrich Christian (1736—1800),
 Musiker. 154
 Fasßmann, Auguste von (1808—1872), Sängerin. 138
 Faucher, Julius, Freund Fontanes. 98
 Feddern, Philipp. 108
 Feilner, Ofenfabrikant. 48, 59, 158, 165, 204
 Fichte, Johann Gottlieb (1762—1814),
 Philosoph. 42, 94f., 108

- Sielgraf, Carl (1804 geb.), Bildnis- Genre- und Geschichtsmaler, tätig bis Ende der neunziger Jahre. Tafel XXVI
- Fischer, Ferd. August (1805—1866), Bildhauer. 64
- Fischer, Ludwig (1745—1825), Sänger. 133
- Fontane, Theodor (1819—1898), Dichter. 4, 70, 97 ff., 114 f., 116 ff. (Abb.), 162, 180
- Forst, H. A., Landschaftsmaler in Berlin. 11 (Abb.), 21 (Abb.)
- Förster, Friedrich (1791—1868), Historiker. 43, 114
- Fouqué, Friedrich Baron de la Motte-F. (1777—1843), Dichter. 111, 114, 120
- Fouqué, Karoline Auguste Baronin de la Motte-F. (1773—1831), Schriftstellerin. 30
- Fournier, Madame, Osthändlerin. 173
- Frenhoff, Eduard, Maler, tätig 1832—42. 63 (Abb.)
- Frick, A. H., Kaufmann. 148
- Friederike, Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz. 31, 58
- Friedrich II. (1194—1250), Römischer Kaiser seit 1212. 43
- Friedrich I. (1657—1713), seit 1688 Kurfürst, seit 1701 König. 46, 173
- Friedrich II., der Große (1712—1786), König seit 1740. 17 f., 39, 46 f., 56, 59 ff., 82, 85 f., 116 f., 125, 144, 194, 198, 200, 210
- Friedrich III. (1831—1888), Kaiser und König 1888. 20
- Friedrich, Prinz der Niederlande. 25
- Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst (1620—1688). 59, 198
- Friedrich Wilhelm I. (1688—1740), König seit 1713. 39, 46
- Friedrich Wilhelm II. (1744—1797), König seit 1786. 6, 17 f., 46, 56
- Friedrich Wilhelm III. (1770—1840), König seit 1797. 6, 11, 13 f., 17 ff. (Abb.), 43 ff., 51 f., 54, 58, 60, 62, 66 f., 69 ff., 72, 74, 80, 88 ff., 94, 115, 122, 125, 128 f., 133 f., 139 ff., 143, 145 f., 149, 155, 169, 177, 185 f., 189, 191, 197 ff., 205, 221. Tafel IV
- Friedrich Wilhelm IV. (1795—1861), König seit 1840. 10, 20, 25 f., 33 (Abb.) f., 37 (Abb.), 38 (Abb.), 39 (Abb.), 41 (Abb.), 42 (Abb.), 45, 48, 50, 54 ff., 58, 64, 107, 110 f., 115, 118, 120, 127, 143, 145 f., 153 f., 169, 171, 178 f., 183, 189, 199 ff., 210, 215, 222 f. Tafel VI, X
- Friedrich, Caspar David (1774—1840), Landschaftsmaler in Dresden, geboren in Greifswald. 70, 79
- Fuchs, Hofkonditor. 34, 149, 197
- Garnerin, Elisabeth, Ballonfahrerin. 177
- Gärtner, Eduard (1801—1877), Architektur- und Landschaftsmaler. 10 (Abb.), 16 (Abb.), 31 (Abb.), 71, 74, 75 (Abb.), 203 (Abb.), 213 (Abb.). Tafel III
- Gaudy, Franz Freiherr von (1800—1840), Dichter. 114
- Gavarni, Paul (1804—1866), französischer Zeichner. 75
- Geibel, Emanuel (1815—1884), Dichter. 114, 160, 162
- Genß, Fuhrherr. 149
- Genß, Heinrich (1766—1811), Baumeister. 60
- Genß, Wilhelm (1822—1890), Maler. 71
- Georg, Großherzog von Mecklenburg-Strelitz (1816—60). 26, 28, 30, 68
- Georg II., Herzog von Sachsen-Meiningen (1826—1914). 128
- George, Branntweinbrenner. 8
- George, Gastwirt. 180
- Gérard, François, Baron von (1770—1837), französischer Maler. 68
- Gerlach, Leopold von (1790—1861), General. 92
- Gerlach, Ludwig von (1795—1877), Jurist. 92
- Gerlach, Otto von (1801—1849), Theologe. 92
- Gerst, Johann Karl Jakob (1792—1854), Theatermaler. 74
- Gibbon, Edward (1737—1794), englischer Geschichtsschreiber. 36
- Gilly, Friedrich (1771—1800), Baumeister. 47, 56, 60
- Giovanoli, Konditor. 195
- Glaßbrenner, Adolf (1810—1876), Schriftsteller. 43, 75, 122, 195, 205, 219
- Gluck, Christoph Willibald Ritter von (1714—1787), Komponist. 128, 133, 150, 184
- Gneisenau, Neithardt Graf von (1760—1831), Generalfeldmarschall. 15, 17, 20, 28, 35 f., 40 f., 48, 60, 78, 164, 198
- Goldberg, Hermann, Lithograph. 179 (Abb.)
- Gößner, Johannes (1773—1858), Theologe. 92
- Goethe, Johann Wolfgang von (1749—1832). 1, 7, 30 ff., 59, 62, 84, 102, 114, 120, 125 f., 128, 132, 136 f., 143, 147, 149, 154, 156, 164, 171, 192, 205, 215
- Grabbe, Christian Dietrich (1801—1836), Dichter. 1, 118 f., 131
- Graeb, Karl (1816—1884), Maler. 74
- Graefe, Albrecht von (1828—1870), Augenarzt. 159
- Grillparzer, Franz (1781—1872), Dichter. 130, 153
- Grimm, Herman (1828—1901), Kunst- und Literaturhistoriker. 159 f.
- Grimm, Jacob (1785—1863), Germanist. 43, 100, 103, 109, 198
- Grimm, Ludwig (1790—1863), Maler und Kupferstecher in Kassel, Bruder der Germanisten. 109 (Abb.)
- Grimm, Wilhelm (1786—1859), Germanist. 100, 103, 109, 198
- Groeger, Friedrich Karl (1766—1838), Bildnismaler und Lithograph in Hamburg. 131
- Gropius, Karl Wilhelm (1793—1870), Dekorationsmaler. 48, 70, 74, 190
- Gros, Antoine-Jean (1771—1835), französischer Maler. 68, 72
- Grunholzer, Student. 209 f.
- Gubitz, Friedrich Wilhelm (1786—1870), Schriftsteller und Holzschneider. 114, 117, 119, 133, 196
- Gungl, Joseph, Geiger. 183
- Günther, Christian August (1760—1824), Kupferstecher in Dresden. 183 (Abb.)
- Günther, Gastwirt. 181
- Guschkow, Karl (1811—1878), Dichter. 8, 38, 96, 105, 120, 122 ff., 138, 172, 208, 220
- Habel, Weinhändler. 194
- Hackert, Philipp (1737—1807), Landschaftsmaler. 79

- Hagen, Friedrich Heinrich von der (1780—1856), Germanist. 100
- Hagn, Charlotte von (1809—1891), Schauspielerin. 141 f. (Abb.), 157
- Hahn-Hahn, Ida Gräfin von (1805—1880), Schriftstellerin. 172
- Hahn-Hahn, Karl Friedrich Graf von (1782—1857), Theaterliebhaber. 172
- Hahn, Graf. 185
- Halske, Johann Georg (1814—1890), Mechaniker. 203
- Hans von Küstrin, Markgraf in der Neumark (1535—1571). 5
- Hardenberg, Karl August Fürst von (1750—1822), Staatsmann. 14, 17, 35, 37, 128
- Harrach, Auguste von, f. Fürstin Liegnitz
- Hauff, Wilhelm (1802—1827), Dichter. 38, 120
- Hebbel, Friedrich (1813—1863), Dichter. 121, 138
- Hauschild, C. F. A., Schlosser. 203 (Abb.)
- Hegel, Georg Willh. Friedrich (1770—1831), Philosoph. 15 f., 60, 92, 95 f., 97 (Abb.), 99, 101 f., 158
- Heim, Ernst Ludwig (1747—1834), Arzt. 105 f., 107 (Abb.)
- Heinrich, Prinz von Preußen (1726—1802). 56
- Hempelmann, Karl, Delikatessenhändler. 181 ff.
- Helvig, Amalie von (1776—1831), Schriftstellerin. 164 f.
- Hengstenberg, Ernst Wilhelm (1802—1869), Theologe. 92
- Henning, Adolf (1809—1900), Maler. 69 f. Tafel XXVII
- Henning, Carl Wilhelm (1784—1867), Kapellmeister. 70, 145
- Henning, Julius (tätig 1836—1842 in Berlin), Landschaftsmaler. 13 (Abb.)
- Henry, Luise (1798—1839), Geschichts- und Bildnismalerin. 61 (Abb.), 159 (Abb.)
- Hensel, Luise (1798—1876), Dichterin. 73, 109, 171
- Hensel, Wilhelm (1794—1861), Maler. 73 f.
- Herbig, Wilhelm (1787—1861), Maler. 81
- Herder, Johann Gottfried von (1744—1803), Dichter und Philosoph. 104
- Herwegh, Georg (1817—1875), Dichter. 119
- Hesekiel, Georg (1819—1874), Schriftsteller. 116
- Heun, Karl f. Claren
- d'Heureuse, Konditor. 196
- Hildebrandt, Eduard (1818—1868), Maler. 71
- Hill, Hofdekorateur. 190
- Hinze, Heinrich (1800 bis gegen 1862), Architektur- und Landschaftsmaler. 93 (Abb.)
- Hippel, Weinhändler. 98, 196
- Hirt, Aloys (1759—1839), Archäologe. 53
- Hofer, Andreas (1767—1810), Tiroler Freiheitsheld. 178
- Hoffmann, E. L. A. (1776—1822), Dichter. 39 f., 51, 62, 67, 75, 111 ff. (Abb.), 126 f., 131 f., 133, 135, 143, 184, 192, 194, 204
- Hoguet, Charles (1821—1870), Maler. 72
- Holberg, Ludwig (1684—1754), dänischer Dichter. 162
- Holtei, Karl von (1798—1880), Dichter. 122, 147, 149, 152
- Holzappel, Gastwirt. 181
- Hopfgarten, August (1807—1896), Maler. 70, 71 (Abb.)
- Homener, Karl Gustav (1795—1874), Jurist. 103 f.
- Hofemann, Theodor (1807—1875), Maler und Zeichner. 4 (Abb.), 74 ff. (Abb.), 122, 166 (Abb.), 190, 194 f. (Abb.), 201 (Abb.), 207 (Abb.), 214 f. (Abb.), 220 (Abb.), 224 (Abb.). Tafel XXII
- Houwald, Christoph Ernst Freiherr von (1778—1845), Schriftsteller. 130
- Hufeland, Christoph Wilhelm (1762—1836), Arzt. 105 f. (Abb.)
- Humboldt, Alexander von (1769—1859), Naturforscher. 20, 101, 104 (Abb.) ff., 153, 162, 179
- Humboldt, Caroline von (1766—1829). 91, 168
- Humboldt, Wilhelm von (1767—1835), Gelehrter und Staatsmann. 4, 35, 48, 52, 60, 62, 91, 94, 102, 108, 154, 162 f., 205
- Hummel, Johann Erdmann (1769—1852), Maler. 53 (Abb.), 54, 67 f. Tafel XVIII, XXX
- Hummel, Schlosser. 202
- Hutten, Ulrich von (1488—1523), Humanist. 43
- Ibsen, Henrik (1828—1906), norwegischer Dichter. 172
- Jffland, August Wilhelm (1759—1814), Schauspieler. 62, 125, 128, 130, 140
- Jimmermann, Karl (1796—1840), Dichter. 62, 162
- Jäger, Theaterdiener. 132
- Jagor, Restaurateur. 192 ff.
- Jahn, Friedrich Ludwig (1778—1852), Turnvater. 108, 198
- Jaquier & Securius, Bank. 173
- Jensen, Friedrich (1804—1875), Lithograph. 44 (Abb.)
- Jordan, Rudolf (1810—1887), Genremaler in Düsseldorf. 70
- Josty, Konditor. 173, 193 (Abb.), 196
- Jügel, Joh. Friedrich (gest. 1833), Kupferstecher. 51
- Kaiser, Friedrich (1815—1890), Geschichtsmaler, studierte in Paris bei Bernet. 167 (Abb.)
- Kalide, Theodor Erdmann (1801—1863), Bildhauer. 64
- Kameke, Graf. 124 (Abb.)
- Kampß, Karl von (1769—1849), Staatsmann. 37 f., 92
- Karl, Herzog von Mecklenburg-Strelitz (1785—1837). 30, 34, 37
- Karl, Prinz, Sohn Friedrich Wilhelms III. 177, 185, seine Gemahlin. Tafel VII
- Kaulbach, Wilhelm von (1804—1874), Maler. 56, 66
- Keller, Gottfried (1819—1890), Dichter. 114
- Kemper, Gastwirt. 181
- Kind, Friedrich (1768—1843), Schriftsteller. 136
- Kinkel, Gottfried (1815—1882), Dichter. 158
- Kinkel, Johanna, f. Matthieur
- Kiß, August (1802—1865), Bildhauer. 62, 64, 202
- Klein, Bernhard (1794—1832), Musiker. 157 f.
- Kleist, Heinrich von (1777—1811), Dichter. 47, 60, 68, 109, 130
- Kloeber, August von (1793—1864), Maler. 72, 144. Tafel XII
- Klöden, Karl Friedrich von (1786—1856), Geschichts- und Naturforscher. 108

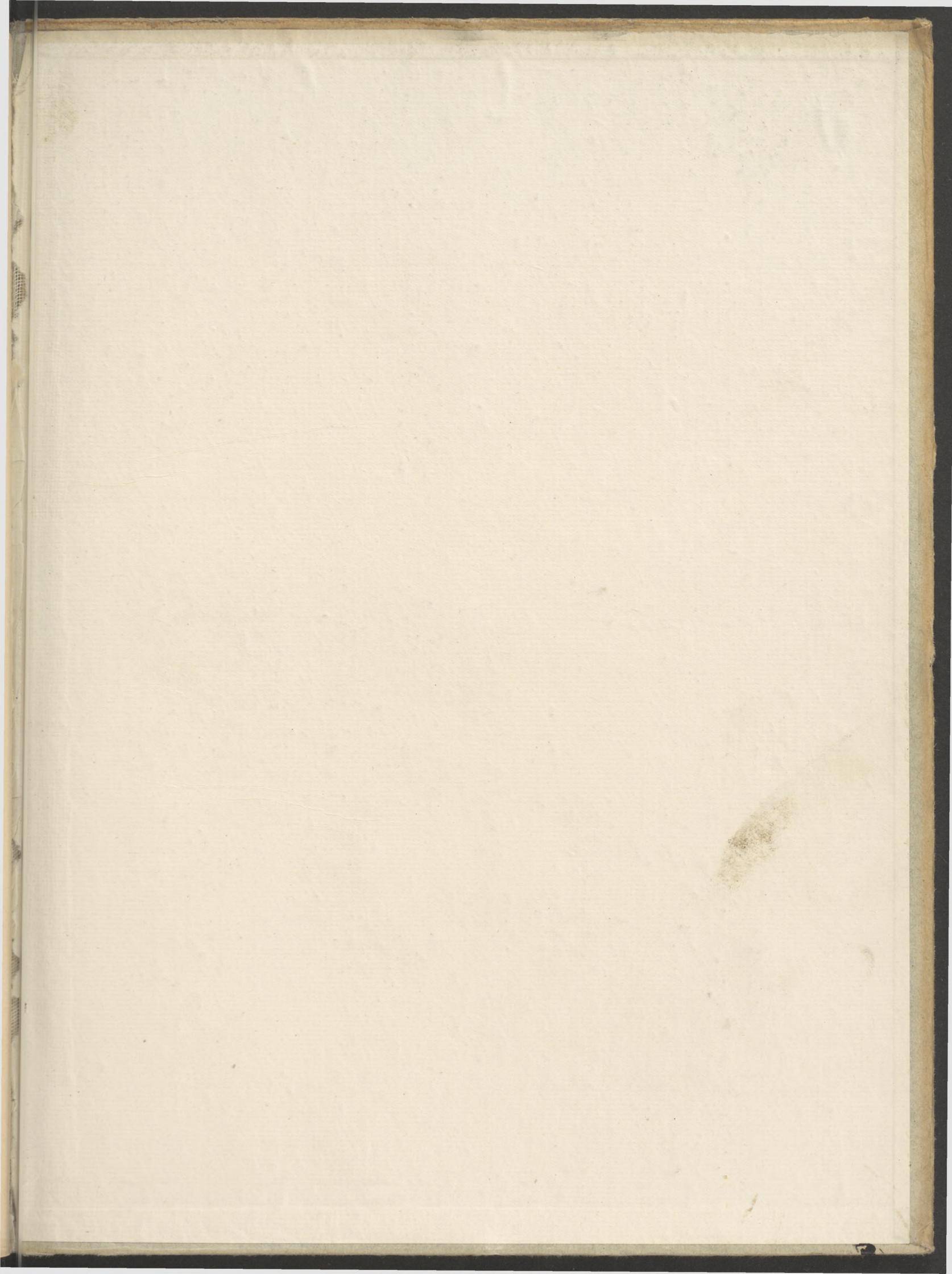
- Knobelsdorff, Wenzeslaus von (1699—1753),
Architekt. 46, 54, 144
- Knoblauch, Eduard (1801—1865), Architekt. 54
- Koblanck, Konditor. 196
- Koch, Siegfried Gotthelf (1754—1831), Schauspieler. 178
- Kolbe, Karl Wilhelm (1781—1853), Maler. 67
- Koller, Emil, Genre-, Bildnis- und Tiermaler,
tätig 1828—1846. 211 (Abb.)
- König, Herbert (1820—1876), Zeichner und Maler, ge-
bürtig aus Dresden, Mitarbeiter des „Kladderadatsch“.
104 (Abb.)
- Kopisch, August (1799—1853),
Dichter und Maler. 80, 116, 162
- Korneck, Albert (1813—1905), Maler. 72
- Kottwitz, Hanns Ernst, Baron von. 92
- Koßebue, August von (1761—1819),
Schriftsteller. 40, 130f.
- Kranzler, Konditor. 191 (Abb.), 196
- Krause, Wilhelm (1803—1864), Maler u. Sänger. 70ff.
- Krausnick, Oberbürgermeister. 35
- Kremser, Fuhrherr. 186
- Kremzow, Magdalena, Zirkusreiterin. 179 (Abb.)
- Kretschmar, Karl (1769—1847), geboren in Braun-
schweig, Bildnis- und Geschichtsmaler in Berlin. 68
- Kretschmer, Joh. Herm. (1811—1896), Maler. 70
- Kriehuber, Josef (1800—1876),
Maler und Lithograph in Wien. 129 (Abb.)
- Krollsches Etablissement. 153, 184, 190, 202, 216, 222
- Krüger, Franz (1797—1857), Pferde- und Bildnismaler.
23 (Abb.), 29 (Abb.), 33 (Abb.), 44 (Abb.), 66f., 77ff.,
84, 103 (Abb.), 124 (Abb.), 138, 142 (Abb.), 156 (Abb.) f.,
199, 222. Tafel I, IV ff. VIII, XII
- Krüger, Wirt. 184
- Kügelgen, Gerhard von (1772—1820),
Maler in Dresden. 214f.
- Kugler, Franz (1808—1858),
Dichter und Kunsthistoriker. 82f., 114
- Kunowski, Justizrat. 146f.
- Kunze, Pfarrer. 216
- Kußmaul, Adolf (1822—1902),
Mediziner in Heidelberg. 1
- Küstner, Theodor von (1784—1864),
Generalintendant. 144f.
- Lachmann, Karl (1793—1851), Philologe. 100 f., 196
- Lafontaine, August (1758—1831), Schriftsteller. 119
- Lagarde, Paul de (1827—1891),
Sprachforscher und Politiker. 9, 88, 92, 94
- Lanczolle, Karl Wilhelm von (1796—1871),
Rechtshistoriker. 28
- Langbein, Ernst (1757—1835), Schriftsteller. 119f.
- Langhans, Karl Ferdinand, d. J. (1781—1869),
Architekt. 54, 144
- Langhans, Karl Gotthard (1733—1808),
Architekt. 46, 144
- Laurens, Johann Daniel, Zeichner. 9 (Abb.)
- Leopold I., Fürst von Anhalt-Deßau (1676—1747). 56, 59
- Lepke, Rudolph, Kunsthändler. 71
- Lenau, Nikolaus (1802—1850), Dichter. 118
- Lenné, Peter Josef (1789—1866),
Gartenbaumeister. 178ff.
- Lessing, Gotthold Ephraim (1729—1781), Dichter. 147
- Lichtenau, Wilhelmine Gräfin (1754—1820). 17f., 56, 59
- Lichtenstein, Martin (1780—1857),
Zoologe. 104, 159, 179f.
- Liebig, Kapellmeister. 182
- Liegnitz, Fürstin (1800—1873). 25f., 45, 69, 128, 149, 169.
Tafel I
- Lind, Jenny (1820—1887), schwedische Sängerin.
150f. (Abb.), 158, 183
- Lindpaintner, Peter Joseph von (1791—1856),
Komponist, gebürtig in Koblenz, Hofkapellmeister in
Stuttgart. 140
- Lischke, Musikalienhändler. 173
- Liszt, Franz (1811—1886), Musiker. 153ff. (Abb.),
165, 183, 194f.
- Litfaß, Ernst, Buchdrucker und Verleger in Berlin, erhielt
1854 die Konzession zur Aufstellung von 150 Anschlag-
säulen. 147 (Abb.)
- Locillot, Zeichner. 187 (Abb.)
- Löffler, Ludwig (1819—1876), Maler in Berlin, geboren
in Frankfurt a. O. 12 (Abb.), 182 (Abb.), 186 (Abb.)
- Lorzing, Albert (1801—1851), Komponist. 111, 138
- Louis Ferdinand, Prinz von Preußen (1772—1806). 26, 28
- Loewe, Karl (1796—1869), Komponist. 116
- Löwe, Sophie (1815—1866), Sängerin. 138
- Ludolff, Justizrat. 147ff.
- Lurise, Königin von Preußen (1776—1810).
18, 25f., 45, 58, 59f., 64, 169
- Luiße, Prinzessin von Preußen (1770—1836), seit 1796
vermählt mit Fürst Anton Radziwill. 10, 28
- Luiße, Prinzessin von Preußen, Tochter Friedrich
Wilhelms III. 25
- Lütke, Peter (1759—1831), Landschaftsmaler. 79f.
- Lutter und Wegner, Weinhändler. 11, 112, 131, 135, 194
- Luße, Andreas, Badbesitzer. 185
- Maassen, Karl Georg (1769—1834), Staatsmann. 36
- Magnus, Eduard (1799—1872), Maler. 79
- Mandel, Eduard (1810—1882),
Kupferstecher und Zeichner. 18 (Abb.)
- Manteuffel, Otto Freiherr von (1805—1882),
Staatsmann. 223
- Mantius, Eduard (1806—1874), Sänger. 138
- Marggraf, Hermann (1809—1864), Schriftsteller. 119
- Marheineke, Philipp Konrad (1780—1846),
Theologe. 88, 92, 96
- Marschner, Heinrich (1795—1861), Komponist. 138
- Matthieur, Johanna (1810—1858), Gattin Gottfried
Kinkels. 158, 171
- Maurin, Antoine (1793—1860), französischer Bildnis-
maler und Lithograph. 135 (Abb.)
- Meineke, August (1790—1870), Philologe. 108
- Mendelssohn-Bartholdy, Felix (1809—1847),
Musiker. 155f., 158
- Menzel, Adolph von (1815—1905), Maler und Zeichner.
58, 66, 74, 77, 81ff. (Abb.), 114, 209 (Abb.), 221 (Abb.).
Tafel XXVII, XXXI

- Menzel, Wolfgang (1798—1873), Geschichtschreiber. 43
 Meyerbeer, Giacomo (Jakob Meyer Beer; 1794—1864),
 Musiker. 138, 153
 Meyerheim, Franz (1838—1880), Genremaler. 74
 Meyerheim, Friedrich Eduard (1808—1879),
 Genremaler, geb. in Danzig. 5 (Abb.), 74
 Meyerheim, Paul (1842—1915), Tier- u. Genremaler. 74
 Meyerheim, Wilhelm (1815—1882), Pferdemaier. 74
 Milder-Hauptmann, Anna (1785—1835),
 Sängerin. 133
 Millinger, Goldschmied. 173
 Mittler, Siegfried (1785—1870), Verleger. 36, 173
 Moltke, Helmuth von (1800—1891),
 Generalfeldmarschall. 36, 144
 Monten, Dietrich (1799—1843), Historien-, Schlachten-
 und Genremaler, tätig in Düsseldorf und München.
 Tafel XIII
 Moore, Thomas (1779—1852), irischer Dichter. 34
 Moreto, Augustino (1618—1669), spanischer Dichter.
 130, 132
 Möser, Karl (1774—1851), Hofkapellmeister. 155
 Motard, Kerzenfabrikant. 202
 Moß, Friedrich von (1775—1830), Staatsmann. 36, 90
 Mozart, Wolfgang Amadeus (1756—1791),
 Komponist. 128, 150, 158, 182
 Mühlbach, Luise (1814—1873), Schriftstellerin. 69, 123
 Mühlner, Heinrich von (1813—1874),
 Minister und Dichter. 115, 118
 Müller, Wilhelm (1794—1827), Dichter. 158
 Mundt, Theodor (1806—1861), Schriftsteller. 123
 Muskow, Cafetier. 187
- Nagler, Karl von (1770—1846), Staatsmann. 15f.
 Napoleon I. (1769—1821). 1, 17, 34, 40, 52, 62, 68,
 73, 87, 151, 163, 177
 Neander, August (ursprünglich David Mandel, 1789 bis
 1850), Theologe. 92
 Nicolai, Friedrich (1733—1811),
 Schriftsteller und Verleger. 91, 109, 117
 Nikolaus (1796—1855), seit 1826 Zar von Rußland.
 24, 28, 32ff., 45, 54, 66, 74
 Nordmann, G., Zeichner und Lithograph.
 38 (Abb.), 223 (Abb.)
- Olfers, Hedwig von (1799—1891). 158, 162
 Olfers, Ignaz von (1793—1872),
 Generaldirektor der Museen. 158
 Ottmer, Karl Theodor (1800—1843), Architekt. 54
- Paalzow, Henriette von (1788—1847), Schriftstellerin.
 120f. (Abb.), 164
 Paganini, Niccolò (1782—1840), Geiger. 150ff. (Abb.)
 Parthen, Lili, Tochter des Archäologen Gustav Parthen
 (1798—1872). 91, 119, 157, 162, 178, 205f.
 Paul Friedrich, Großherzog von Mecklenburg-Schwerin
 (1837—1842). 24
 Paul, Jean (1763—1825), Dichter. 164
 Pauli, Madame, Wirtin. 187
- Panner, Albert Henry (1812—1902),
 englischer Stahlstecher. 134 (Abb.)
 Perius, Ludwig (1804—1845), Baumeister. 54f.
 Perz, Georg Heinrich (1795—1876),
 Geschichtsforscher. 103
 Pestalozzi, Johann Heinrich (1746—1827),
 Pädagoge. 108
 Petitpierre, Optiker. 173
 Pfuël, Ernst von (1779—1866), General. 108
 Pius VII., Papst von 1800—1823. 178
 Platen, August Graf von (1796—1835), Dichter.
 117f., 121
 Pückler, Fürst Hermann (1785—1871),
 Schriftsteller und Gartenkünstler. 79
- Quittels Modehaus. 173
- Raabe, Wilhelm (1831—1910), Dichter,
 1854 in Berlin. 12
 Raczyński, Athanasius Graf (1788—1874),
 Kunstsammler. 56, 178
 Radowig, Joseph Maria von (1797—1853), General. 92
 Radziwill, Anton Fürst (1775—1833). 28, 30ff., 34, 140
 Radziwill, Prinzessin Elisa (1803—1834). 28, 34.
 Tafel X
 Raffael (1483—1520), italienischer Maler. 69, 74
 Raimund, Ferdinand (1790—1836),
 Dichter und Schauspieler. 147, 153
 Ranke, Leopold von (1795—1886),
 Geschichtschreiber. 102f.
 Raschdorff, Julius (1823—1914), Architekt. 51
 Rauch, Christian Daniel (1776—1857),
 Bildhauer. 59ff., 64, 66, 68f., 153, 157, 162, 165
 Raumer, Friedrich von (1781—1873),
 Geschichtschreiber. 102, 121
 Raupach, Ernst (1784—1852), Dichter.
 120f., 130, 132, 138
 Récamier, Juliette (1777—1849). 26. Tafel V
 Redern, Wilhelm Graf von (1802—1883),
 Generalintendant. 48, 137ff. (Abb.), 145, 162
 Reibedanz, Konditor. 184
 Reimer, Georg Andreas (1776—1842),
 Buchhändler. 41, 162, 164
 Rellstab, Ludwig (1799—1860), Schriftsteller.
 117, 133, 145, 147f., 150, 154, 181, 202
 Rengell, August von (1810—1891), Maler. 72.
 Tafel IX, XVII, XXIV
 Renz, Ernst Jakob (1815—1892), Zirkusbesitzer. 178
 Reuter, Fritz (1810—1874), Dichter. 43
 Richard, Gastwirt. 181
 Richter, Emil (1801—1878),
 Landschafts- und Architekturmaler. 32 (Abb.)
 Richter, Puppenspieler. 190
 Rieß, Kammerer. 59
 Ritschl, Georg (1783—1858), Theologe. 158
 Ritter, Karl (1779—1859), Geograph. 104
 Ropenhagen, Hans (geb. 1858), Kunstschriftsteller. 69
 Rossi, Carlo Graf, sardinischer Diplomat. 149

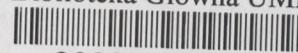
- Rossini, Gioachino (1792—1868), italienischer Komponist. 147, 153
- Röttscher, Heinrich Theodor (1803—1874), Kritiker. 117
- Rouffel, Konditor. 195
- Rückert, Friedrich (1788—1866), Dichter. 118, 198
- Ruge, Arnold (1803—1880), Schriftsteller und Philosoph. 43, 96, 98 (Abb.)
- Rust, Leibarzt Friedrich Wilhelms III. 16
- Sachs, W., Kupferstecher. 50 (Abb.)
- Sachse, Kunsthändler. 82, 84
- Sand, Karl Ludwig (1795—1820), Student. 40, 130
- Saphir, Moriz (1795—1858), Schriftsteller. 114f.
- Sartorius, Wirt. 193
- Sauter, Samuel Friedrich, Dorfschulmeister. 1f.
- Savigny, Friedrich Karl von (1779—1861), Jurist. 28, 103, 109, 158
- Schadow, Friedrich Wilhelm (1789—1862), Maler. 58f., 66ff.
- Schadow, Johann Gottfried (1764—1850), Bildhauer. 7, 50 (Abb.), 56ff., 64, 66, 67 (Abb.), 70, 79, 144, 160 (Abb.), 165, 169, 189
- Schadow, Rudolf (1786—1822), Bildhauer. 58
- Schaper, Friedrich (1841—1919), Bildhauer. 63
- Scharnhorst, Gerhard von (1755—1813), General. 17, 43, 60
- Schauß, Konditor. 196
- Schechner, Nannette (1806—1860), Sängerin. 150
- Schelling, Friedrich (1775—1854), Philosoph. 198
- Schenk, Johann (1753—1836), Komponist. 126
- Scherenberg, Christian Friedrich (1798—1881), Dichter. 115
- Schiller, Friedrich von (1759—1805), Dichter. 128, 164, 193, 205, 221
- Schinkel, Karl Friedrich (1781—1841), Baumeister und Maler, geboren in Neuruppin. 7, 9, 32, 34, 47ff., 60, 64, 66, 69, 72, 80, 127ff., 133, 135, 137, 157, 162, 165, 169, 199. Tafel XIV
- Schlegel, August Wilhelm von (1767—1845), Dichter. 105, 110
- Schleiermacher, Friedrich (1768—1834), Theologe. 87ff., 91 (Abb.), 96, 103, 168
- Schlüter, Andreas (1664—1714), Baumeister und Bildhauer. 46, 59
- Schmalz, Theodor (1760—1831), Jurist. 41
- Schmelka, Heinrich Ludwig (1780—1837), Schauspieler. 146
- Schmidt, Carl, Bildnis- und Genremaler, geboren 1799 in Stettin. 193 (Abb.)
- Schmidt, J. A. (tätig seit 1824 in Berlin), Architekturmaler, Kupferstecher und Lithograph. 11 (Abb.), 21 (Abb.)
- Schmidt, Gastwirt. 180f.
- Schneevogel, Tischler. 173
- Schneider, Georg Abraham (1770—1839), Direktor der Musikhörs des Gardekorps. 188
- Schneider, Louis (1805—1878), Schauspieler und Schriftsteller. 115, 125, 188
- Schopenhauer, Arthur (1788—1860), Philosoph. 15, 99 (Abb.) f.
- Schoppe, Julius (1795—1868), Maler. 74, 144, 163 (Abb.). Tafel VII
- Schröder-Devrient, Wilhelmine (1804—1869), Sängerin. 138, 145
- Schrödter, Adolph (1805—1875), Maler, gebürtig aus Schwedt, Schüler der Berliner, später der Düsseldorfer Akademie. 152 (Abb.)
- Schubert, Franz (1797—1828), Komponist. 2, 70, 153, 158
- Schuckmann, Karl Friedrich Freiherr von (1755—1834), Staatsmann. 59
- Schulz, Julius Karl, Maler, tätig 1824—1846. 55 (Abb.)
- Schulz, Gymnasiallehrer. 35
- Schulze-Kilitzky, Josefine (1790—1880), Sängerin. 133
- Schüße, Wilhelm (1814—1878), Maler. 72f. Tafel XX, XXVIII
- Schwarz, G. (geb. 1800 in Berlin), Militärmaler in Petersburg. 19 (Abb.)
- Schwarzkopff, Louis (1825—1892), Industrieller. 202
- Schwendy, Albert (1820—1902), Architektur- und Landschaftsmaler, gebürtig in Berlin. Tafel II
- Scott, Walter (1771—1832), schottischer Dichter. 116
- Scribe, Augustin Eugène (1791—1861), französischer Schriftsteller. 138
- Sebbers, Julius Ludwig (1804 bis nach 1837), Maler in Berlin, namentlich Porzellanmaler, gebürtig aus Braunschweig. 97 (Abb.)
- Seidler, Caroline (1790—1872), Sängerin. 133, 135
- Seydelmann, Carl (1793—1843), Schauspieler. 138ff. (Abb.), 157
- Shakespeare, William (1564—1616). 130
- Siemens, Werner (1816—1892), Industrieller. 203
- Silfrerstorze, Magdalena von, schwedische Schriftstellerin. 164
- Solly, Kaufmann. 52
- Sontag, Henriette (1806—1854), Sängerin. 68, 80, 147ff., 165, 187. Tafel XVIII
- Spargnapani, Konditor. 195f.
- Spiseder, Henriette (1800—1828), Sängerin. 146
- Spiseder, Joseph (1796—1832), Sänger. 146
- Spohr, Ludwig (1784—1859), Komponist u. Geiger. 184
- Spontini, Gasparo (1774—1851), italienischer Komponist. 31, 34, 115, 133ff. (Abb.), 143f., 155
- Stademann, Ferdinand (1791—1872), Zeichner und Lithograph. 49 (Abb.)
- Stägemann, Friedrich August von (1763—1840), Staatsbeamter und Dichter. 37f., 158, 162
- Steffek, Carl (1818—1890), Maler. 78
- Steffen, Carl, Kupferstecher und Lithograph um 1830. 50 (Abb.)
- Steheln, Konditor. 36, 195f.
- Stein, Karl Freiherr vom (1757—1831), Staatsmann. 17, 36, 88
- Stein, Malchen von. 205
- Stich, Wilhelm (1794—1824), Schauspieler. 140
- Stich, Auguste (1795—1865), Schauspielerin. 32, 140f. Tafel XVI

- Stich, Berta (1818—1876), Schauspielerin. 141
 Stich, Clara (1820—1862), Schauspielerin. 141
 Stieglitz, Charlotte (1806—1834). 171 f.
 Stieglitz, Heinrich (1801—1849),
 Bibliothekar und Schriftsteller. 171 f.
 Stirner, Max (1806—1856), Philosoph. 99 f., 196, 206
 Stopani, Konditor. 195 f.
 Strachwitz, Graf Moritz (1822—1847). 115
 Straß, Johann Heinrich (1805—1880),
 Baumeister. 54 f., 74
 Strauß, Johann, d. V. (1804—1849), Musiker. 153
 Stüler, Friedrich August (1800—1865), Baumeister. 54 f.
 Stümer, Heinrich (1789—1856), Sänger. 135
- Tagliani, Filippo (1777—1871), Ballettmeister. 142
 Tagliani, Maria (1804—1884), Tänzerin. 142 f.
 Tafel XV
 Tagliani, Paul (1808—1884), Ballettmeister. 142
 Taroni, Gastwirt. 181
 Tassaert, Jean-Pierre-Antoine (1729—1788),
 flämischer Bildhauer. 56, 58
 Tauenzen, Bogislaw Graf von (1760—1824),
 General. 68
 Tegner, Esaias (1782—1846), schwedischer Dichter. 165
 Teichmann, Gastwirt. 181
 Teichmann, Hofrat. 125
 Ternite, Wilhelm (1786—1871), Maler. 68
 Thorwaldsen, Bertel (1770—1844),
 dänischer Bildhauer. 60, 64, 69
 Thümmel, Armenarzt. 214
 Tieck, Friedrich (1776—1851), Bildhauer. 62, 64, 69
 Tieck, Ludwig (1773—1853), Dichter. 62, 109 f., 198
 Tischbein, Johann Heinrich (1722—1789), Maler.
 106 (Abb.)
 du Litre, Marianne (1748—1827). 204 f.
 Tizian (1476—1576), italienischer Maler. 74
 Tondeur, F. W., Kaufmann. 148
 Treu & Noglisch, Parfümeriehändler. 173
- Ungern-Eternberg, Alexander von (1806—1868),
 Schriftsteller. 164
 Unzelmann, Friederike (1760—1815), Schauspielerin. 205
 Unzelmann, Karl (1753—1832), Schauspieler. 113, 126
- Varnhagen von Ense, Karl August (1785—1858),
 Schriftsteller und Diplomat. 102, 153
 Varnhagen von Ense, Rahel, geb. Levin-Marcus
 (1771—1833). 158
 Vernet, Horace (1789—1863), französischer Maler. 82
 Vischer, Friedrich Theodor (1807—1887),
 Ästhetiker und Dichter. 1
 Voisines, Gilbert Graf de. 142
 Volpi, Konditor. 195 f.
- Voss, Julius von (1768—1832),
 Dichter. 121 f., 146, 188, 190
- Wach, Wilhelm (1787—1845),
 Maler. 68 ff., 120, 157 164
 Wackenroder, Wilhelm Heinrich (1773—1798),
 Schriftsteller. 110
 Wackernagel, Wilhelm (1806—1869), Germanist. 43
 Wagener, Hermann (1815—1889), Politiker. 221
 Wagner, Richard (1813—1883), Komponist. 70, 136, 145
 Waldemar, Prinz von Preußen (1817—1849). 187
 Watt, James (1736—1819), englischer Ingenieur. 185
 Weber, Johann Jakob (1803—1880), Verleger. 82
 Weber, Karl Maria von (1786—1826), Komponist.
 51 (Abb.), 128, 132 ff. (Abb.), 147, 150 f.
 Weindauer, Lithograph. 2 (Abb.), 184 (Abb.)
 Weisenthurn, Johanna Stanul von (1773—1847),
 Schauspielerin und Schriftstellerin. 130
 Welcher, Pastor. 216
 Wende, J. F. L., Zuckerbäcker. 190
 Wichmann, Friederike, Geliebte des Prinzen August. 27
 Wichmann, Ludwig (1784—1859), Bildhauer. 144, 158
 Wieland, Christoph Martin (1733—1813), Dichter. 119
 Wieprecht, Wilhelm (1802—1872),
 Direktor der Musikchöre des Gardekorps. 182 f.
 Wilde, Karl Zeichner und Lithograph in Berlin, tätig
 zwischen 1836 und 1845. 140 (Abb.)
 Wilhelm I. (1797—1888), Regent seit 1858, König seit
 1861, Kaiser seit 1871. 20, 25, 28, 34 ff., 41 f., 48, 54,
 64, 115, 127, 143, 153, 186 f., 191, 223. Tafel VIII
 Wilhelm II. (1859—1918),
 Kaiser und König 1888—1918. 51, 127
 Wilke, Henriette. 209
 Winkelmann, Verleger. 129
 Wittgenstein, Wilhelm Fürst zu (1770—1851),
 Staatsmann. 35
 Wigleben, Job von (1783—1837), General. 31, 35
 Wolf, Friedrich August (1759—1824), Philologe. 100 f.
 Wolff, Albert (1814—1892), Bildhauer. 62 f.
 Wolff, Amalie (1783—1851), Schauspielerin. 132 f. (Abb.)
 Wolff, Pius Alexander (1782—1828), Schauspieler.
 132, 137
 Wrangel, Friedrich Heinrich Ernst Graf von (1784—1877),
 Generalfeldmarschall. 204
- Yorck, Ludwig Graf von (1759—1830), General-
 feldmarschall. 30, 35, 60
- Zelter, Karl Friedrich (1758—1832),
 Musiker. 32, 108 f., 114, 136 (Abb.) f., 143, 154 f.
 Zieten, Hans Joachim von (1699—1786),
 General. 56, 59
 Zinzendorf, Nikolaus Ludwig Graf von (1700—1760),
 Gründer der Brüdergemeine. 91
 Zumpt, Karl Gottlob (1792—1849), Philologe. 108





Biblioteka Główna UMK



300052195948